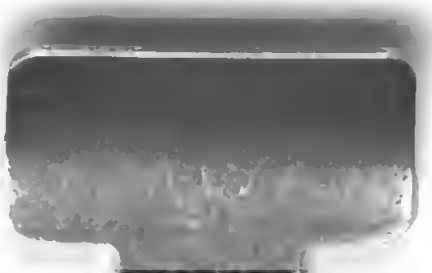
Volksmärchen der Deutschen

Johann Karl August Musäus



Digitized by Google

Großmütterchen
erzählt

J. K. A. Musäus
Volksmärchen der Deutschen

Mit Holzschnitten von Ludwig Richter u. a.

FKL
PT
2438
.M7
A7
1919
V.1

Erster Band

Herausgegeben von Paul Zaunert
Vierzehntes bis neunzehntes Tausend
Verlegt bei Eugen Diederichs, Jena 1922

178418

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung in fremde Sprachen vorbehalten. Copyright 1922 by Eugen Diederichs Verlag in Jena

Die Märchen der Weltliteratur

Herausgegeben
von Prof. Dr. Friedrich von der Leyen
und Dr. Paul Zaunert

Eng. 6-7-26

Inhalt

	Seite
Einleitung des Herausgebers	IX
Vorbericht an Herrn David Runkel	XXVI
Legenden von Rübezahl	1
Erste Legende	3
Zweite Legende	28
Dritte Legende	50
Vierte Legende	66
Fünfte Legende	84
Richilde	113
Stumme Liebe	159
Melechsala	245
Der Schatzgräber	337
Anmerkungen	389

Einleitung

Zu der Zeit, als der Geheimderat Goethe an „seine liebe Beichtigerin" die ersten Herzensergießungen seines „Tasso" sandte, und seine „Iphigenie" zum zweiten Male umschrieb, widerfuhr dem Herrn Professor Musäus, gleichfalls in Weimar wohnhaft, ein nicht geringer literarischer Ärger. Er hatte damals seinen „Grandison den Zweiten", sein Erstlingswerk, gründlich umgearbeitet, und glaubte doch ein respektables Stück Zeitsatire geliefert zu haben in der Schilderung des närrischen Landjunkers, der den britischen Tugendhelden getreu zu kopieren sucht in allem, in den abendlichen Betstunden mit Orgelbegleitung, der Bildergalerie à la Grandisonhall, ja sogar in den Gesichtszügen, und in den moralischen Fehlern, — kurz er hatte nichts unterlassen, das Buch so relevant zu machen, als ihm möglich war; und nun mußte er erleben, daß es unter dem Romanenpöbel versteckt blieb, daß das Publikum mehr Gefallen fand an all den empfindsamen Klostergeschichten, den endlosen „Begebenheiten der Reinfeldschen Familie", den „Eduard Rosenthal" und „Klärchen Rosenthal", den „Plimplamplaskos" und „Kakerlaks", den komisch sein sollenden Nachahmungen englischer Romane, und daß nach einem Jahre noch keine gelehrte Zeitung von seinem Werk Notiz genommen hatte. Und das verdroß ihn nicht nur darum, weil er sich nach dem Erfolge seines drei Jahre zuvor erschienenen zweiten Hauptwerks, der „Physiognomischen Reisen", für einen geschätzten Autor halten durfte; die Zugkraft seiner literarischen Erzeugnisse war zugleich ein wesentlicher Faktor im Haushaltsplan der Frau Professor. Er stammte ja keineswegs aus dürftigen Verhältnissen, er war aus einer hochachtbaren, weitverzweigten Familie, die seit einer Reihe von Generationen schon zur Bildungsschicht des Thüringer

Landes gehörte; seine Aszendenz väterlicher- wie mütterlicherseits, außer seinem Vater, weist lauter Pfarrer und Superintendenten, und in seinen Urgroßoheimen sogar zwei ansehnliche Professoren der Theologie auf. Wie es nun kam, daß dennoch ökonomische Erwägungen eine solche Rolle spielten in dem Gedankenaustausch, den Musäus über seine Pläne und Werke mit seiner Juliane pflog, und daß dieser auf einen so wesentlich anderen Ton gestimmt war, als der zwischen Goethe und Frau von Stein: das ist eine verhältnismäßig einfache Geschichte; das äußere Leben unseres ersten Märchenmannes verlief so ganz anders als das seines großen Weimarer Zeitgenossen.

Er war der einzige Sohn des Fürstlich Sachsen-Eisenachischen Amtskommissarius und Landrichters Johann Christoph Musäus. Mit neun Jahren kam er von seiner Vaterstadt Jena zu seinem Oheim, dem Superintendenten Weißenborn nach Allstedt, und bald darauf mit diesem nach Eisenach, und blieb auch im oheimlichen Hause, als sein Vater in derselben Stadt Justiz- und Oberamtmann wurde. Die spartanisch strenge Pädagogik des Oheims ließ dem Knaben wenig Freiheit, „er hatte täglich seinen vollen Napf heilsamer Katechismusmilch zu leeren und verkäuete dazu den Pumpernickel lateinischer Sprüchwörter, oder die Kartoffelmast aus dem Vokabeltroge"; aber es ist ihm gut bekommen. Er war hernach, als Student der Theologie in Jena ein fleißiger Kollegbesucher, und nicht minder unter lustigen Kommilitonen ein lustiger Herr Bruder, zu den festlichen Gelagen wegen seines munteren witzigen Wesens und seiner leichtflüssigen poetischen Ader stets willkommen; las sich zugleich als Mitglied der dortigen „Deutschen Gesellschaft" sehr eifrig in die zeitgenössische schöne Literatur hinein. Nach beendetem Studium hatte er bereits als Kandidat in Eisenach des öfteren die Kanzel bestiegen, und es stand

zu erwarten, daß er demnächſt in einem benachbarten Dorfe eine Pfarre erhalten würde. Daß er dann ſchließlich doch nicht die von ſeinem Vater unterbrochene Hochehrwürden-Reihe ſeiner Altvorderen fortgeſetzt hat, und daß das ſchalkhaft gutmütige Grübchengeſicht mit den klugen lachenden Augen, welches uns aus ſeinem Porträt anblickt, nun doch nicht unter dem Doppelkinn das obligate Bäffchen trägt, das kam, wie der Chroniſt berichtet, durch ein unſchuldiges Tänzchen, das ſich der Kandidat nicht hatte verſagen mögen. Die Bauernſchaft des Dorfes Farnroda, wo Muſäus Pfarrer werden ſollte, lehnte ihn darauf hin hartnäckig ab. Ein tanzender Pfarramtskandidat war ihr ein ſchweres Ärgernis, ſie mochte auch ſonſt den Eindruck von ihm haben, daß er nicht ſo ein richtiger Pfarrherr werden würde, wie ſie ihn ſich wünſchte; ſtieß man ſich doch in jenen Tagen ſchon daran, daß ein Eiſenacher Generalſuperintendent ſich einmal im dunkelgrünen Oberrock auf der Straße ſehen ließ, ſtatt, wie es ſich nach der paſtoralen Kleiderordnung gehörte, wenigſtens im halben Ornat zu erſcheinen, d. h. in ſchwarzem Frack, dergleichen langen Strümpfen, Schnallenſchuhen, Mäntelchen und Bäffchen, wie denn auch noch zwanzig Jahre ſpäter die guten Weimaraner, die ſich in der Folge an ſo manches gewöhnen mußten, ſich anfangs gar nicht an ihren neuen Generalſuperintendenten Herder gewöhnen konnten, der einen runden Hut trug, ritt und Schlittſchuh lief.

Ob nun jener Vorfall dem jungen Muſäus überhaupt die theologiſche Karriere, oder nur den Geſchmack daran, verdorben hat, — genug, er ſattelte um, wurde Informator, fing an zu ſchriftſtellern und fand im Jahre 1763 eine Anſtellung als Pagenhofmeiſter in Weimar, nachdem er kurz vorher nicht unglücklich mit ſeinem Roman „Grandiſon der Zweite, oder Geſchichte des Herrn von N... in Briefen entworfen" debütiert hatte. Sechs Jahre ſpäter ernannte

ihn die Herzogin Anna Amalia zum Professor am Gymnasium, und bald darauf heiratete er Juliane Krüger, eine Wolfenbütteler Stadtratskämmerers-Tochter. Die zwei hatten es nicht leicht; bei karger Besoldung hatte er täglich vier Stunden im Gymnasium, gab dann noch, um die schmalen Einkünfte zu verbessern, Privatunterricht an junge Herren und Damen vom Adel, und da es dann immer noch nicht reichte, so hatten sie während der ersten sechs, acht Jahre noch eine Anzahl Pensionäre, meist junge Lifländer, im Hause. Das war jedenfalls ein enges Wohnen, und wenn Musäus dann weiterhin, teils aus innerem Antrieb, teils des Honorars wegen die Schriftstellerei wieder aufnahm, und etwa, wie in seinen „Physiognomischen Reisen", die Verwirrung schildern wollte, die Lavaters Physiognomik in den Köpfen der deutschen Leser anrichtete, so saß er in derselben Wohnstube, in der „die rauschende Symphonie des Spinnrades und der Schnappweife" ertönte, und ein kleiner Karl und hernach noch ein kleiner August schrien; zumal im Winter war er auf diesen einen Raum angewiesen, wenn das kleine Gartenhaus im gepachteten Gärtchen an der Ilm nicht benutzbar war. Die Frau Professor, hitzigeren Temperaments als er, fand sich, scheints, nicht so schnell in die engen Verhältnisse wie Musäus; im ersten Ehejahrzehnt gab es manchen Strauß darüber, daß ihr Professor, den sie gern recht stattlich und soigniert gesehen hätte, immer und immer, Frühjahr wie Herbst, in demselben grauen Rocke und mit der runden nachlässig frisierten Locke erschien, teils aus Sparsamkeit, teils aus Bequemlichkeit; aber Musäus, der eine besondere Gabe besaß, alle Menschen nach ihrer Art zu behandeln und in gute Laune zu versetzen, und dabei doch im Grunde selbst zu tun, was er wollte, wußte durch guten Humor diese und andere ernsthaften Etats-Debatten und sonstige gewitterhafte Ehe-

ſtündlein ſtets wieder in eitel Wohlgefallen aufzulöſen, und wo etwa noch ein Wölkchen übrig blieb, das wurde aufgeſogen durch das bald ſcherzende bald ernſte, ſtets gleich herzliche Geburtstagskarmen, das der versgewandte Gatte in keinem Jahre verſäumte. Und ſein Julchen ließ ihm, wenn ſie den alten grauen Rock durchaus nicht mehr ſehen konnte, heimlich einen neuen machen, den er dann, nach ſeinem Grundſatz: zu geſchehenen Dingen ſoll man das beſte reden, ſtrahlend anzog.

Kurz, das Tänzchen, das unſeren Muſäus einſt um die Farnroder Pfründe gebracht hatte, hat dazu geholfen, daß ſeine eigentümlichen menſchlichen und ſchriftſtelleriſchen Gaben recht zur Entwickelung kamen; als Pfarrherr hätte er gemächlicher und ſorgenloſer gelebt, aber, bei ſeiner Anlage zu geiſtigem Embonpoint, vielleicht nicht ſo fleißig und ſo gut geſchrieben. So wurde ihm an Plackerei und Entbehrung grade ſo viel zugewogen, als nötig war, ſeinen Humor und ſeine Phantaſie in Bewegung zu ſetzen und ſie munter und behende zu erhalten.

Muſäus gehörte zu den Menſchen, denen, wie die Bibel ſagt, alle Dinge zum Beſten dienen müſſen, und ſo ging es ihm auch wieder mit jenem Ärger, den er anno 1781 bis 1782 erlebte. Nachdem er zunächſt „ſeinen Grimm an den Konſorten aus der Romaniſten-Gilde ausgelaſſen und dreißig ſolcher Philiſter in der ‚Allgemeinen Bibliothek‘ mit dem kritiſchen Eſelskinnbacken in die Pfanne gehauen hatte“, erwog er, daß es wohl an der Zeit ſei, mit noch andern Mitteln das deutſche Publikum von der „leidigen Sentimentalſucht“, dem Werther- und Siegwartfieber, zu kurieren, und ihm eine geſundere Koſt vorzuſetzen. Es war ihm als einem aufmerkſamen Beobachter der literariſchen Moden nicht entgangen, daß eben damals eine Gegenſtrömung bereits einſetzte. Die neue Überſetzung der Tauſend und einen Nacht,

und anderes, was er selbst in seinem launigen Vorbericht anführt, erkannte er als Anzeichen dafür. Anderseits wiesen Goethes und Bürgers Balladen, Herders „Volkslieder" sowie dessen Ideengänge überhaupt, darauf hin, daß man solche Stoffe auch zu Hause haben konnte.

In seinen besten Jahren, er war damals sechsundvierzig, beschloß also Musäus, deutsche Volksmärchen zu bearbeiten; und „seine liebe Frau meinte auch, daß es ein ganz lukrativer Artikel werden könnte." Manche Geschichte der Art war ihm gewiß schon in den Weg gelaufen oder von Jugend auf bekannt. Wenn er, auf seinen gelegentlichen Wanderungen nach Jena oder Gotha, mit aufgeknöpfter Weste daherkam, den nie fehlenden Regenschirm gegen Sonnenschein oder Unwetter aufgespannt, sein Bündel Wäsche oder auch ein für seine Jungen eingekauftes Steckenpferd an einem Stock auf der Schulter tragend, so gesellte sich wohl manchmal ein Handwerksbursche zu ihm, und es kamen unter den redseligen Thüringern dann gewiß auch allerhand Schnurren, Märchen, Volksreime und dergleichen aufs Tapet. Oder der Herr Professor blieb, wenn er einen Spaziergang vors Tor machte, bei einem arbeitenden Landmann stehen, und fing von Wirtschaft und Hauswesen, von Rüben und Kartoffeln an. Der Bauersmann ließ dann Hacke und Spaten ruhen, hielt seine Mütze in der Hand und wurde gesprächig. Aber auch der Herr Professor behielt seinen Hut in der Hand und bedeckte sich nicht eher, als bis der andere seine Mütze wieder aufsetzte. Auf die Weise gewann er die Leute und löste ihnen die Zunge.

In eine romantische Welt wurde ferner sein Blick gelenkt durch den Burgenreichtum seines Heimatlandes, und abgesehen von den Sagen, die über die vielen thüringischen Herrengeschlechter noch im Volke umgingen, war auch an Chroniken kein Mangel; die eine oder andere davon mochte

er ſchon als Schüler in der Bibliothek ſeines Oheims gefunden haben, ebenſo hat er vielleicht, ähnlich wie der junge Goethe, ſchon damals dieſes und jenes Volksbuch geleſen, etwa das von den „Drei Rolandsknappen, mit welchen ſich nach der unglücklichen Schlacht bei Ronceval viel merkwürdige Begebenheiten ereigneten“ oder den „Schleſiſchen Rübezahl“.

Jetzt ging er bewußt darauf aus, alle nur irgend erdenklichen Quellen nutzbar zu machen. „Er verſammelte,“ wie ſein Neffe Kotzebue erzählt, „eine Menge alter Weiber mit ihren Spinnrädern um ſich her, ſetzte ſich in ihre Mitte und ließ ſich von ihnen mit ekelhafter Geſchwätzigkeit vorplaudern, was er hernach ſo reizend nachplauderte. Auch Kinder rief er oft von der Straße herauf, ließ ſich Märchen erzählen und bezahlte jedes Märchen mit einem Dreier.“ Und eines Abends, als ſeine Frau nach Hauſe kam, dampfte ihr eine Wolke vom ordinärſten Knaſter entgegen; ihr Mann hatte ſich den alten Tambour Rippler, den jeder Gaſſenjunge in Weimar kannte, von der Straße hereingeholt, ihn mit einem Glas Branntwein traktiert, und bekam Märchen von ihm erzählt. Daneben verſtand es Muſäus auch ſehr gut, in allerlei Büchern Material aufzuſpüren. Außer Chroniken und ähnlichem leiſtete ihm jene vielgeſtaltige Volksliteratur gute Dienſte, die damals ja noch viel üppiger als heute neben der hohen Literatur blühte: Volksbücher, Kapuzinaden vom Schlage derer Abrahams a Santa Clara, gedruckte und ungedruckte Aufzeichnungen über ſpukhafte Begebenheiten, Nachrichten über verborgene Schätze, nebſt Anleitung, ſolche zu heben, jene Walenbücher, von denen Muſäus ſelbſt eins im „Schatzgräber“ als Quelle angibt. Auch ſonſt zitiert er ja noch dieſen und jenen Gewährsmann, aber er will mitunter nur den Eindruck chronikaliſcher Treue und Altertümlichkeit dadurch erwecken; auch wo er Quellen nennt,

ſchaltet er doch ſehr frei mit dem Stoff; anderſeits hat [illegible] ſicherlich manchmal literariſche Vorlagen gehabt, wo er ſie nicht nennt.

Dem Stoff, den er auf ſolche Weiſe zuſammentrug, ſtand nun Muſäus zunächſt mit dem überlegenen Lächeln und der Selbſtgewißheit des gebildeten aufgeklärten Mannes aus dem 18. Jahrhundert gegenüber. Es ſcheint ja zuvörderſt auf angenehme Unterhaltung abgeſehen zu ſein, zur Abwechſelung wird einmal die Zauberlaterne herbeigeholt, mit ihrem bunten Schattenſpiel an der Wand. Aber Muſäus zählte doch nicht ſo ohne weiteres zu den Rationaliſten der ſtrikten Obſervanz, er war z. B. unabhängig und Humoriſt genug, in der letzten Rübezahllegende auch die Starkgeiſterei ſeiner Zeit zu verſpotten. Er ſah doch mehr in dieſen alten Hiſtorien, die das Volk oder die Chroniken erzählten, als bloß vernunftwidrige kindiſche Fabeleien. Sie ſpiegelten ihm eine zwar oft von dumpfem Aberglauben gebundene, rauhere und manchmal auch rohere, aber dabei tüchtige und unverbildete Zeit wider. Und wenn er ihre Verirrungen belächelte, ſo ſtellte er doch anderſeits ganz bewußt dieſe rüſtigen, in ihren Tugenden und Gebrechen echten Menſchen einer „idealiſchen Welt" dem verzärteten Geſchlecht ſeiner Gegenwart vor Augen, das ſich mit galliſcher Küche und Sitte ſein geſundes deutſches Blut, und mit ſchlechten Büchern das geſunde Denken und Fühlen verdarb. Mit Vergnügen konſtatiert er, daß es in den Tagen ſeines Franz Melcherſohn noch kein ſolches Leſefutter gab, wie im Jahre 1783, ſondern nur die Sagen von Dietrich und Hildebrand, dem gehörnten Siegfried und dergleichen. Das Wunderbare aber, das einmal in dieſer Märchenwelt vorausgeſetzt wird, bot außerdem die Möglichkeit, in ungewöhnlichen Schickſalen und Situationen die Charaktere ſich voll entfalten zu laſſen, und gab ſo einen Erſatz für den Mangel an bedeutenden Gegenſtänden in der wirk-

lichen Welt; denn in der war damals in der langen Friedenszeit zwiſchen dem Siebenjährigen Kriege und der Revolution, und zumal in der engen bürgerlichen und kleinſtaatlichen Sphäre, in der Muſäus lebte, nicht viel zu holen; der Weimariſche Schloßbrand und die erwartete Geburt eines Erbprinzen waren große Momente in dem Einerlei, die wochenlang brieflich und mündlich diskutiert wurden. — So ſuchte und fand Muſäus denn in dieſen Volksmärchen Gelegenheit, mit einer zwar nicht tiefbohrend individualiſierenden, doch ſoliden und behaglichen Pſychologie greifbar, friſch und lebensvoll eine ganze Reihe der mannigfaltigſten Geſtalten zu ſchaffen, an denen wir noch heute unſere Freude haben; und die Märchen wuchſen ſich darüber zu Novellen aus.

Im übrigen blieb ihm das Wunderbare, zunächſt — eben einfach das Wunderbare; es iſt ihm Selbſtzweck. Es erging ihm damit, wie es uns zuerſt ergeht, wenn wir uns vom Alltag dem Märchen zuwenden: die Phantaſie freut ſich, einmal recht ſich ausfliegen zu können, ein Land der unbegrenzten Möglichkeiten ſcheint aufgetan; und ſo nimmt ſich Muſäus vor, „die Märchen noch zehnmal wunderbarer zu machen, als ſie urſprünglich ſind". Er verſpürt nicht den fauſtiſchen Drang, durch die Pforten des Geiſterreichs bis zu den Quellen alles Lebens hinabzuſteigen, den Naturdämonen, die ihm hier begegnen, ihr letztes Geheimnis abzufragen. Er nimmt dieſe wunderſamen Gebilde hin wie die Gaben der Natur; er verpflanzte ſie aus der damals noch luſtig grünenden und blühenden Volksphantaſie in ſeinen Märchengarten, wie er die Blumen und jungen Stämmchen, um ſich daran zu freuen, nicht um ihre biologiſchen Rätſel zu ergründen, in ſein Gärtchen an der Ilm ſetzte; und verfuhr dabei nach Gärtners Recht, gebrauchte hier die Schere, ließ dort einen Trieb weiter ausranken, faßte blühende Stauden und Kräuter zu wirkungsvollen Gruppen zuſammen, ſuchte durch Kunſt

und Kultur reicheren Flor zu erzielen. In seinen Äußerungen und Wirkungen faßt er das Wunderbare vergnüglich auf; eine Gespensterszene weiß er eindrucksvoll zu erzählen; einen besonders guten Blick aber hat er natürlich dafür, wo seine humoristische Laune ansetzen kann. Als Rübezahl die schöne Emma erblickt, fehlt es ihm an Körper, um einen festen und bleibenden Eindruck anzunehmen; die Organe der Geister sind zu fein dazu. Er verwandelt sich also in einen Kolkraben, nun sieht er aber alles mit Rabenaugen, und ein Nest Waldmäuse hat jetzt mehr Anziehendes für ihn als die badende Nymphe. Er gestaltet sich also in einen blühenden Jüngling um, und das war der rechte Weg, ein Mädchenideal in seiner ganzen Vollkommenheit zu umfassen. Solche Züge entspringen nicht einfach humoristischer Willkür. Unser Volksmärchen hat bereits vielfach selbst die Tendenz, das ursprünglich Wilde und Grausige ins Gemütlich-Komische hinüberzuspielen; man braucht bloß an die Wandlungen zu denken, die der Teufel in der Volksphantasie durchgemacht hat. Freilich Musäus geht weiter, und beispielsweise an der Art, wie er in „Melechsala" das Rosenwunder der heiligen Elisabeth erzählt, haben empfindliche Gemüter Anstoß genommen; aber wir möchten diese lustigen Schnörkeleien bei ihm doch nicht missen. Man kann auch über etwas lachen und es dabei doch noch lieben. Seine Laune bleibt immer ohne Galle, sein Witz ist oft treffend, aber nie giftig.

Das novellistische Ausspinnen der Motive brachte es mit sich, daß das altertümliche Sagen- und Märchenhafte in vielen Fällen mehr zurücktritt. Die Wunder- und Geisterwelt, die im Volksmärchen ganz selbstverständlich und unvermittelt da ist, weil sie eine ursprünglich sehr reale Macht war, wird nun mit einer halb lachenden, halb ernsthaften Motivierung an das Wirkliche und Menschliche geknüpft. Von der Ehe, die das Märchen mit dem in eine gesunde

Verſtändigkeit und ſolide Körperlichkeit wohl eingebetteten Muſäus einging, kann man ſagen, was er ſelbſt von dem Liebesbund zwiſchen ſeinem Krokus und der Waldnymphe ſagt: „In dem Maße, wie durch den Umgang mit der ſchönen Schattengeſtalt, die Empfindungen und der Gefühlsſinn des jungen Mannes ſich verfeinerten, ſchien ſich die zarte Form der Elfe zu verdichten und mehr Konſiſtenz zu gewinnen.“

Man darf die „Volksmärchen“ des Muſäus nicht nach dem heutigen Begriff des Märchens beurteilen, den erſt die Brüder Grimm geſchaffen haben. Die Zeit des Muſäus verſtand unter Märchen bloß eine mehr oder minder willkürliche phantaſtiſche Geſchichte; Mythus, Märchen und Sage, auch heute noch nicht ganz ſicher gegeneinander abgegrenzt, gingen ihr noch völlig durcheinander. Und ſo vereinigt denn auch Muſäus in ſeinen „Volksmärchen“ Erzählungen, die nach Herkunft, Entſtehung und Behandlung ſehr verſchieden ſind. In der vorher bereits durch Goethes „Stella“ aktuell gewordenen Hiſtorie von der Gleichiſchen Doppelehe und in „Liebestreue“ folgt er im ganzen dem Gang der Volksſage, die er geiſtreich pſychologiſierend ausmalt und dann wieder mit Hilfe von Epiſoden märchenhaft macht; in „Libuſſa“ behandelt er den Sagenſtoff, den ihm Dubravius lieferte, ſchon freier; in den Rübezahllegenden gruppiert er um eine von der Volksphantaſie geſchaffenen Geſtalt einen ganzen Zyklus; in „Richilde“, der „Chronika der drei Schweſtern“, „Rolands Knappen“, im „Geraubten Schleier“ und in der „Nymphe des Brunnens“ liegt immer ein Volksmärchen zugrunde, von denen aber namentlich das von der Schwanenjungfrau eine ſehr weſentliche Umgeſtaltung erfahren hat; in der „Stummen Liebe“, dem „Schatzgräber“ und „Ulrich mit dem Bühel“ werden jedesmal mehrere ganze Märchen ſowie Märchen- und Sagenmotive zu einer neuen Erzählung verſchmolzen, wozu dann noch Muſäus' eigene Phantaſie

viel hinzugetan hat; überhaupt freie Erfindung scheint eigentlich „Dämon Amor" zu sein.

Wir dürfen, wie gesagt, nicht an diese leichte luftige Märchenarchitektur den Maßstab unserer germanistischen Kenntnisse anlegen. Musäus würde sich sehr darüber amüsieren, wollten wir ihm vorrechnen, daß er einen so kühnen Bogen aus dem deutschen Schwanenjungfrauenmärchen zur griechischen Ledasage schlägt, daß er uns in „Libussa" mit einer tschechischen Stammessage konunt, daß er den „schwarzen Gott", den Czorneboh der Sorben-Wenden als Zauberer Zornebock in die „Bücher der Chronika" hinübereskamotiert hat. Wir wollen ihm lieber dankbar sein für so schöne Bereicherungen unserer mythologischen Kenntnisse wie diese, daß die drei Schönheits- und Verjüngungsquellen für die Fayen deutscher und anderer Nation ausgerechnet bei Zwickau im Königreich Sachsen, am Ursprung des Nils im Reich Habissinia und am Berge Ararat in Asia zu finden sind. Kurz, Musäus verarbeitete Volksmärchen, aber was er schrieb und schreiben wollte, sind Kunstmärchen. Er tat, was jeder Märchenerzähler tut, er paßte seine Märchen dem Publikum an, das er für sie gewinnen wollte. Und dies Publikum kam vom sentimentalen und Familienroman her oder von den im Gefolge von Goethes „Götz" auftretenden Ritterdramen und -Romanen, und allenfalls von den französischen Feenmärchen, der „Tausend und einen Nacht", und „Wielands Oberon". Und der Erfolg zeigte, daß er den rechten Weg gewählt hatte.

Der erste Band, der die „Bücher der Chronika", „Richilde" und „Rolands Knappen" enthielt und 1782 erschien, fand guten Absatz, und Frau Musäus konnte von dem Honorar 50 Reichstaler in Sicherheit bringen. Sie wurden nun kühn, und dachten daran, eine Lieblingsidee auszuführen, die ihnen schon seit einiger Zeit vorschwebte; sie beschlossen, sämtliche Honorare zur Erwerbung eines

Grundstückes anzuwenden, und zwar hatten sie sich ein leeres wüstes, aber sehr romantisches Plätzchen ausersehen, das sie erst noch kultivieren wollten, „nicht nur Gemüse darauf zu ziehen, sondern es mit vielen hundert blühenden Blumen und Sträuchern zu bepflanzen und ein kleines Feenschloß hineinzusetzen, das allenfalls zu einem Aufenthalte im Sommer dienen könnte, auch daselbst zu übernachten". Der Plan ging ihm besonders im Kopf herum, seit ihm die Ilmnajaden beinah aus dem Gartenhäuschen die Kanapees weggeschwemmt hatten; und er kam wirklich, im Jahre 1783, zustande. Im Osten der Stadt, auf der Altenburg, kaufte Musäus ein Stück Land, und baute ein Gartenhaus hinein, das ihm seine Gönnerin, die Herzogin Amalia, ausmöblierte; und nicht weit davon einen kleinen Tempel, den er mit einigen einfachen Statuen schmückte. Hier verbrachte er jeden freien Augenblick, trank seinen geliebten „Coffee", den er sich selbst in der Kanne aus seiner Wohnung am Ende der Seifengasse hinauftrug, und schrieb den dritten, vierten, fünften Band seiner „Volksmärchen". Auch durch rauhes Winterwetter ließ er sich nicht von diesem Aufenthalt trennen. Noch am 23. Dezember 1785 trug er sich selbst, wie schon oft zuvor, eine Reisigwelle hinauf, und machte sich ein Feuer an in seinem Feenschlößchen, um dort ein Neujahrslied für den Küster der Weimarer Stadtkirche zu dichten, der es mit einem Laubtaler bezahlte. Musäus verwuchs mit seinem Gärtchen so, daß er in seinen drei letzten Lebensjahren ein „Gartenjournal" über alle dort verlebten Tage führte; darin verzeichnete er getreulich, was er dort getan und erlebt, was er für Wetter gehabt hatte, zog die Summe aller schönen Tage des ganzen Jahres, begrüßte freudig die Wiederkehr des Frühlings, schrieb auf, was für Blumen und Gemüsesorten er gezogen, was für Bäumchen er gesetzt, was für häusliche Sorgen ihm durch den Kopf ge-

gangen, was für Picknicks er dort gehalten, welche Besuche er empfangen hatte. Viele berühmte Weimarer und auswärtige Namen sind darunter; Goethe führte ihm z. B. am 20. Juli 1786, wie das „Gartenjournal" berichtet, den Verfasser der „Physiognomik" zu; Musäus schrieb Lavatern ins Stammbuch: „Mein Herz strebt Dir entgegen voll reiner Liebe", und Lavater küßte ihn zweimal beim Abschied. Goethe blieb dem Erzähler der Volksmärchen eine fremde Welt, niemals ist sonst bei diesem die Rede von den Werken oder der Person des „Zauberers, des schönen Hexenmeisters mit schwarzem Augenpaar und Götterblicken, gleich mächtig zu töten und entzücken", wie ihn Wieland begrüßte. Letzterer und der vielseitige Bertuch waren die Freunde des Musäus. Er gehörte zu dem Kreise von Schriftstellern und Künstlern, der sich dort in der Ära der Herzogin-Regentin Amalia bildete, und der die Blütezeit Weimars vorbereitete. Außer den Genannten waren es der Legationsrat Heermann, neben Wieland Prinzenlehrer und später Bibliothekar, ferner dessen Kollege an der Bibliothek, der kleine Schmidt, ein sehr gelehrter Mann, dem Musäus vielleicht mancherlei Material verdankte, und als jüngster der Regierungsrat und Kammerherr v. Einsiedel. Diese Männer verbanden sich mit Musikern wie Wolf und Schweitzer und den verschiedenen seit 1767 in Weimar auftretenden Schauspielergesellschaften zu gemeinsamem Wirken, unter der Protektion einer Fürstin, die „überzeugt war, daß ein wohlgeordnetes Theater nicht wenig beitrage, den Geschmack und die Sitten eines Volkes unvermerkt zu verbessern und zu verschönern". Derselbe Musäus, der Gelegenheitsgedichte, das Stück zu einem Taler, für die Familienfeste der Bürger oder für den Küster zu Neujahr verfertigte, schrieb den von Hiller komponierten Prolog, mit dem der Prinzipal Koch 1768 seine Vorstellungen in Weimar eröffnete; er verfaßte den Text zu der von Wolf

komponierten Operette „Das Gärtnermädchen", für eine Bühne, auf der das deutsche Singspiel seinen Frühling erlebte; er saß im Schloßtheater, als die erste deutsche Oper, „Alceste", von Wieland und Schweitzer, aufgeführt wurde; er sah Ekhof, der 1771—74 mit der Seylerschen Truppe in Weimar war, als Richard den Dritten und als Herzog Michel, als Odoardo Galotti und als Vater Rode. Und als, nach dem Schloßbrande von 1774, die weimarische Theaterlust zunächst in dem Privattheater wieder auflebte, da zog man ihn zu den Liebhabervorstellungen heran, er spielte da z. B. den Wirt in Goethes „Mitschuldigen" und den Ahasverus im „Jahrmarktsfest". Seine literarischen Verdienste und sein Anteil am Theaterwesen, nicht minder seine rein menschlichen Qualitäten, seine natürlich joviale und dabei stets höfliche Art, gewannen ihm die Gunst der Herzogin, die ihm freundlich durch die Finger sah, wenn daneben seine Amtsführung nicht immer musterhaft war.

Während der fünf Gartenjahre, die dem Musäus noch gegönnt waren, schriftstellerte er fleißig, und mutete sich dabei wohl zu viel zu; es stellten sich mancherlei Beschwerden ein, die er wenig beachtete. Eines seiner damals entstandenen Werke, „Freund Heins Erscheinungen in Holbeins Manier" (1785), in dem er den Text zu den Kupfern von J. R. Schellenberg lieferte, schließt er mit dem Appell an den Sensenmann:

„Es sei! wir müssen uns ergeben.
Nimm, Würger, nimm den Mottenraub für dich!
Nur unser Kunstprodukt laß leben,
Und fahre mit uns säuberlich!"

Freund Hein hatte ein Einsehen; im Herbst des Jahres 1787 nahm er ihn unvermutet, sacht und säuberlich hinweg. Das zunächst gemeinte „Kunstprodukt", die „Erscheinungen Freund Heins" sind ja allerdings verschollen; dafür lebt aber ein anderes, seine Märchen, fort.

Der Text der „Volksmärchen", wie er im folgenden sich bietet, geht wieder auf die erste Ausgabe (1782—87) zurück, die einzige, die ganz von Musäus Hand ist. Es soll damit zugleich die Vernachlässigung wieder gut gemacht werden, die dem Musäus immer von neuem widerfahren ist bis in unsere, in solchen Dingen doch sonst so kritisch, ja überempfindlich gewordene Zeit hinein. Zu manchen verdorbenen Lesarten, die sich seit der zweiten Ausgabe einschlichen, traten Veränderungen hinzu, die Wieland, als Herausgeber, vornahm. Der Dichter des „Oberon" hat dabei keine glückliche Hand gehabt. Wieland und Musäus sind verwandte Naturen, sie sind gewiß gut miteinander ausgekommen und haben viel Freude aneinander gehabt, aber ihre schriftstellerische Art war doch verschieden. Wieland ist viel weniger Schwabe geblieben, als Musäus Thüringer war. Wieland ist der weltbürgerlichere, weltmännischere, er war beweglicheren Geistes, hatte den weiteren, freieren Blick. An Musäus, der vielleicht nie über Thüringens Grenzen hinausgekommen ist, haftete viel mehr von der Art der Heimat, wenn er auch anderseits ja auf keiner Seite verleugnet, daß er zu derselben Generation wie Lessing und Wieland gehört. Wie in seinen Stoffen, so auch in seiner Sprache ging er auf mündliche Überlieferungen und auf alte Chronisten usw. zurück, anderseits gebraucht er in seiner lässig humoristischen Art, mit der er seinen Stoff nun einmal anfaßt, gern ungewöhnliche Fremdwörter. Wieland hat da in Wortwahl, Wortform und Satzbau manches wegretuschiert, was der Prosa des Musäus gerade ihre eigentümliche Färbung und ihren charakteristischen Rhythmus gibt.

Wo Musäus altem Sprachgebrauch folgt oder alten Volksaberglauben und dergleichen hereinzieht, und anderseits, wo er sich und seine Leser mit satirischen Anspielungen auf Tagesliteratur und Tagesereignisse vergnügt, waren ge-

legentliche Erläuterungen nötig; meine Anmerkungen am Schluß eines jeden Bandes beſchränken ſich auf das Notwendigſte und wollen die Ausgabe nicht beſchweren mit Dingen, die man in jedem modernen Konverſationslexikon finden kann. Die humoriſtiſchen Seitenblicke und die Betrachtungen bei Muſäus ſtören niemals die Einheitlichkeit des Eindrucks. Seine Erzählungskunſt erweiſt darin ihre Tragfähigkeit. Dieſe Einheitlichkeit beruht nicht ſowohl auf dem, was wir heute märchenhafte Stimmung nennen, als auf der ſicher in ſich ſelbſt ruhenden, jovial beſchaulichen Perſönlichkeit des Erzählers, auf ihrer wahrhaft epiſchen Ruhe.

Da die „Volksmärchen der Deutſchen" des Muſäus hier in einer Reihe mit anderen Bänden erſcheinen, die deutſche Volksmärchen im heutigen Sinne enthalten, ſo war es angebracht, feſtzuſtellen, wie weit auch ſie wirklich ſolche ſind; das geſchieht gleichfalls in den Anmerkungen zu den einzelnen Märchen. Es zeigt ſich dabei, daß Muſäus doch feſter in deutſcher Volksüberlieferung wurzelt, als man ihm vielfach hat zugeſtehen wollen. Ferner mag die Tatſache, daß ſich in den im 19. Jahrhundert aufgezeichneten Volksmärchen Spuren einer Einwirkung von Muſäus finden, denen zu denken geben, die immer noch an der ſchroffen Gegenüberſtellung von Volks- und Kunſtmärchen feſthalten, und glauben, daß mit letzterem der Nebenbegriff des Künſtlichen, „Unechten" notwendig verbunden ſein müſſe. Muſäus hat die Gebildeten ſeiner Zeit zuerſt wieder zum deutſchen Märchen hingeführt, er hat im Geiſte ſeiner Zeit erzählt, aber die Zeit ſtand ja wohl geiſtig hoch genug, daß wir uns gern einmal mit einem ſo angenehmen alten Herrn aus jenen Tagen unterhalten.

Marburg, im Oktober 1912 Paul Zaunert

Vorbericht an Herrn David Runkel, Denker und Küster an der St. Sebaldskirche in — meinen sehr werten Freund

Wir Schriftsteller pflegen sonst die Vorreden unsrer Lukubrationen gewöhnlich an den geneigten Leser oder ans ganze erlauchte Publikum zu adressieren; ich entsage dieser Gewohnheit aus guten Gründen. Zu bescheiden, mir herauszunehmen, das Auge der Leser in den rechten Sehpunkt zu rücken oder, wie viele tun, mit Lorgnette und Brille ihnen entgegenzulaufen; denn das heißt im Grunde doch, sie samt und sonders für Dreischrittseher erklären; zu stolz, mein Produkt ihnen anzupreisen, und zu leutescheu, das ganze erlauchte Publikum in einer Vorrede anzuschreien, das von den Hausierern, die auf den Märkten ihre Ware ausrufen, ungern Notiz zu nehmen scheint, gedenke ich das lediglich mit Ihm, werter Freund, zu verabhandeln, was ich in Autorangelegenheiten gegenwärtig auf dem Herzen habe.

Gleich beim Uranfang unsrer Bekanntschaft, welche ich, wie ganz Deutschland, Herrn Daniel Chodowiecky verdanke*, ist mir Seine Physiognomie so auffallend gewesen, daß ich von den Talenten Seines Geistes ein sehr günstiges Vorurteil hege. Schlauheit

* Die Leser werden ersucht, im Göttingischen Taschenkalender das Monatskupfer zum April vom Jahre 1782 nachzusehen, wenn sie dieser Stelle einen Geschmack abgewinnen wollen.

und Spähungsgeiſt blicken Ihm unverkennbar aus den Augen. Die gewölbte, vorſtrebende Stirn gleicht einer ſilbernen Schüſſel, in welcher die Hirndrüſe, der goldne Apfel des Verſtandes für die drei operationes mentis, allgnugſam Platz und Raum hat; die aufgeſtutzte Naſe ſcheint eine der weitriechenden zu ſein; die dünnen Lippen und das ſpitze Kinn — doch beide deuten minder auf Eigenſchaften des Geiſtes als des Herzens; daher enthalte ich mich, darüber zu urteilen und überlaſſe dieſe Prüfung Seiner Geliebten und nun vermutbaren Ehekonſortin, welche Er in dem Augenblick unſrer erſten Bekanntſchaft mit einem Heuratsantrag unterhielt, wovon zwar kein Wort hörbar, aber doch aus Seiner ganzen Körperform zu urteilen war, daß Er in einem hohen Tenor perorierte und jedes auf der Wagſchale des Verſtandes abgewogne Wort mit großer Bedächtlichkeit und Präziſion über die dürren Lippen fallen ließ.

Mit dieſen Talenten verſehen, iſt Er gerade der Mann, den ich wünſche, um mich gegen Ihn in Betreff des Büchleins, das Er vor Augen ſieht, zu expektorieren.

Bei der flüchtigen Überſicht des Titels könnt Ihm, wenn Er ein Küſter von gemeinem Schlage, das iſt, der gewöhnlichen Menſchen einer wär, der ſchale Gedanke einfallen: wozu dienet dieſer Unrat? Märchen ſind Poſſen, erfunden, Kinder zu ſchweigen und einzuſchläfern, nicht aber das verſtändige Publikum damit zu unterhalten. Allein Seine Phyſiognomie iſt mir

Bürge, daß es ihm nicht begegnen kann, ein so mächtig windschiefes Urteil ohne nähere Untersuchung der Sache sich entfallen zu lassen. Er, als ein spekulativer Kopf und Menschenspäher, hat sonder Zweifel längst die Beobachtung gemacht, daß der menschliche Geist in seinem unaufhörlichen Ringen und Streben nach Beschäftigung und Unterhaltung ebensowenig ein Kostverächter ist, als sein Nachbar und Hausgenoß, der Magen, nach Nahrung und Speise, daß aber der eine wie der andere zu Zeiten eine Abwechselung begehrt, um Ekel und Überdruß zu vermeiden. Ich trau Ihm soviel literarische Kenntnis zu, daß Er weiß, wie die Aktien der dermaligen Modelektüre laufen, welche zur angenehmen Beschäftigung und Unterhaltung des Geistes bestimmt ist, oder wenn Ihm das Amt der Schlüssel an der St. Sebaldskirche, wie das ein sehr möglicher Fall ist, an der Erweiterung Seiner Erkenntnis sollte hinderlich gewesen sein, so will ich Ihm nicht verhalten, daß in dem letzten Jahrzehend die leidige Sentimentalsucht in der modischen Büchermanufaktur dergestalt überhand genommen, daß der Sturm des Herzdranges der deutschen Skribenten mehr empfindsame Schriften ins Publikum gewehet hat, als ehedem der heiße Südwind vom Schilfmeer her Wachteln ins Israelitische Lager warf. Daher denn eben nicht zu verwundern ist, wenn dem deutschen Publikum ebenso wie vormals dem israelitischen für der losen Speise ekelt und ersteres nach den Zeitbedürfnissen zur Unter-

haltung ſich nach einer Abwechſlung ſehnt. Was iſt billiger und leichter, als dieſen Wunſch zu vergnügen? Meiner unvorgreiflichen Meinung nach wärs wohl Zeit, die Herzgefühle eine Zeitlang ruhen zu laſſen, das weinerliche Adagio der Empfindſamkeit zu endigen und durch die Zauberlaterne der Phantaſie das ennüyierte Publikum eine Zeitlang mit dem ſchönen Schattenſpiel an der Wand zu unterhalten.

Er würde eine große Ignoranz in der Menſchenkunde verraten, mein werter Herr Runkel, wenn Er ſich den Zweifel beigehen ließ, ob die Spielwerke der Phantaſie dem Geiſte auch gnügliche Unterhaltung gewähren, oder mit andern und zweckmäßigern Worten: ob Volksmärchen den empfindſamen Schriften beim leſenden Publikum die Wage halten möchten? Das würde beweiſen, daß Er noch wenig über die Natur der Seele nachgedacht hätte; die Erfahrung müßte Ihn ſonſt belehret haben, daß die Phantaſie gerade die liebſte Geſpielin des menſchlichen Geiſtes und die vertrauteſte Geſellſchafterin durchs Leben ſei, von der erſten Entwickelung der Seele aus der kindiſchen Hülſe bis zum Einſchrumpfen der körperlichen Organiſation im ſpäten Alter. Das Kind verläßt ſein liebes Spielwerk, Puppe, Steckenpferd und Trommel, der wildeſte Gaſſenläufer ſitzt ſtill und horchſam, wenn ein Märchen, das iſt eine wunderbare Dichtung, ſeine Phantaſie anfacht, hört ſtundenlang mit geſpannter Aufmerkſamkeit zu, da er bei der Erzählung wahrer Begebenheiten ermüdet

und ſobald es möglich dem inſtruktiven Schröckh entläuft. Der Hang zum Wunderbaren und Außerordentlichen liegt ſo tief in unſerer Seele, daß er ſich niemals auswurzeln läßt. Die Phantaſie, ob ſie gleich nur zu den untern Seelenfähigkeiten gehöret, herrſcht, wie eine hübſche Magd gar oft über den Herrn im Hauſe, über den Verſtand. Der menſchliche Geiſt iſt alſo geartet, daß ihm nicht immer an Realitäten genügt. Seine grenzenloſe Tätigkeit wirkt in das Reich hypothetiſcher Möglichkeiten hinüber, ſchifft in der Luft und pflügt im Meere. Was wär das enthuſiaſtiſche Volk unſrer Denker, Dichter, Schweber, Seher ohne die glücklichen Einflüſſe der Phantaſie? Aber auch ſelbſt der kalte Vernünftler geſtattet ihr zuweilen ein vertrauliches tête-à-tête, wirft Möglichkeit und Wirklichkeit durcheinander und bildet ſich unterhaltende Träume, oder nutzt die Erfindungen einer fremden Zauberlaterne, um ſeinen philoſophiſchen Forſchungsgeiſt damit zu nähren. Denn außer Zweifel iſt es dem Studium der Menſchenkunde angemeſſen und der Beobachtung eines Denkers anſtändig, nicht nur zu bemerken, wie Menſchen nach ihrer verſchiedenen Lage in der wirklichen Welt im Denken und Handeln ſich benehmen, ſondern auch, wie unſre Väter zu ſagen pflegten, zu erlaubter Gemütsergötzung zu erforſchen, wie ſie in einer idealiſchen Welt, wenn andre Umſtände und Verhältniſſe einträten, ſich äußern würden.

Hieraus wird Ihm nun wohl, werter Freund, klar

einleuchten, daß die Spiele der Phantaſie, welche man Märchen nennt, zur Unterhaltung des Geiſtes allerdings ſehr bequem ſind und daß das hochlöbliche Publikum bei dem Tauſche, ſtatt des empfindſamen Gewinſels ſich mit Volksmärchen amüſieren zu laſſen, nichts einbüßen werde. Wenigſtens hat bereits die Erfahrung gelehret, daß das italiäniſche Publikum die Volksmärchen des Herrn Carl Gozzi, der ihnen ein dramatiſches Gewand gab, ſehr günſtig aufgenommen. Nun kann es Ihm auch nicht ſchwer fallen, die allegoriſche Titelvignette ſich zu erklären, welche zu entziffern Er ohne vorgängige Belehrung ſeinen ſpekulativen Kopf vergeblich würde angeſtrengt haben. Wer ſieht nicht, daß der Genius Verſtand ſich freundlich an die wohlgenährte Nymphe Phantaſie anſchmiegt und mit ihr traulich im Gebiete ihrer erträumten Zauberpaläſte luſtwandelt? Oder mit andern Worten: wer ſieht nicht, daß die Phantaſie nach der Sitte unſers Zeitalters auch hier mit dem Verſtande davonläuft?

Nächſt dieſer wohlgemeinten Belehrung halt ich noch eine anderweite Zurechtweiſung für Ihn nicht überflüſſig. Er könnte leicht auf den Irrwahn geraten, der Erzähler dieſer Volksmärchen ließe ſich beigehen, das Publikum auf einen andern Ton zu ſtimmen; aber das zu wollen, wäre Vermeſſenheit. Hat doch Klopſtock mit all ſeinem Gewicht und Anſehen nicht vermocht, durch ſeinen publizierten orthographiſchen Kodex einen einzigen Buchſtaben von der Stelle zu

rücken, wie könnt ein Skribent ohne Namen sich e[illegible] dreusten, dem Geschmack des Publikums eine andere Richtung zu geben? Hör Er, Freund, wie die Sache stehet.

Viele und zum Teil berühmte Männer haben das Bedürfnis, der angenehmen Lektüre ein neues Feld zu eröffnen, damit der Leserenthusiasmus nicht erkalte, der die edle Bücherfabrik in Atem erhält, bereits erkannt und demselben möglichst abzuhelfen sich bestrebt. Der gelehrte Rektor Voß, dessen Name Ihm vermöge des Nexus zwischen Kirch und Schule nicht unbekannt sein kann, ist unter uns zuerst darauf verfallen, das lesende Publikum von der abgenutzten Empfindsamkeit zu den mannigfaltigen Spielen der Phantasie zurückzuführen und hat rasch die bekannten morgenländischen Erzählungen der Tausend und Einen Nacht, ohne Zutat der geringsten Spezerei wieder aufgewärmt. Ob nun gleich diese Olla potrida den Hochgeschmack der Neuheit längst verloren und solchen in der Voßischen Küche wahrlich! nicht wiedererlangt hat, so beweist doch der schnelle Fortgang des Werkes, daß der Meister Koch richtig kalkuliert und für den Geschmack des Publikums eine interimistische Mahlzeit aufgetischt habe. Zu gleicher Zeit nahm Freund Bürger, der Seifensieder*, aus dem nämlichen Be-

* Laut öffentlicher Ankündigung von der zu unternehmenden Umschaffung der Tausend und Einen Nacht mit dem Motto:

Help Got mit Gnaden,
Hie wird och Seepe gesaden.

wegungsgrunde dasselbe Pensum in Arbeit, Vorhabens, die ganze Masse umzuschmelzen und nach eigner Komposition ein Produkt daraus zu schaffen, das die Erwartung des Publikums nicht getäuscht haben würde. Aber entweder ist ihm das Feuer zu zeitig ausgegangen oder die Masse hat sich verkocht, ist umgeschlagen oder noch nicht zu gehöriger Konsistenz gediehen, gnug, er hat seine Zusage bis jetzt noch nicht erfüllt. Dem ungeachtet heißt es hier: et voluisse sat est, um das daraus zu folgern, weshalb die historischen Belege hier angezogen werden.

Kennt Er den Wielandschen Oberon? Ohne Zweifel hat dieses glänzende Meteor auch in dem engbegrenzten Horizont Seiner niedrigen Wohnung hinter dem hohen Schieferdache der St. Sebaldskirche geleuchtet. Nun, was ist denn dies Gedicht anders als ein schön versifiziertes Märchen von achtzehn oder mehr tausend Reimen? Und hat nicht die erhabne Beherrscherin eines Weltteiles die Früchte einer blühenden Einbildungskraft unlängst zum Nutzen und Vergnügen ihrer thronwürdigen Enkel reifen lassen?

Daß eine solche Konkurrenz mehrer zu einer Klasse gehörigen auffallenden Produkte in dem Geschmack der Lesebücher aller Wahrscheinlichkeit nach eine Revolution bewirken werde, kann Ihm als einem feinen Denker nicht verborgen sein, und was Er vermöge dieser Belehrung einsieht, das hat der weise Raspe in Nürnberg durch eigene Spekulation bereits lange

vor Ihm eingesehen, welcher mit einer neuen [redacted] der veralteten hölzernen Übersetzung des Kabinetts [redacted] Feen von der Madame d'Aulnoy, in neun Teilen, zum Vorschein gekommen ist, ohne zu besorgen, daß ihm die ganze Auflage oder nur ein Exemplar davon zu Makulatur werde.

Hieraus, werter Freund, wird Er unschwer ermessen, daß der Referent gegenwärtiger Märchen kein ander Verdienst sich zueignen könne als das, in dem wieder neuangebauten Felde der unterhaltenden Lektüre ein eignes Stückchen Acker eingezäunt zu haben, um unter den verschiedenen Gattungen von Märchen das Volksmärchen, auf dessen Kultur bisher noch kein deutscher Skribent verfallen war, zu bearbeiten. Aber da ist ein böser Nachbar gekommen, welcher, da der neue Pflanzer mit Schippe und Spaten geschäftig war, sich einfallen läßt, gerade neben ihm sich anzusetzen, durch gleiches Beginnen ihm ins Metier zu greifen und frischweg im Meßkatalog die Früchte seiner Ernte, ohne Mißwachs oder Wetterschlag zu ahnden, auf künftige Herbstmesse anzukündigen*. Um daher seine wohlgegründeten Prioritätsjura zu wahren und bei Ihm, Herr Patron, nicht in den Verdacht zu geraten, als ob sein Klient jemands Nachtreter sei oder auf einen Einfall, der bereits das Eigentum eines andern war, Jagd gemacht zu haben, hat sich dieser zu seiner Legitimation genot-

* Unter dem Titel: Volksmärchen, aus verschiedenen Sprachen übersetzt. Berlin.

drungen gesehen, zwischen der Meßzeit mit seinem Spizilegium hervorzutreten, und das ist die Ursache, werter Freund, daß Er diese Bogen zu einer Zeit empfängt, wo die Meßprodukte sonst noch nicht zu reifen pflegen. Beiläufig sieht Er hieraus, was die Autorambition für eine zarte, empfindsame Pflanze sei, die eine so sorgfältige Prozedur zu erfordern scheinet. Wiewohl es sich begeben kann, daß beide Erzähler sich gar nicht in den Weg treten. Denn da der Berliner nur Übersetzungen verheißt, hier aber, wie Er vor Augen sieht, vaterländische Originale aufgetischt werden, so kann es leicht sein, daß der eine von uns eine Stiege Hühner, der andre Gänse zu Markte trägt, die doch nicht einerlei sind, ob sie gleich beide zu der Familie der Haustiere oder des zahmen Geflügels gehören.

Noch sind ich, werter Herr Runkel, dies und das in Seinem Kopfe zu berichtigen, ehe wir uns scheiden, um zu verhüten, daß Er, an dessen günstigem Urteil mir alles liegt, diese Probe nicht schief beurteile Dieser Fingerzeig betrifft Wesen, Form, Ton und Haltung der vorliegenden Erzählungen.

Volksmärchen sind keine Volksromane oder Erzählungen solcher Begebenheiten, die sich nach dem gemeinen Weltlaufe wirklich haben zutragen können; jene veridealisieren die Welt und können nur unter gewissen konventuellen Voraussetzungen, welche die Einbildungskraft, solang sie ihrer bedarf, als Wahr-

heit gelten läßt, sich begeben haben. Ihre Gestalt ist mannigfaltig, je nachdem Zeiten, Sitten, Denkungsart, hauptsächlich Theogonie und Geisterlehre jedes Volkes auf die Phantasie gewirket hat. Doch dünkt mich, der Nationalcharakter veroffenbare sich darin ebensowohl, als in den mechanischen Kunstwerken jeder Nation. Reichtum an Erfindung, Üppigkeit und Überladung an seltsamen Verzierungen zeichnen die morgenländischen Stoffe und Erzählungen aus; Flüchtigkeit in der Bearbeitung, Leichtigkeit und Flachheit in der Anlage die französischen Feereien und Manufakturwaren; Anordnung und Übereinstimmung und handfeste Komposition die Gerätschaft der Deutschen und ihrer Dichtungen.

Volksmärchen sind aber auch keine Kindermärchen; denn ein Volk, weiß Er wohl, bestehet nicht aus Kindern, sondern hauptsächlich aus großen Leuten, und im gemeinen Leben pflegt man mit diesen anders zu reden als mit jenen. Es wär also ein toller Einfall, wenn Er meinte, alle Märchen müßten im Kinderton der Märchen meiner Mutter Gans erzählet werden. Ob Er gleich Seinem Amt und Beruf nach mit dem Orgelton nichts zu schaffen hat, wie Ihm im Göttinger Taschenkalender fälschlich beigemessen wird*: so weiß ich doch, daß Er überhaupt viel auf guten Ton hält. Darum merk Er zu beliebiger Notiz, daß ich den Ton der Erzählung, soviel möglich, nach Beschaffen-

* Man sehe oftbelobten Kalender S. 106.

[redacted] der Sache und dem Ohr der Zuhörer, d. h. einer gemiſchten Geſellſchaft aus groß und klein, zu bequemen bemüht geweſen bin. Hab ichs Ihm, werter Herr Runkel, damit zu Danke gemacht, ſo iſt mirs angenehm, wo nicht, ſo tut mirs leid. Wenn Er ſich inzwiſchen den Erzähler als Komponiſten denkt, der eine ländliche Melodie mit Generalbaß und ſchicklicher Inſtrumentalbegleitung verſieht: ſo hoff ich, wird ſchon alles recht ſein.

Übrigens iſt keins dieſer Märchen von eigner oder ausländiſcher Erfindung, ſondern, ſoviel ich weiß, ſind ſie insgeſamt einheimiſche Produkte, die ſich ſeit mancher Generation, bereits von Urvätern auf Enkel und Nachkommen durch mündliche Tradition fortgepflanzet haben. Im weſentlichen iſt daran nichts verändert: ſie ſind nicht eingeſchmolzen, auch nicht umgeprägt wie ehemals die franzöſiſchen Goldmünzen, auf welchen in einem ſeltſamen Gemiſch Ludwig des XV. Bildnis oft mit der Perücke oder Naſe ſeines Ältervaters zum Vorſchein kömmt. Doch hat ſich der Verfaſſer erlaubt, das Vage dieſer Erzählungen zu lokaliſieren und ſie in Zeiten und Örter zu verſetzen, die ſich zu ihrem Inhalt zu paſſen ſchienen. Ganz in ihrer eigentümlichen Geſtalt waren ſie nicht wohl zu produzieren. Ob es aber mit Bearbeitung dieſer rohen Maſſen ihm alſo gelungen, wie ſeinem Nachbar dem Bildner, der mit kunſtreicher Hand durch Schlägel und Meißel aus einem unbehülflichen Marmorwürfel bald einen Gott, bald

einen Halbgott oder Genius hervorgehen läßt, der nun in den Kunstgemächern pranget, da er vorher ein gemeiner Mauerstein war: das zu entscheiden, werter Herr Runkel, ist jetzt Seine Sache.

Geschrieben im Rosenmond 1782

Legenden von Rübezahl

Auf den oft und matt besungenen Sudeten, der Schlesier Parnaß, hauset in friedlicher Eintracht neben dem Apoll und den neun Musen der berufene Berggeist, Rübezahl genannt, der das Riesengebürge traun berühmter gemacht hat, als die schlesischen Dichter allzumal. Dieser Fürst der Gnomen besitzt zwar auf der Oberfläche der Erde nur ein kleines Gebiet, von wenig Meilen im Umfang, mit einer Kette von Bergen umschlossen, und teilt dies Eigentum noch mit zwei mächtigen

Monarchen, die sein Condominium nicht einmal anerken[illegible]. Aber wenige Lachter unter der urbaren Erdrinde hebt seine Alleinherrschaft an, die kein Partagetractat zu schmälern vermag, und erstreckt sich auf achthundertsechzig Meilen in die Tiefe, bis zum Mittelpunkt der Erde. Zuweilen gefällt es dem unterirdischen Staroſten, seine weitgedehnten Provinzen in dem Abgrunde zu durchkreuzen, die unerschöpflichen Schatzkammern edler Fälle und Flötze zu beschauen, die Knappschaft der Gnomen zu mustern und in Arbeit zu setzen, teils um die Gewalt der Feuerströme im Eingeweide der Erde durch feste Dämme aufzuhalten, teils mineralische Dämpfe zu fahen, mit reichhaltigen Schwaden taubes Gestein zu beschwängern und es in edles Erz zu verwandeln. Zuweilen entschlägt er sich aller unterirdischen Regierungssorgen, erhebt sich zur Erholung auf die Grenzfeste seines Gebietes und hat sein Wesen auf dem Riesengebürge, treibt da Spiel und Spott mit den Menschenkindern, wie ein froher Übermütler, der, um einmal zu lachen, seinen Nachbar zu Tode kützelt.

Denn Freund Rübezahl, sollt ihr wissen, ist geartet wie ein Kraftgenie, launisch, ungestüm, sonderbar; bengelhaft, roh, unbescheiden; stolz, eitel, wankelmütig, heute der wärmste Freund, morgen fremd und kalt; zu Zeiten gutmütig, edel und empfindsam; aber mit sich selbst in stetem Widerspruch; albern und weise, oft weich und hart in zween Augenblicken, wie ein Ei, das in siedend Wasser fällt; schalkhaft und bieder, störrisch und beugsam; nach der Stimmung, wie ihn Humor und innrer Drang beim ersten Anblick jedes Ding ergreifen läßt.

Von Olimszeiten her, ehe noch Japhets Nachkömmlinge so weit nordwärts gedrungen waren, daß sie diese Gegenden wirtbar machten, tosete Rübezahl schon in dem wilden Gebürge, hetzte Bären und Auerochsen aneinander, daß sie zusammen kämpften, oder scheuchte mit grausendem Getöse das scheue Wild vor sich her, und stürzt' es von den steilen

Felsenklippen hinab ins tiefe Tal. Dieser Jagden müde, zog er wieder seine Ehrichsstraße durch die Regionen der Unterwelt, und weilte da Jahrhunderte, bis ihn von neuem die Lust anwandelte, sich an die Sonne zu legen und des Anblickes der äußern Schöpfung zu genießen. Wie nahms ihn Wunder, als er einst bei seiner Rückkehr, von dem beschneiten Gipfel des Riesengebürges umherschauend, die Gegend ganz verändert fand! Die düstern undurchdringlichen Wälder waren ausgehauen und in fruchtbares Ackerfeld verwandelt, wo reiche Ernten reiften. Zwischen den Pflanzungen blühender Obstbäume ragten die Strohdächer geselliger Dörfer hervor, aus deren Schlot friedlicher Hausrauch in die Luft wirbelte; hier und da stund eine einsame Warte auf dem Abhang eines Berges zu Schutz und Schirm des Landes; in den blumenreichen Auen weideten Schafe und Hornvieh, und aus den lichten Hainen tönten melodische Schalmeien.

Die Neuheit der Sache und die Annehmlichkeit des ersten Anblicks ergötzten den verwunderten Territorialherrn so sehr, daß er über die eigenmächtigen Pflanzer, die ohne seine Vergünstigung hier wirtschafteten, nicht unwillig ward, noch in ihrem Tun und Wesen sie zu stören begehrete; sondern sie so ruhig im Besitz ihres angemaßten Eigentums ließ, wie ein gutmütiger Hausvater der geselligen Schwalbe, oder selbst dem überlästigen Spatz unter seinem Obdach Aufenthalt gestattet. Sogar ward er Sinnes, mit den Menschen, dieser Zwittergattung von Geist und Tier, Bekanntschaft zu machen, ihre Art und Natur zu erforschen und mit ihnen Umgang zu pflegen. Er nahm die Gestalt eines rüstigen Ackerknechtes an und verdung sich bei dem ersten besten Landwirt in Arbeit. Alles was er unternahm, gedieh wohl unter seiner Hand, und Rips, der Ackerknecht, war für den besten Arbeiter im Dorfe bekannt. Aber sein Brotherr war ein Prasser und Schlemmer, der den Erwerb des treuen Knechtes verschwen-

dete und ihm seine Müh und Arbeit wenig Dank wußte; darum schied er von ihm und kam zu dessen Nachbar, der ihm seine Schafherde untergab; er wartete dieser fleißig, trieb sie in Einöden und auf steile Berge, wo gesunde Kräuter wuchsen. Die Herde gedieh gleichfalls unter seiner Hand und mehrte sich, kein Schaf stürzte vom Felsen herab das Genicke, und keins zerriß der Wolf. Aber sein Brotherr war ein karger

Filz, der seinen treuen Knecht nicht lohnte wie er sollte: denn er stahl den besten Widder aus der Herde und kürzte dafür des Hirten Lohn, darum entlief er dem Geizhals und diente dem Richter als Herrenknecht, ward die Geißel der Diebe und fröhnte der Justiz mit strengem Eifer. Aber der Richter war ein ungerechter Mann, beugte das Recht, richtete nach Gunst und spottete der Gesetze. Weil Rips nun nicht das Werkzeug der Ungerechtigkeit sein wollte, sagt' er dem Richter den Dienst auf und ward in den Kerker geworfen, aus welchem er doch auf dem gewöhnlichen Wege der Geister durchs Schlüsselloch leicht einen Ausgang fand.

Dieser erste Versuch, das Studium der Menschenkunde zu treiben, konnt ihn unmöglich zur Menschenliebe erwärmen; er kehrte mit Verdruß auf seine Felsenzinne zurück, überschauete von da die lachenden Gefilde, welche die menschliche Industrie verschönert hatte, und wunderte sich, daß die Mutter Natur ihre Spenden an solche Bastardbrut verlieh. Demungeachtet wagt er noch eine Ausflucht ins Land fürs Studium der Menschheit, schlich unsichtbar herab ins Tal und lauscht' in Busch und Hecken. Da stund vor ihm die Gestalt eines reizvollen Mädchens, lieblich anzuschauen, wie die Medizeische Venus und auch ohne alle Draperie; denn sie

ſtieg eben ins Bad. Rings um ſie hatten ſich ihre Geſpielinnen ins Gras gelagert an einen Waſſerfall, der ſeine Silberflut in ein kunſtloſes Becken goß, ſcherzten und koſeten mit ihrer Gebieterin in unſchuldsvoller Fröhlichkeit. Dieſer lüſterne Anblick wirkte ſo wunderſam auf den lauſchenden Berggeiſt, daß er ſchier ſeiner geiſtigen Natur und Eigenſchaft vergaß, ſich das Los der Sterblichkeit wünſchte und mit eben der Begierde, wie ehedem ſeine Konſorten in der erſten Welt, nach den Töchtern der Menſchen ſahe. Aber die Organe der Geiſter ſind ſo fein, daß ſie keinen feſten und bleibenden Eindruck annehmen; der Gnome fand, daß es ihm an Körper gebrach, das Bild der badenden Schöne durch die verfinſterte Kammer des Auges aufzufaſſen und in ſeiner Imagination zu fixieren. Deshalb verwandelte er ſich in einen ſchwarzen Kolkraben und ſchwang ſich auf einen hohen Eſchenbaum, der das Bad überſchattete, des anmutsvollen Schauſpiels zu genießen. Doch dieſer Fund war nicht zum beſten ausgedacht: er ſah alles mit Rabenaugen und empfand als Rabe; ein Neſt Waldmäuſe hatte jetzt für ihn mehr Anziehendes als die badende Nymphe: denn die Seele wirkt in ihrem Denken und Wollen nie anders, als in Gemäßheit des Körpers, der ſie umgibt.

Dieſe pſychologiſche Bemerkung war nicht ſobald gemacht, als der Fehler auch verbeſſert war; der Rabe flog ins Gebüſche und geſtaltete ſich in einen blühenden Jüngling um. Das war der rechte Weg, ein Mädchenideal in ſeiner ganzen Vollkommenheit zu umfaſſen. Es erwachten Gefühle in ſeiner Bruſt, davon er ſeit ſeiner Exiſtenz noch nichts geahndet hatte; alle Ideen bekamen einen neuen Schwung, er empfand eine gewiſſe Unruhe, ſein Verlangen rang und ſtrebte

nach einem Etwas außer sich, dafür er keinen Namen hatte. Ein unwiderstehlicher Trieb zog ihn mechanisch wie ein Flaschenzug nach dem Wasserfalle hin, und doch fand er in sich eine ebenso mächtige Gegenwirkung, eine gewisse Scheu, der Medizeerin im Bade sich in der Verkörperung zu nahen, oder durchs Gesträuche hervorzubrechen, durch welches sein Auge gleichwohl eine verstohlene Aussicht auszuspähen strebte.

Die schöne Nymphe war die Tochter des schlesischen Pharao, der in der Gegend des Riesengebürges damals herrschte; sie pflegte oft mit den Jungfrauen ihres Hofes in den Hainen und Büschen des Gebürges zu lustwandeln, Blumen und Wohlgeruch düftender Kräuter zu sammlen, oder für die Tafel ihres Vaters in jenem frugalen Zeitalter ein Körbchen Waldkirschen oder Erdbeeren zu pflücken, und, wenn der Tag heiß war, sich bei der Felsenquelle am Wasserfalle zu erfrischen und darin zu baden. Von jeher scheinen die Bäder der Tummelplatz verliebter Abenteuer gewesen zu sein, und in diesem Rufe stehen sie noch bis auf den heutigen Tag. Das Bad im Riesengebürge veranlaßte wenigstens die heterogene Liebesintrike zwischen einem Gnomen und einem sterblichen Mädchen. Von diesem Augenblick an bannete die Liebe durch ihren süßen Zauber den inokulierten Berggeist an diesen Platz, den er nicht mehr verließ, und täglich der Wiederkehr der reizenden Badegesellschaft mit Ungeduld entgegen harrete.

Die Nymphe zögerte lange; doch in der Mittagsstunde eines schwülen Sommertages besuchte sie wieder mit ihrem Gefolge die kühlen Schatten am Wasserfalle. Ihre Verwunderung ging über alles, da sie den Ort ganz verändert fand: die rohen Felsen waren mit Marmor und Alabaster bekleidet, das Wasser stürzte nicht mehr in einem wilden Strom von der steilen Bergwand; sondern rauschte durch viele Abstufungen gebrochen, mit sanftem Gemurmel in ein weites Mar-

morbecken herunter, aus deſſen Mitte ein raſcher Waſſerſtrahl emporſtrebte, und in einen dichten Platzregen verwandelt, den ein laues Lüftchen bald auf dieſe bald auf jene Seite warf, in den Waſſerhälter zurückplätſcherte. Maßliebe, Zeitloſen und das romantiſche Blümlein Vergißmeinnicht blüheten an deſſen Rande, Roſenhecken mit wildem Jasmin und Silberblüten vermengt, zogen ſich in einiger Entfernung umher und bildeten das angenehmſte Luſtſtück. Rechts und links der Kaskade öffnete ſich der doppelte Eingang einer prächtigen Grotte, deren Wände und Bogengewölbe mit moſaiſcher Bekleidung prangten, von farbigen Erzſtufen, Bergkriſtall und Frauenglas, alles funkelnd und flimmernd, daß der Abglanz davon das Auge blendete. In verſchiedenen Niſchen waren die niedlichſten Erfriſchungen aufgetiſcht, deren Anblick zum Genuß einladete.

Die Prinzeſſin ſtund lange in ſtummer Verwunderung da, wußte nicht, ob ſie ihren Augen trauen, dieſen bezauberten Ort betreten oder fliehen ſollte. Aber ſie war Mutter Evens Tochter, und konnte der Begierde nicht widerſtehen, alles zu beſchauen und von den herrlichen Früchten zu koſten, die für ſie aufgetragen zu ſein ſchienen. Nachdem ſie nebſt ihrem Gefolge in dieſem kleinen Tempe ſich ſattſam erluſtiget und alles fleißig durchgemuſtert hatte, lüſtete ihr in dem Baſſin zu baden. Sie befahl den Dirnen Wacht zu halten und umherzuſchauen, damit kein frivoler Blick irgendeines Lauſchers im Gebüſche ihre jungfräuliche Verſchämtheit entweihen möchte.

Kaum war die liebliche Nymphe über den glatten Rand des Marmorbeckens hinabgeſchlüpft, ſo ſank ſie in eine endloſe Tiefe, obgleich der betrügliche Silberkies, der aus dem ſeichten Grunde hervorſchien, keine Gefahr vermuten ließ. Schneller als die herzueilenden Jungfrauen das goldgelbe Haar der blonden Gebieterin erfaſſen konnten, hatte ſie ſchon die ge-

fräßige Flut verschlungen. Laut ließ die bange Schar der erschrockenen Mädchen Klage, Ach und Weh erschallen, als ihr Fräulein vor ihren sichtlichen Augen dahin schwand; sie rangen und wanden die schneeweißen Hände, fleheten die Najaden vergebens um Erbarmung an und liefen ängstlich am marmornen Gestade hin und wieder, indes das Springwasser recht geflissentlich sie mit einem Platzregen nach dem andern übergoß. Doch wagt' es keine, der Entschwommenen nachzuspringen, außer Brinhild, ihre liebste Gespielin, die nicht säumte, in den bodenlosen Mälstrom sich zu stürzen, gleiches Schicksal mit ihrem geliebten Fräulein erwartend. Aber sie schwamm als ein leichter Kork auf dem Wasser, und alles Bestrebens ungeachtet, war sie nicht vermögend unterzutauchen. Hier war kein andrer Rat, als dem Könige die traurige Begebenheit mit seiner Tochter zu hinterbringen.

Wehklagend begegneten ihm die zagenden Dirnen, da er eben mit seinen Jägern zu Walde zog. Der König zerriß sein Kleid vor Betrübnis und Entsetzen, nahm die goldene Krone vom Haupte, verhüllte sein Angesicht mit dem Purpurmantel, weinte und stöhnete laut über den Verlust der schönen Emma.

Nachdem er der Vaterliebe den ersten Tränenzoll entrichtet hatte, stärkt' er seinen Mut und eilte, das Abenteuer am Wasserfalle selbst zu beschauen. Aber der angenehme Zauber war verschwunden, die rohe Natur stund wieder da in ihrer vorigen Wildheit, da war keine Grotte, kein Marmorbad, kein Rosengehäge, keine Jasminlaube. Dem guten König ahndete zum Glück nichts von einer Entführung seiner Tochter durch irgendeinen irrenden Ritter, denn Entführungen waren damals noch nicht Sitte im Lande; also erpreßt' er von den Dirnen weder durch Drohungen noch Folter ein Geständnis von dem plötzlichen Verschwinden der Prinzessin, das glaubwürdiger gewesen wäre als die Wahrheit. Vielmehr nahm er ihren Bericht auf Treu und Glauben an, und meinte, Tor oder Wodan oder sonst einer der Götter sei bei dieser wunderbaren Begebenheit mit im Spiele gewesen, setzte darauf die Jagdpartie fort und tröstete sich bald über seinen Verlust; denn die Erdenkönige fühlen eigentlich keinen Kummer als den Verlust ihrer Krone.

Unterdessen befand sich die liebreizende Emma in den Armen ihres geistigen Liebhabers nicht übel. Meister Schwimmart hatte sie durch das Gaukelspiel einer theatermäßigen Versenkung nur den Augen ihres Gefolges entzogen und führte sie durch einen unterirdischen Weg in einen prächtigen Palast, mit welchem die väterliche Residenz in keine Vergleichung kam. Als sich die Lebensgeister der Prinzessin wieder erholet hatten, befand sie sich auf einem gemächlichen Sofa, angetan mit einem Gewand von rosenfarbenem Satin und einem jungfräulichen Gürtel von himmelblauer Seide, der aus der

Garderobe der Liebesgöttin entwendet zu ſein ſchien. Ein junger Mann von anlockender Phyſiognomie lag zu ihren Füßen und tat ihr mit dem wärmſten Gefühl das Geſtändnis der Liebe, welches ſie mit ſchamhaftem Erröten annahm. Der entzückte Gnome unterrichtete ſie hierauf von ſeinem Stand und ſeiner Herkunft, von den unterirdiſchen Staaten, die er beherrſchete, führte ſie durch die Zimmer und Säle des Schloſſes und zeigte ihr alle Pracht und allen Reichtum desſelben. Ein herrlicher Luſtgarten umgab das Schloß von drei Seiten, der mit ſeinen Blumenſtücken und Raſenplätzen, auf deren grüner Fläche ein kühler Schatten ſchwamm, dem Fräulein vornämlich zu behagen ſchien. Alle Obſtbäume trugen purpurrote goldgeſprengte oder zur Hälfte übergüldete Äpfel, dergleichen weder Hirſchfelds Gartenkunſt noch ſonſt ein Gartengenie heutzutage der Natur abzulocken vermag. Das Gebüſche war mit Singvögeln angefüllt, die ihre hundertſtimmigen Symphonien hervortönten. In den traulichen Bogengängen luſtwandelte das empfindſame Paar, ſah zuzeiten in den Mond, oder der Gnome parentierte einer am Buſen ſeiner Geliebten welkenden Blume. Sein Blick hing an ihren Lippen und ſein Ohr trank gierig die ſanften Töne aus ihrem melodiſchen Munde; jedes Wort ging ihm glatt ein wie Honigſeim: in einem aeonenlangen Leben hatte er dergleichen ſelige Stunden noch nie genoſſen, als ihm jetzt die erſte Liebe gab.

Nicht gleiches Wonnegefühl empfand die reizende Emma in ihrem Buſen, ein gewiſſer Trübſinn hing über ihrer Stirn, ſanfte Schwermut und zärtliches Hinſchmachten, welches der weiblichen Geſtalt ſo viel Zauberreiz mitteilt, veroffenbarten allgnugſam, daß geheime Wünſche in ihrem Herzen verborgen lagen, die nicht völlig mit den ſeinigen ſymphatiſierten. Er machte gar bald dieſe Entdeckung und beſtrebte ſich, durch tauſend Liebkoſungen dieſe Wolken zu zerſtreuen und die

Schöne aufzuheitern; wiewohl vergebens. Der Mensch, dacht er bei sich selbst, ist ein geselliges Tier wie die Biene und die Ameise: der schönen Sterblichen gebrichts an Unterhaltung. Mann und Weib mag wohl in die Länge eine tote Gesellschaft sein, wem soll sich Madame mitteilen? Für wen ihren Putz ordnen? Mit wem darüber zu Rate gehen, und was soll ihre Eitelkeit nähren? Komnt's doch das erste Weib in Edens Gefilden nicht lange mit ihrem ernsthaften Konsorten aushalten und wählte darum die Schlange zur Confidente. Flugs ging er hinaus ins Feld, zog auf einem Acker ein Dutzend Rüben aus, legte sie in einen zierlich geflochtenen Deckelkorb und brachte diesen der schönen Emma, die melancholisch einsam in der beschatteten Laube eine Rose entblätterte. „Schönste der Erdentöchter," redete sie der Gnome an, „verbanne allen Trübsinn aus deiner Seele und öffne dein Herz der geselligen Freude; du sollst nicht mehr die Einsamtrauernde in meiner Wohnung sein. In diesem Korbe ist alles, was du bedarfst, diesen Aufenthalt dir angenehm zu machen. Nimm den kleinen buntgeschälten Stab und gib durch die Berührung mit demselben den Erdgewächsen im Korbe die Gestalten, welche dir gefallen."

Hierauf verließ er die Prinzessin, und sie weilte keinen Augenblick, mit dem Zauberstabe laut Instruktion zu verfahren, nachdem sie den Deckelkorb eröffnet hatte. „Brinhild," rief sie, „liebe Brinhild, erscheine!" Und Brinhild lag zu ihren Füßen, umfaßte die Knie ihrer Gebieterin und benetzte ihren Schoß mit Freudenzähren, liebkost' ihr freundlich, wie sie sonst zu tun pflegte. Die Täuschung war so vollkommen, daß Fräulein Emma selbst nicht wußte, wie sie mit ihrer Schöpfung dran war; ob sie die wahre Brinhild hergezaubert hatte, oder ob ein Blendwerk das Auge betrog. Sie überließ sich indessen ganz den Empfindungen der Freude, ihre liebste Gespielin um sich zu haben, lustwandelte mit ihr Hand in

Hand im Garten umher, ließ ihr deſſen herrliche Anlagen bewundern und pflückte ihr goldgeſprengte Äpfel von den Bäumen. Hierauf führte ſie ihre Freundin durch alle Zimmer im Palaſt bis in die Kleiderkammer, wo der weibliche Kontemplationsgeiſt ſo viel Nahrung fand, daß ſie bis zu Sonnenuntergang darinnen verweilten. Alle Schleier, Gürtel, Ohrenſpangen wurden gemuſtert und anprobiert. Die poſtiſche Brinhild wußte ſich dabei ſo gut zu nehmen, zeigte ſo viel Geſchmack in der Wahl und Anordnung des weiblichen Putzes, daß, wenn ſie ihrer Natur und Weſen nach nichts als eine Rübe war, ihr wenigſtens niemand den Ruhm abſprechen konnte, die Krone ihres Geſchlechtes zu ſein.

Der ſpähende Gnome war entzückt über den Tiefblick, den er in das weibliche Herz getan zu haben vermeinte und freuete ſich über den guten Fortgang in der Menſchenkunde. Die ſchöne Emma dünkte ihm jetzt ſchöner, freundlicher und heiterer zu ſein als jemals. Sie unterließ nicht, ihren ganzen Rübenvorrat mit dem Zauberſtabe zu beleben, gab ihnen die Geſtalt der Jungfrauen, die ihr vordem aufzuwarten pflegten, und weil noch zwo Rüben übrig waren, bildete ſie die eine zu einer Cyperkatze um, ſo ſchön und zutätig als weiland Fräulein Roſaurens Murner war, und aus der anderen ſchuf ſie einen niedlichen hüpfenden Beni. Sie richtete nun ihren Hofſtaat wieder an, teilte einer jeden der aufwartenden Dirnen ein gewiſſes Geſchäfte zu, und nie wurde eine Herrſchaft beſſer bedient; das Geſinde kam ihren Wünſchen zuvor, gehorchte auf den Wink und vollſtreckte ihre Befehle ohne den mindeſten Widerſpruch. Einige Wochen lang genoß ſie die Wonne des geſellſchaftlichen Vergnügens ungeſtört, Reihentänze, Sang und Saitenſpiel wechſelten in dem Harem des Gnomen vom Morgen bis zum Abend, nur merkte das Fräulein nach Verlauf einiger Zeit, daß die friſche Geſichtsfarbe ihrer Geſellſchafterinnen etwas abbleichte, der Spiegel im

Marmorſaal ließ ihr zuerſt bemerken, daß ſie allein wie eine Roſe aus der Knoſpe friſch hervorblühete, da die geliebte Brinhild und die übrigen Jungfrauen welkenden Blumen glichen; gleichwohl verſicherten ſie alle, daß ſie ſich wohl befänden, und der freigebige Gnome ließ ſie an ſeiner Tafel auch keinen Mangel leiden. Dennoch zehrten ſie ſichtbarlich ab, Leben und Tätigkeit ſchwand von Tage zu Tage mehr dahin, und alles Jugendfeuer erloſch.

Als die Prinzeſſin an einem heitern Morgen, durch geſunden Schlaf geſtärket, fröhlich ins Geſellſchaftszimmer trat, wie ſchauderte ſie zurück, da ihr ein Haufen eingeſchrumpfter Matronen an Stäben und Krücken entgegenzitterte, mit Dumpf und Keuchhuſten beladen, unvermögend, ſich aufrecht zu erhalten. Der ſchäkernde Beni hatte alle Viere von ſich geſtreckt, und der ſchmeichelnde Cyper konnte ſich vor Kraftloſigkeit kaum noch regen und bewegen. Beſtürzt eilte die Prinzeſſin aus dem Zimmer, der ſchaudervollen Geſellſchaft zu entfliehen, trat heraus auf den Söller des Portals und rief laut den Gnomen, welcher alsbald in demütiger Stellung auf ihr Geheiß erſchien. „Boshafter Geiſt," redete ſie ihn zornmütig an, „warum mißgönnſt du mir die einzige Freude meines harmvollen Lebens, die Schattengeſellſchaft meiner ehemaligen Geſpielinnen? Iſt dieſe Einöde nicht gnug, mich zu quälen, willſt du ſie noch in ein Spital verwandeln? Augenblicklich gib meinen Dirnen Jugend und Wohlgeſtalt wieder, oder Haß und Verachtung ſoll deinen Frevel rächen."— „Schönſte der Erdentöchter," gegenredete der Gnome, „zürne nicht über die Gebühr, alles was in meiner Gewalt iſt, ſteht in deiner Hand; aber das Unmögliche fordere nicht von mir. Die Kräfte der Natur gehorchen mir, doch vermag ich nichts gegen ihre unwandelbaren Geſetze. Solange vegetierende Kraft in den Rüben war, konnte der magiſche Stab ihr Pflanzenleben nach deinem Gefallen verwandeln; aber ihre

Säfte sind nun vertrocknet und ihr Wesen neigt sich nach der Zerstörung hin; denn der belebende Elementargeist ist verraucht. Jedoch das soll dich nicht kümmern, Geliebte, ein frischgefüllter Deckelkorb kann den Schaden leicht ersetzen, du wirst daraus alle die Gestalten wieder hervorrufen, die du begehrest. Gib jetzt der Mutter Natur ihre Geschenke zurück, die dich so angenehm unterhalten haben, auf dem großen Rasenplatze im Garten wirst du bessere Gesellschaft finden." Der Gnome entfernte sich darauf, und Fräulein Emma nahm ihren buntgeschälten Stab zur Hand, berührte damit die gerunzelten Weiber, las die eingeschrumpften Rüben zusammen und tat damit, was Kinder, die eines Spielzeugs, oder auch Fürsten, die ihrer Favoriten müde sind, zu tun pflegen; sie warf den Plunder ins Kehricht und dachte nicht mehr dran.

Leichtfüßig hüpfte sie nun über die grünen Matten dahin, den frischgefüllten Deckelkorb in Empfang zu nehmen, den sie gleichwohl nirgends fand. Sie ging den Garten auf und nieder, spekulierte fleißig umher; aber es wollte kein Korb zum Vorschein kommen. Am Traubengeländer kam ihr der Gnome entgegen mit sichtbarer Verlegenheit, daß sie seine Bestürzung schon von ferne wahrnahm. „Du hast mich getäuscht," sprach sie, „wo ist der Deckelkorb geblieben? Ich such' ihn schon seit einer Stunde vergebens." — „Holde Gebieterin meines Herzens," antwortete der Geist, „wirst du mir meinen Unbedacht verzeihen? Ich versprach mehr als ich geben konnte, ich habe das Land durchzogen, Rüben aufzusuchen; aber sie sind längst geerntet und welken in dumpfigen Kellern. Die Fluren trauren, unten im Tale ists Winter, nur deine Gegenwart hat den Frühling an diesen Felsen gefesselt, und unter deinem Fußtritt sprossen Blumen hervor. Harre nur drei Mondenwechsel in Geduld aus, dann soll dir's nie an Gelegenheit gebrechen, mit deinen Puppen zu spielen." Ehe noch der beredsame Gnome mit dieser Rede

zu Ende war, drehete ihm seine Schöne unwillig den Rücken zu und begab sich in ihr Kloset, ohne ihn einer Antwort zu würdigen. Er aber hob sich von dannen in die nächste Marktstadt innerhalb seines Gebietes, kaufte, als ein Pächter gestaltet, einen Esel, den er mit schweren Säcken Sämerei belud, womit er einen ganzen Morgen Landes besäete. Dabei bestellt' er einen seiner dienstbaren Geister zum Hüter, dem er aufgab, ein unterirdisches Feuer anzuschüren, um die Saat

von unten herauf mit linder Wärme zu treiben, wie Ananaspflanzen in einem Lohkasten.

Die Rübensaat schoß lustig auf und versprach in kurzer Zeit eine reiche Ernte, Fräulein Emma ging täglich hinaus auf ihr Ackerfeld, welches zu besehen sie mehr lüstete als die goldenen Äpfel, die aus dem Garten der Hesperiden in den ihrigen verpflanzt zu sein schienen. Aber Spleen und Mißmut trübte ihre kornblumfarbenen Augen, sie weilte am liebsten in einem düsteren melancholischen Tannenwäldchen, am Rande eines Quellbaches, der sein silberhelles Gewässer ins Tal rauschen ließ, und warf Blumen hinein, die in den Obergrund hinabflossen, und daß diese melancholische Zeitkürzung auf geheimen Liebesgram deute, wissen alle, die sich auf die Symbolik der Liebe verstehen. Der Gnome sahe wohl, daß bei dem sorgfältigsten Bestreben, durch tausend kleine Gefälligkeiten sich in der schönen Emma Herz zu stehlen, ihr

keine Liebe abzugewinnen war. Demungeachtet ermüdete seine hartnäckige Geduld nicht, durch die pünktlichste Erfüllung ihrer Wünsche sie auszuharren und ihren spröden Sinn zu überwinden. Seine gänzliche Unerfahrenheit in der Liebe bildete ihm ein, die Schwürigkeiten, die sich seinem Verlangen entgegenstellten, möchten wohl in den Roman irdischer Liebe gehören; denn er bemerkte sehr fein und richtig, daß dieser Widerstand auch einen gewissen Reiz habe und sehr geschickt sei, den hoffenden Triumph dereinst desto mehr zu verherrlichen. Aber der Neuling in der Menschenkunde hatte keine Gedanken von der wahren Ursache dieser Widerspenstigkeit seiner Herzensgebieterin; er supponierte, daß ihr Herz so frei und unbefangen sei als das seine, und war der Meinung, dieses noch unberührte Grundstück gehöre nach allen Rechten ihm als dem ersten Besitznehmer zu.

Doch das war ein großer Irrtum! Ein junger Grenznachbar an den Gestaden der Oder, Fürst Ratibor, hatte den süßen Minnetrieb in dem Herzen der holden Emma bereits angefacht und zur Ausbeute ihre erste Liebe davongetragen, welche, wie behauptet wird, unzerstörbarer sein soll als das Grundwesen der vier Elemente. Schon sahe das glückliche Paar dem Tage der Vollziehung ihrer Gelübde entgegen, da die Braut mit einem Male verschwand. Diese peinliche Nachricht verwandelte den liebenden Ratibor in einen rasenden Roland; er verließ seine Residenz, zog menschenscheu in einsamen Wäldern umher, klagte den Felsen sein Unglück und trieb all den Unfug eines modernen Romanhelden, den der boshafte Amor schikaniert. Die treue Emma seufzete unterdessen ihren geheimen Gram in dem anmutigen Gefängnis aus, verschloß aber ihre Herzgefühle so fest in den aufwallenden Busen, daß der spähende Gnome nicht enträtseln konnte, was für Empfindungen sich darinnen regten. Lange schon hatte sie darauf spekuliert, wie sie ihn überlisten und der lästigen Ge-

fangenſchaft entrinnen möchte. Nach mancher durchwachten Nacht ſpann ſie endlich einen Plan aus, der des Verſuchs würdig ſchien, ihn auszuführen.

Der Lenz kehrte in die gebürgiſchen Täler zurück, der Gnome ließ das unterirdiſche Feuer in ſeinem Treibhaus abgeben, und die Rüben, die durch die Einflüſſe des Winters in ihrem Wachstum nicht waren gehindert worden, gediehen zur Reife.

Die ſchlaue Emma zog täglich einige davon aus und machte damit Verſuche, ihnen allerlei beliebige Geſtalten zu geben, dem Anſchein nach, ſich damit zu beluſtigen; aber ihre Abſicht ging weiter. Sie ließ eines Tages eine kleine Rübe zur Biene werden, um ſie abzuſchicken, Kundſchaft von ihrem Geliebten einzuziehen: „Fleug, liebes Bienchen, gegen Aufgang,“ ſprach ſie, „zu Ratibor, dem Fürſten des Landes, und ſumſe ihm ſanft ins Ohr, daß Emma noch für ihn lebt; aber eine Sklavin iſt des Fürſten der Gnomen, der das Gebürge bewohnet, verlier kein Wort von dieſem Gruße und

bring mir Botschaft von seiner Liebe.“ Die Biene flog alsbald von dem Finger ihrer Gebieterin, wohin sie beordert war; aber kaum hatte sie ihren Flug begonnen, so stach eine gierige Schwalbe auf sie herab und verschlang zu großem Leidwesen des Fräuleins die Botschafterin der Liebe mit allen Depeschen. Darauf formte sie vermöge des wunderbaren Stabes eine Grille, lehrte ihr gleichen Spruch und Gruß: „Hüpfe, kleine Grille, über das Gebürge, zu Ratibor, dem Fürsten des Landes, und zirpe ihm ins Ohr, daß die getreue Emma begehrt Entledigung ihrer Banden durch seinen starken Arm.“ Die Grille flog und hüpfte so schnell sie konnte, auszurichten, was ihr befohlen war; aber ein langbeiniger Storch promenierte eben an dem Wege, darauf die Zirpe zog, erfaßte sie mit seinem langen Schnabel und begrub sie in das Verließ* seines weiten Kropfes.

Diese mißlungenen Versuche schreckten die entschlossene Emma nicht ab, einen neuen zu wagen, sie gab der dritten Rübe die Gestalt einer Elster: „Schwanke hin, beredsamer Vogel,“ sprach sie, „von Baum zu Baume, bis du gelangest zu Ratibor, meinem Sponsen, sag ihm an meine Gefangenschaft und gib ihm Bescheid, daß er meiner harre mit Roß und Mann, den dritten Tag von heute, an der Grenze des Gebürges im Maientale, bereit den Flüchtling aufzunehmen, der seine Ketten zu zerbrechen wagt und Schutz von ihm begehrt.“ Die zwiefarbige Aglaster gehorchte, flatterte von einem Ruheplatze zum anderen, und die sorgsame Emma begleitete ihren Flug, soweit das Auge trug. Der harmvolle Ratibor irrte noch immer melancholisch in den Wäldern herum, die Rückkehr des Lenzen und die wiederauflebende Natur hatten seinen Kummer nur gemehret. Er saß unter einer schattenreichen Eiche, dachte an seine Prinzessin und erseufzete laut: „Emma!“ Alsbald gab das vielstimmige Echo ihm

* Verließ war in den alten Raubschlössern so viel als ein Mordkeller.

dieſen geliebten Namen ſchmeichelhaft zurück; aber zugleich rief auch eine unbekannte Stimme den ſeinigen aus. Er horchte auf, ſahe niemand, wähnte eine Täuſchung und hörte den nämlichen Ruf wiederholen. Kurz darauf erblickt' er eine Elſter, die auf den Zweigen hin und wieder flog, und ward

inne, daß der gelehrige Vogel ihn bei Namen rief. „Armer Schwätzer," ſprach er, „wer hat dich gelehrt, dieſen Namen auszuſprechen, der einem Unglücklichen zugehört, welcher wünſcht von der Erde vertilgt zu ſein wie ſein Gedächtnis?" Hierauf faßte er wütig einen Stein und wollt ihn nach dem Vogel ſchleudern, als dieſer den Namen Emma hören ließ. Dieſer Talisman entkräftete den Arm des Prinzen, frohes Entzücken durchſchauerte alle ſeine Glieder, und in ſeiner

Seele bebt's leiſe nach, Emma! Aber der Sprecher auf dem Baume begann mit der dem Elſtergeſchlecht eigenen Wohlredenheit den Spruch, der ihm gelehrt war. Fürſt Ratibor vernahm nicht ſobald dieſe fröhliche Botſchaft, ſo wurd's hell in ſeiner Seele, der tödliche Gram, der die Sinne umnebelt und die Federkraft der Nerven erſchlafft hatte, verſchwand; er kam wieder zu Gefühl und Beſinnung und forſchte mit Fleiß von der Glücksverkünderin nach den Schickſalen der holden Emma; doch die geſprächige Elſter konnte nichts als mechaniſch ihre Lektion ohne Aufhören wiederholen und flatterte davon. Schnellfüßig wie Haſael eilte der auflebende Waldmiſanthrop zu ſeinem Hoflager zurück, rüſtete eilig das Geſchwader der Reiſigen, ſaß auf und zog mit ihnen hin ans Vorgebürge ſeiner guten Hoffnung, das Abenteuer zu beſtehen.

Fräulein Emma hatte unterdeſſen mit weiblicher Schlauheit alles vorbereitet, ihr Vorhaben auszuführen. Sie ließ ab den duldſamen Gnomen mit tötendem Kaltſinn zu quälen, ihr Auge ſprach Hoffnung, und ihr ſpröder Sinn ſchien beugſamer zu werden. Solche glückliche Adſpekten läßt ein ſeufzender Liebhaber nicht leicht ungenutzt; der geiſtige Philogyn empfand vermöge ſeiner geiſtigen Empfindſamkeit gar bald dieſe ſcheinbare Sinnesänderung der holden Spröden. Ein holdſeliger Blick, eine freundliche Miene, ein bedeutſames Lächeln ſetzten ſein entzündbares Weſen in volle Flammen, wie elektriſche Funken einen Löffel voll Weingeiſt. Er wurde dreuſter, erneuerte ſein Liebesgewerbe, das lange geruhet hatte, bat um Erhörung und wurde nicht zurückgewieſen. Die Präliminarien waren ſo gut als unterzeichnet, das Fräulein begehrte nur jungfräulichen Wohlſtands halber noch einen Tag Bedenkzeit, welchen ihr der wonnetrunkene Gnome bereitwillig zugeſtand.

Den folgenden Morgen, kurz nach Sonnenaufgang, trat die

ſchöne Emma, geſchmückt wie eine Braut, hervor, mit all dem Geſchmeide belaſtet, das ſie in ihrem Schmuckkäſtlein gefunden hatte, ihr blondes Haar war in einen Knoten geſchürzt, welchen eine Myrtenkrone überſchattete, der Beſatz ihres Kleides flinkerte von Juwelen, und da ihr der harrende Gnome auf der großen Terraſſe im Luſtgarten entgegenwandelte, bedeckte ſie züchtiglich mit dem Ende des Schleiers ihr ſchamhaftes Angeſicht. „Himmliſches Mädchen," ſtammlete er ihr entgegen, „laß mich die Seligkeit der Liebe aus deinen Augen trinken und weigere mir nicht länger den bejahenden Blick, der mich zum glücklichſten Weſen macht, das jemals die rote Morgenſonne beſtrahlt hat!" Hierauf wollt er ihr Antlitz enthüllen, um ſein Glück aus ihren Augen zu leſen: denn er erdreuſtete ſich nicht, ein mündliches Geſtändnis von ihr zu erpreſſen. Das Fräulein aber machte ihre Schleierwolke noch dichter um ſich her und gegenredete gar beſcheidentlich alſo: „Vermag eine Sterbliche dir zu widerſtehen, Gebieter meines Herzens? Deine Standhaftigkeit hat obgeſiegt. Nimm dies Geſtändnis von meinen Lippen; aber laß mein Erröten und meine Zähren dieſen Schleier auffaſſen."—„Warum Zähren, o Geliebte?" fiel der beunruhigte Geiſt ihr ein, „jede deiner Zähren fällt wie ein brennender Naphtatropfen mir aufs Herz, ich heiſche Lieb um Liebe und will nicht Aufopferung." — „Ach!" erwiderte Emma, „warum mißdeuteſt du meine Tränen? Mein Herz lohnt deine Zärtlichkeit; aber bange Ahndung zerreißt meine Seele. Das Weib hat nicht ſtets die Reize einer Geliebten, du alterſt nimmer; aber irdiſche Schönheit iſt eine Blume, die bald dahinwelkt. Woran ſoll ich erkennen, daß du der zärtliche, liebevolle, gefällige, duldſame Gemahl ſein werdeſt, wie du als Liebhaber wareſt?" Er antwortete: „Fordere einen Beweis meiner Treue oder des Gehorſams in Ausrichtung deiner Befehle; oder ſtelle meine Geduld auf die Probe und urteile

daraus von der Stärke meiner unwandelbaren Liebe." — „Es sei also!" beschloß die schlanke Emma, „ich heische nur einen Beweis deiner Gefälligkeit. Gehe hin und zähl die Rüben all auf dem Acker, mein Hochzeittag soll nicht ohne Zeugen sein, ich will sie beleben, daß sie mir zu Kränzeljungfrauen dienen; aber hüte dich, mich zu täuschen, und verzähle dich nicht um eine, denn das ist die Probe, woran ich deine Treue prüfen will."

So ungern sich der Gnome in diesem Augenblicke von seiner reizenden Braut schied, so gehorchte er doch sonder Verzug, gab sich rasch an sein Geschäfte und hüpfte so hurtig unter den Rüben herum, wie ein französischer Lazarettarzt unter den Kranken, die er auf den Kirchhof zu spedieren hat. Er war durch diese Geschäftigkeit mit seinem Additionsexempel bald zustande; doch um der Sache recht gewiß zu sein, wiederholte er die Operation nochmals und fand zu seinem Verdruß einen Varianten in der Rechnung, welcher ihn nötigte, zum drittenmal den Rübenpöbel durchzumustern. Aber auch diesmal ergab sich eine neue Differenz, und das war eben nicht zu verwundern: ein Mädchenideal kann den besten arithmetischen Kopf verwirren, und selbst dem infallibeln Kästner soll's ehedem unter gleichen Umständen oft begegnet sein, sich verrechnet zu haben.

Die verschmitzte Emma hatte ihren Paladin nicht sobald aus den Augen verloren, als sie zur Flucht Anstalt machte. Sie hielt eine saftvolle, wohlgenährte Rübe in Bereitschaft, welche sie flugs in ein mutiges Roß mit Sattel und Zeug metamorphosierte, rasch schwang sie sich in den Sattel, flog über die Heiden und Steppen des Gebürges dahin, und der flüchtige Pegasus wiegte sie, ohne zu straucheln, auf seinem sanften Rücken hinab ins Maiental, wo sie dem geliebten Ratibor, der der Kommenden ängstlich entgegenharrete, sich fröhlich in die Arme warf.

Der geſchäftige Gnome hatte ſich indeſſen ſo in ſeine Zahlen vertieft, daß er von dem, was um und neben ihm geſchah, ſo wenig wußte, als der kalkulierende Neuton von dem geräuſchvollen Siegesgepränge der Blendheimer Schlacht, das unter ſeinem Fenſter vorüberzog. Nach langer Müh und Anſtrengung ſeiner Geiſteskraft wars ihm endlich gelungen, die wahre Zahl aller Rüben auf dem Ackerfelde, klein und groß miteingerechnet, gefunden zu haben, er eilte nun froh zurück, ſie ſeiner Herzensgebieterin gewiſſenhaft zu berechnen und durch die pünktliche Erfüllung ihrer Befehle ſie zu überzeugen, daß er der gefälligſte und unterwürfigſte Gemahl ſein werde, den jemals Phantaſie und Kaprice einer Adamstochter beherrſcht hat. Mit Selbſtzufriedenheit trat er auf den Raſenplatz; aber da fand er nicht, was er ſuchte, er lief durch die bedeckten Lauben und Gänge; auch da war nicht, was er begehrte; er kam in den Palaſt, durchſpähete alle Winkel desſelben, rief den holden Namen Emma aus, den ihm die einſamen Hallen zurücktönten, begehrte einen Laut von dem geliebten Munde; doch da war weder Stimme noch Rede. Das fiel ihm auf, er merkte Unrat, flugs warf er das ſchwerfällige Phantom der Verkörperung ab, wie ein träger Ratsherr ſeinen Schlafrock, wenn vom Turme der Feuerwächter Lärm bläſt, ſchwang ſich hoch in die Luft und ſahe den geliebten Flüchtling in der Ferne, als eben der raſche Gaul über die Grenze ſetzte. Wütig ballte der ergrimmete Geiſt ein paar friedlich vorüberziehende Wolken zuſammen und ſchleuderte einen kräftigen Blitz der Fliehenden nach, der eine tauſendjährige Grenzeiche zerſplitterte; aber jenſeit der-

ſelben war des Gnomen Rache unkräftig, und die Donnerwolke zerfloß in einen ſanften Heiderauch.

Nachdem er die oberen Luftregionen verzweiflungsvoll durchkreuzet, ſeine unglückliche Liebe den vier Winden geklagt und ſeine ſtürmende Leidenſchaft ausgetobt hatte, kehrte er trübſinnig in den Palaſt zurück, ſchlich durch alle Gemächer und erfüllte ſie mit Seufzen und Stöhnen. Nachher beſuchte er noch einmal den Luſtgarten; doch dieſe ganze Zauberſchöpfung hatte keinen Reiz mehr für ihn: ein einziger Fußtapfen der geliebten Ungetreuen, in den Sand gedrückt, welchen er bemerkte, beſchäftigte ſeine Aufmerkſamkeit mehr als die goldnen Äpfel an den Bäumen und die buntfarbige moſaiſche Ausfüllung der Buchsbaumſchnörkel auf den Blumenſtücken. Die Ideen des wonniglichen Genuſſes erwachten wieder an jedem Platze, wo ſie vormals ging und ſtund, wo ſie Blumen gepflückt oder ausgezupft, wo er ſie oft unſichtbar belauſcht, oft, mit der körperlichen Hülle umgeben, mit ihr trauliche Unterredung gepflogen hatte. Alles das würgt' und knotet' ihn ſo zuſammen, preßt' und drückt' ihn dergeſtalt auf die Zirbeldrüſe, daß er unter der Laſt ſeiner Gefühle in dumpfes Hinbrüten verſank. Bald hernach brach ſein Unmut in gräßliche Verwünſchungen aus, nachdem er ſeiner erſten Liebe eine ſtattliche Parentation gehalten, und er vermaß ſich höchlich der Menſchenkunde ganz zu entſagen und von dieſem argen betrüglichen Geſchlecht fürohin keine weitere Notiz zu nehmen. In dieſer Entſchließung ſtampft' er dreimal auf die Erde, und der ganze Zauberpalaſt mit all ſeiner Herrlichkeit kehrte in ſein urſprüngliches Nichts zurück. Der Abgrund aber ſperrete ſeinen weiten Rachen auf, und der Gnome fuhr hinab in die Tiefe bis an die entgegengeſetzte Grenze ſeines Gebietes, in den Mittelpunkt der Erde und nahm Spleen und Menſchenhaß mit dahin.

Während dieſer Kataſtrophe im Gebürge war Fürſt Ratibor

geſchäftig, die herrliche Beute ſeiner Wegelagerung in Sicherheit zu bringen, führte die ſchöne Emma mit triumphaliſchem Pomp an den Hof ihres Vaters zurück, vollzog daſelbſt ſeine Vermählung, teilte mit ihr den Thron ſeines Erbes und erbauete die Stadt Ratibor, die noch ſeinen Namen trägt bis auf dieſen Tag. Das ſonderbare Abenteuer der Prinzeſſin, das ihr auf dem Rieſengebürge begegnet war, ihre kühne Flucht und glückliche Entrinnung wurde das Märchen des Landes, pflanzte ſich von Geſchlecht zu Geſchlechte fort bis in die entfernteſten Zeiten, und die ſchleſiſchen Damen nebſt ihren Nachbarinnen zur Rechten und Linken und vom Aufgang zum Niedergang fanden ſo vielen Geſchmack daran, daß ſie das Stratagem der ſchlauen Emma noch oft benutzen und den unbehäglichen Ehekonſorten wegſchicken Rüben zu zählen, wenn ſie den Buhlen beſchieden haben. Und die Inwohner der umliegenden Gegenden, die den Nachbar Berggeiſt bei ſeinem Geiſternamen nicht zu nennen wußten, legten ihm einen Spottnamen auf, riefen ihn Rübenzähler oder kurz ab Rübezahl.

Zwote Legende

Die Mutter Erde war also von jeher der Zufluchtsort, wohin sich gestörte Liebe barg. Die unglücklichen Wichte unter den Adamskindern, welche Wunsch und Hoffnung täuscht, öffnen sich unter solchen Umständen den Weg dahin durch Strick und Dolch, durch Blei und Gift, durch Darrsucht und Bluthusten oder sonst auf eine unbequeme Art. Aber die Geister bedürfen all der Umständlichkeiten nicht und genießen überdies des Vorteils, daß sie nach Belieben in die Oberwelt zurückkehren können, wenn sie ausgetrotzt oder ihre Leidenschaft ausgetobet haben, da den Sterblichen der Weg zur Rückkehr auf ewig verschlossen ist. Der unmutsvolle Gnome verließ die Oberwelt mit dem Entschluß, nie wieder das Tageslicht zu schauen; doch die wohltätige Zeit verwischte nach und nach die Eindrücke seines Grams, gleichwohl erforderte diese langwierige Operation einen Zeitraum von neunhundertundneunundneunzig Jahren, ehe die alte Wunde ausheilte. Endlich, da ihn die Beschwerde der Langeweile drückte und er einmal sehr übel aufgeräumt war, brachte sein Favorit und Hofschalksnarr in der Unterwelt, ein drolliger Kobold, eine Lustpartie aufs Riesengebürge in Vorschlag, welchen Seine Herrlichkeit zu goutieren nicht ermangelte. Es brauchte nicht mehr als den Zeitblick einer Minute, so war die weite Reise vollendet, und er befand sich mitten auf dem großen Rasenplatze seines ehemaligen Lustgartens, dem er nebst dem übrigen Zubehör die vorige Gestalt gab; doch blieb alles für menschliche Augen verborgen: die Wanderer, die übers Gebürge zogen, sahen nichts als eine fürchterliche Wildnis. Der Anblick dieser Objekte, die er in der ehemaligen Liebesepoke in einem rosenfarbenen Lichte schimmern sahe, erneuerte alle Ideen der verjährten Liebschaft, und ihm dünkte die Geschichte mit der schönen Emma sei erst ehegestern vorgefallen, ihr Bild schwebte ihm noch so deutlich vor, als

ſtünd ſie neben ihm. Aber die Erinnerung, wie ſie ihn überliſtet und hintergangen hatte, machte ſeinen Groll gegen die ganze Menſchheit wieder rege. „Unſeliges Erdengewürm,“ rief er aus, indem er aufſchauete und vom hohen Gebürge die Türme der Kirchen und Klöſter in Städten und Flecken erblickte, „treibſt, ſeh ich, dein Weſen noch immer unten im Tale. Haſt mich baß geäfft durch Tücken und Ränke,

ſollſt mir nun büßen; will dich auch hetzen und wohl plagen, daß dir ſoll bange werden für dem Treiben des Geiſtes im Gebürge!“

Kaum hatte er dies Wort geſagt, ſo vernahm er in der Ferne Menſchenſtimmen, drei junge Geſellen wanderten durchs Gebürge, und der keckſte unter ihnen rief ohn Unterlaß: „Rübezahl, komm herab! Rübezahl, Mädchendieb!“ Von undenklichen Jahren her hatte die Läſterchronik die Liebesgeſchichte des Berggeiſtes in mündlichen Überlieferungen getreulich auf-

bewahrt, sie wie gewöhnlich mit lügenhaften Zusätzen vermehrt, und jeder Reisende, der das Riesengebürge betrat, unterhielt sich mit seinem Gefährten von den Abenteuern desselben. Man trug sich mit unzähligen Spukhistörchen, die sich niemals begeben hatten, machte damit zaghafte Wanderer zu fürchten, und die starken Geister, Witzlinge und Philosophen, die am hellen Tage und in zahlreicher Gesellschaft an keine Gespenster glauben und sich darüber lustig machen, pflegten aus Übermut oder um ihre Herzhaftigkeit zu beweisen, den Geist oft zu zitieren, ihn aus Schäkerei bei seinem Ekelnamen zu rufen und auf ihn zu schimpfen. Man hatte nie gehört, daß dergleichen Insulten von dem friedsamen Berggeiste wären gerüget worden, denn in den Tiefen des Abgrundes erfuhr er von diesem mutwilligen Hohn kein Wort. Destomehr war er betroffen, da er seine ganze Chronique Scandaleuse jetzt so kurz und bündig ausrufen hörte. Wie der Sturmwind rast' er durch den düstern Fichtenwald und war schon im Begriff, den armen Tropf, der sich ohne Absicht über ihn lustig gemacht hatte, zu erdrosseln, als er in dem Augenblick bedachte, daß eine so exemplarische Rache groß Geschrei im Lande erregen, alle Wanderer aus dem Gebürge wegbannen und ihm die Gelegenheit rauben würde, sein Spiel mit den Menschen zu treiben. Darum ließ er ihn nebst seinen Konsorten geruhig ihre Straßen ziehen, mit dem Vorbehalt, seinen verübten Mutwillen ihm doch nicht ungenossen hingehen zu lassen.

Auf dem nächsten Scheidewege trennte sich der Hohnsprecher von seinen beiden Kameraden und gelangte diesmal mit heiler Haut in Hirschberg, seiner Heimat, an. Aber der unsichtbare Geleitsmann war ihm bis zur Herberge gefolget, um ihn zu gelegner Zeit dort zu finden. Jetzt trat er seinen Rückweg ins Gebürge an und sann auf Mittel, sich zu rächen. Von ungefähr begegnete ihm auf der Landstraße ein reicher

Israelit, der nach Hirschberg wollte, da kam ihm in den Sinn, diesen zum Werkzeuge seiner Rache zu gebrauchen. Also gesellt' er sich zu ihm in der Gestalt des losen Gesellen, der ihn gefoppt hatte, und kosete freundlich mit ihm, führt' ihn unvermerkt seitab von der Straße, und da sie ins Gebüsche kamen, fiel er dem Juden mörderisch in den Bart, zauſete ihn weidlich, riß ihn zu Boden, knebelt' ihn und raubt' ihm seinen Säckel, worin er viel Geld und Geschmeide trug. Nachdem er ihn mit Faustschlägen und Fußtritten zum Valet noch gar übel traktiert hatte, ging er davon, ließ den armen geplünderten Juden, der sich seines Lebens verzieh, halbtot im Busche liegen.

Als sich der Israelit von seinem Schrecken erholet hatte und wieder Leben in ihm war, fing er an zu wimmern und laut um Hülfe zu rufen, denn er fürchtete, in der grausenvollen Einöde zu verschmachten. Da trat ein feiner ehrbarer Mann zu ihm, dem Ansehen nach ein Bürger aus einer der umliegenden Städte, frug, warum er also sein beginne, und wie er ihn geknebelt fand, löset' er ihm die Banden von Händen und Füßen und leistete ihm alles das, was der barmherzige Samariter im Evangelium dem Manne tat, der unter die Mörder gefallen war. Nachher labt' er ihn mit einem herrlichen Schluck Kordialwasser, das er bei sich trug, führt' ihn wieder auf die Landstraße und geleitet' ihn freundlich, wie der Engel Raphael den jungen Tobias, bis er ihn brachte gen Hirschberg an die Tür der Herberge, dort reicht' er ihm einen Zehrpfennig und schied von ihm. Wie erstaunte der Jud, da er beim Eintritt in den Krug seinen Räuber am Zechtisch erblickte, so frei und unbefangen als ein Mensch sein kann, der sich keiner Übeltat bewußt ist. Er saß hinter einem Schoppen Landwein, trieb Scherz und gute Schwänke mit anderen lustigen Zechbrüdern, neben ihm lag der nämliche Wadsack, in welchen er den geraubten Säckel geborgen hatte.

Der bestürzte Jud wußte nicht, ob er seinen Augen trauen sollte, schlich sich in einen Winkel und ging mit sich selbst zu Rate, wie er wieder zu seinem Eigentum gelangen möchte. Es schien ihm unmöglich, sich in der Person geirret zu haben, darum dreht' er unbemerkt sich zur Tür hinaus, ging zum Richter und brachte seinen Diebesgruß* an.

Die Hirschberger Justiz stund damals in dem Rufe, daß sie schnell und tätig sei, Recht und Gerechtigkeit zu handhaben, wenns was zu liquidieren gab; wo sie aber ex officio ihrer Pflicht Gnüge leisten mußte, ging sie wie anderwärts ihren Schneckengang. Der erfahrne Israelit war mit dem gewöhnlichen Gange derselben schon bekannt und verwies den unentschlossenen Richter, der lange zögerte, die Denunziation niederzuschreiben, auf das blendende Corpus delicti, und diese güldne Hoffnung unterließ nicht, einen Verhaftungsbefehl auszuwirken. Häscher bewaffneten sich mit Spießen und Stangen, umringten das Schenkhaus, griffen den unschuldigen Verbrecher und führten ihn vor die Schranken der Ratsstube, wo sich die weisen Väter indes versammlet hatten. „Wer bist du?" frug der ernsthafte Stadtrichter, als der Inquisit hineintrat, „und von wannen kommst du?" Er antwortete freimütig und unerschrocken: „Ich bin ein ehrlicher Schneider meines Handwerks, Benedix genannt, komme von Liebenau und stehe hier in Arbeit bei meinem Meister."

„Hast du nicht diesen Juden im Walde mörderisch überfallen, übel geschlagen, gebunden und seines Säckels beraubt?"

„Ich habe diesen Juden nie mit Augen gesehen, hab ihn auch weder geschlagen noch gebunden, noch seines Säckels beraubt. Ich bin ein ehrlicher Zünftler und kein Straßenräuber."

„Womit kannst du deine Ehrlichkeit beweisen?"

* So hieß ehemals in Gerichten die legale Anzeige eines Diebstahls.

„Mit meiner Kundschaft und dem Zeugnis meines guten Gewissens.“

„Weis auf deine Kundschaft.“

Benedix öffnete getrost den Wadsack, denn er wußte wohl,

daß er nichts als sein wohl erworbnes Eigentum darin verwahrte. Doch wie er ihn ausleerte, sieh da! da klingelt's unter dem herausstürzenden Plunder wie Geld. Die Häscher griffen hurtig zu, störten den Kram auseinander und zogen den schweren Säckel hervor, welchen der erfreute Jud alsbald als sein Eigentum deductis deducentis reklamierte. Der Wicht

ſtund da wie vom Donner gerührt, wollte vor Schrecken umſinken, ward bleich um die Naſe, die Lippen bebten, die Knie wankten, er verſtummete und ſprach kein Wort. Des Richters Stirn verfinſterte ſich, und eine drohende Gebärde weisſagte einen ſtrengen Beſcheid.

„Wie nun, Böſewicht!“ donnerte der Stadtvogt, „erfrechſt du dich noch, den Raub zu leugnen?“

„Erbarmung, geſtrenger Herr Richter!“ winſelte der Inkulpat auf den Knien, mit hochaufgehobnen Händen. „Alle Heiligen im Himmel ruf ich zu Zeugen an, daß ich unſchuldig bin an dem Raube, weiß nicht, wie des Juden Säckel in meinen Wadſack kommen iſt, Gott weiß es.“

„Du biſt überwieſen,“ redete der Richter fort, „der Säckel zeihet dich gnugſam des Verbrechens, tue Gott und der Obrigkeit die Ehre und bekenne freiwillig, ehe der Peiniger kommt, dir das Geſtändnis der Wahrheit abzufoltern.“

Der geängſtigte Benedix konnte nichts als auf ſeine Unſchuld provozieren; aber er predigte tauben Ohren: man hielt ihn für einen hartnäckigen Gaudieb, der ſich nur aus der Halsſchlinge herausleugnen wollte. Meiſter Hämmerling, der fürchterliche Wahrheitsforſcher, wurde hereinberufen, durch die ſtählernen Argumente ſeiner Beredſamkeit ihn zu vermögen, Gott und der Obrigkeit die Ehre anzutun, ſich um den Hals zu bekennen. Jetzt verließ den armen Wicht die ſtandhafte Freudigkeit ſeines guten Gewiſſens, er bebte zurück für den Qualen, die ſeiner warteten. Da der Peiniger im Begriff war, ihm die Daumenſtöcke anzulegen, bedachte er, daß dieſe Operation ihn untüchtig machen würde, jemals wieder mit Ehren die Nadel zu führen, und ehe er wollt ein verdorbner Kerl bleiben ſein Lebenlang, meint' er, es ſei beſſer, der Marter mit einemmal abzukommen und geſtund das Bubenſtück ein, davon ſein Herz nichts wußte. Der Kriminalprozeß wurde hierauf brevimanu abgetan, der In-

quisit, ohne daß sich das Gericht teilte, von Richter und Schöppen zum Strange verurteilt, welcher Rechtsspruch zur Pflegung prompter Justiz, und zu Ersparung der Atzungskosten gleich Tages darauf bei frühem Morgen vollzogen werden sollte.

Alle Zuschauer, welche das hochnotpeinliche Halsgericht herbeigelockt hatte, fanden das Urteil des wohlweisen Magistrats gerecht und billig; doch keiner rief den Richtern lauteren Beifall zu als der barmherzige Samariter, der sich mit in die Kriminalstube eingedrungen hatte und nicht satt werden konnte, die Gerechtigkeitsliebe der Herren von Hirschberg zu erheben, und in der Tat hatte auch niemand nähern Anteil an der Sache, als eben dieser Menschenfreund, der mit unsichtbarer Hand des Juden Säckel in des Schneiders Wadsack verborgen hatte und kein anderer als Rübezahl selbst war. Schon am frühen Morgen lauerte er am Hochgericht in Rabengestalt auf den Leichenzug, der das Opfer seiner Rache dahin begleiten sollte, und es regte sich bereits in ihm der Rabenappetit, dem neuen Ankömmlinge die Augen auszuhacken; aber diesmal harrete er vergebens. Ein frommer Ordensbruder, der von dem Werte der Bekehrungen auf dem Rabensteine ganz andere Gedanken hegte, als einige neoterische Theologen, und alle Malefikanten, die er zum Tode bereitete, mit dem Geruch der Heiligkeit zu imbibieren sich beeiferte, fand an dem unwissenden Benedix einen so rohen, wüsten Klotz, daß es ihm unmöglich schien, in so kurzer Zeit, als ihm zu dem Bekehrungsgeschäfte übrig blieb, einen Heiligen daraus zu schnitzeln; er bat deshalb das Kriminalgericht um einen dreitägigen Aufschub, den er dem frommen Magistrat nicht ohne große Mühe und unter Androhung des Kirchenbannes endlich abzwang. Als Rübezahl davon hörte, flog er ins Gebürge, den Exekutionstermin daselbst zu erwarten.

In diesem Zwischenraume durchstrich er nach Gewohnheit die Wälder und erblickte auf dieser Promenade eine junge Dirne, die sich unter einen schattenreichen Baum gelagert hatte. Ihr Haupt sank schwermütig in den Busen herab, und sie unterstützte solches mit einem schwanenweißen Arm, ihre Kleidung war nicht kostbar, aber reinlich und der Zuschnitt daran bürgerlich. Von Zeit zu Zeit wischte sie mit der Hand

eine herabrollende Zähre von den Wangen, und stöhnende Seufzer quollen aus der vollen Brust hervor. Schon ehemals hatte der Gnome die mächtigen Eindrücke jungfräulicher Zähren empfunden, auch jetzt war er so gerührt davon, daß er von dem Gesetz, welches er sich auferleget hatte, alle Adamskinder, die durchs Gebürge ziehen würden, zu tücken und zu quälen, die erste Ausnahme machte, die Empfindung des Mitleidens so gar als ein wohltuend Gefühl erkannte und Verlangen trug, die Schöne zu trösten. Er gestaltete sich

wieder als ein reputierlicher Bürger, trat die junge Dirne freundlich an und sprach: „Mägdlein, was trauerst du hier in der Wüste so einsam? Verhehle mir nicht deinen Kummer, daß ich zusehe, wie dir zu helfen stehe."

Die Dirne, die ganz in Schwermut verschwebt war, schreckte auf, da sie diese Stimme hörte, und erhob ihr erdwärts gesenktes Haupt. Ha, was für ein schmachtendes lasurfarbenes Augenpaar blickte da hervor, deren sanftgebrochenes Licht ein Herz von Stahl zu schmelzen fähig war! Zwei helle Tränen glänzten darinnen wie Karfunkeln, und das holde jungfräuliche Antlitz war mit dem Ausdruck banger Schmerzensgefühle übergossen, wodurch die Reize des lieblichen Nonnengesichtes nur noch mehr erhoben wurden. Da sie den ehrsamen Mann vor sich stehen sah, öffnete sie ihren Purpurmund und sprach: „Was kümmert Euch mein Schmerz, guter Mann, sintemal mir nicht zu helfen stehet: ich bin eine Unglückliche, eine Mörderin, habe den Mann meines Herzens gemordet und will abbüßen meine Schuld mit Jammer und Tränen, bis mir der Tod das Herz zerbricht."

Der ehrbare Mann staunte. „Du eine Mörderin?" frug er, „bei diesem himmlischen Gesicht trügst du die Hölle im Herzen? Unmöglich! — Zwar die Menschen sind aller Ränke und Bosheit fähig, das weiß ich; gleichwohl ist mir's hier ein Rätsel."

„So will ich's Euch lösen," erwiderte die trübsinnige Jungfrau, „so Ihr verlangt, es zu wissen."

Er sprach: „Sag an!"

Sie: „Ich hatte einen Gespielen von Jugend an, den Sohn einer tugendsamen Wittib, meiner Nachbarin, der mich zu seinem Liebchen erkor, als er heranwuchs. Er war so lieb und gut, so treu und bieder, liebte so standhaft und herzig, daß er mir das Herz stahl und ich ihm ewige Treu gelobte. — Ach, das Herz des lieben Jungen habe ich Natter ver-

giftet, hab ihn der Tugendlehren seiner frommen Mutter vergessen gemacht und zu einer Übeltat verleitet, wofür er das Leben verwirket hat!"

Der Gnome rief emphatisch: „Du?"

„Ja, Herr," sprach sie, „ich bin seine Mörderin, hab ihn gereizt, einen Straßenraub zu begehen und einen schelmischen Juden zu plündern, da haben ihn die Herren von Hirschberg gegriffen, Halsgericht über ihn geheget und, o Herzeleid! morgen wird er abgetan."

„Und das hast du verschuldet?" frug verwundernd Rübezahl.

Sie: „Ja, Herr! Ich habs auf meinem Gewissen, das junge Blut!"

„Wie das?"

„Er zog auf die Wanderschaft übers Gebürge, und als er beim Valet an meinem Halse hing, sprach er: ‚Fein Liebchen, bleib mir treu. Wenn der Apfelbaum zum dritten Male blühet und die Schwalbe zu Neste trägt, kehr ich von der Wanderschaft zurück, dich heimzuholen, als mein junges Weib,' und das gelobt ich ihm zu werden durch einen teuren Eid. Nun blühete der Apfelbaum zum dritten Male und die Schwalbe nistete, da kam Benedix wieder, erinnerte mich

meiner Zusage und wollte mich zur Trau führen. Ich aber neckt' und höhnt' ihn, wie die Mädchen oft den Freiern tun, und sprach: ‚Dein Weib kann ich nicht werden, mein Bettlein hat für zwei nicht Raum, und du hast weder Herd noch Obdach. Schaff dir erst blanke Batzen an, dann frage wieder zu.' Der arme Junge wurde durch diese Rede sehr betrübt. ‚Ach Klärchen!' seufzt' er tief, mit einer Trän im Auge, ‚steht dir dein Sinn nach Geld und Gut, so bist du nicht das biedre Mädchen mehr, das du vormals warest! Schlugst du nicht ein in diese Hand, da du mir deine Treue schwurest? Und was hatt ich mehr als diese Hand, dich einst damit zu nähren? Woher dein Stolz und spröder Sinn? Ach Klärchen, ich verstehe dich: ein reicher Buhler hat mir dein Herz entwendet! Lohnst du mir also, Ungetreue? Drei Jahre hab ich mit Sehnsucht und Harren traurig verlebt, habe jede Stunde gezählt bis auf diesen Tag, da ich kam, dich heimzuführen. Wie leicht und rasch machte meinen Fuß Hoffnung und Freude, da ich übers Gebürge wandelte, und nun verschmähst du mich!' Er bat und flehete, doch ich blieb fest auf meinem Sinn: ‚Mein Herz verschmäht dich nicht, o Benedix!' antwortete ich, ‚nur meine Hand versag ich dir vorjetzt, zieh hin, erwirb dir Gut und Geld, und hast du das, so komm, dann will ich gern mein Bettlein mit dir teilen.' —‚Wohlan,' sprach er mit Unmut, ‚du willst es so, ich gehe in die Welt, will laufen, will rennen, will betteln, stehlen, schmorgen, sorgen, und eher sollst du mich nicht wieder sehen, bis ich erlange den schnöden Preis, um den ich dich erwerben muß. Leb wohl, ich fahre hin, Ade!' So hab ich ihn betört, den armen Benedix, er ging ergrimmt davon, da verließ ihn sein guter Engel, daß er tat, was nicht recht war und was sein Herz gewiß verabscheuete."

Der ehrsame Mann schüttelte den Kopf über diese Rede und rief nach einer Pause mit nachdenklicher Miene: „Wun-

derbar!“ Hierauf wendete er ſich zu der Dirne: „Warum,“ frug er, „erfüllſt du aber hier den leeren Wald mit deinen Wehklagen, die dir und deinem Buhlen nichts nützen noch frommen können?“

„Lieber Herr,“ fiel ſie ihm ein, „ich war auf dem Wege nach Hirſchberg, da wollte mir der Jammer das Herz abdrücken, darum weilt ich unter dieſem Baume.“

„Und was willſt du in Hirſchberg tun?“

„Ich will dem Blutrichter zu Fuße fallen, will mit meinem Klaggeſchrei die Stadt erfüllen, und die Töchter der Stadt ſollen mir wehklagen helfen, ob das die Herren erbarmen möchte, dem unſchuldigen Blut das Leben zu ſchenken, und ſo mir's nicht gelingt, meinen Buhlen dem ſchmählichen Tode zu entreißen, will ich freudig mit ihm ſterben.“

Der Geiſt wurde durch dieſe Rede ſo bewegt, daß er von Stund an ſeine Rache ganz vergaß und der Troſtloſen ihren Buhlen wiederzugeben beſchloß. „Trockne ab deine Tränen,“ ſprach er mit teilnehmender Gebärde, „und laß deinen Kummer ſchwinden. Ehe die Sonne zur Rüſte gehet, ſoll dein Buhle frank und frei ſein. Morgen um das erſte Hahnengeſchrei ſei wach und horchſam, und wenn ein Finger ans Fenſter klopft, ſo tu auf die Tür zu deinem Kämmerlein: denn es iſt Benedix, der davor ſteht. Hüte dich, ihn nicht wieder wild zu machen durch deinen ſpröden Sinn. — Du ſollſt auch wiſſen, daß er das Bubenſtück nicht begangen hat, deſſen du ihn zeiheſt, und du haſt des gleichfalls keine Schuld: denn er hat ſich durch deinen Eigenſinn zu keiner böſen Tat reizen laſſen.“

Die Dirne, verwundert über dieſe Rede, ſah ihm ſtarr und ſteif ins Geſicht, und weil darin das Fältlein der Schälkelei oder des Trugs ſich nicht veroffenbarte, gewann ſie Zutrauen, ihre trübe Stirn klärte ſich auf, und ſie ſprach mit froher Zweifelmütigkeit: „Lieber Herr, wenn Ihr mein nicht ſpottet

und dem also ist, wie Ihr saget, so müßt Ihr ein Seher oder der gute Engel meines Buhlen sein, daß Ihr das all so wisset."

„Sein guter Engel?" versetzte Rübezahl betroffen, „nein, der bin ich wahrlich nicht; aber ich kanns werden, und du sollsts erfahren! Ich bin ein Bürger aus Hirschberg, habe mit zu Rate gesessen, als der arme Sünder verurteilt wurde; aber seine Unschuld ist ans Licht gebracht, fürchte nichts für sein Leben. Ich will hin, ihn seiner Banden zu entledigen, denn ich vermag viel in der Stadt. Sei gutes Muts und kehre heim in Frieden." Die Dirne machte sich alsbald auf und gehorchte, obgleich Furcht und Hoffnung in ihrer Seele kämpften.

Der ehrwürdige Pater Graurock hatte sich's die drei Tage des Aufschubs blutsauer werden lassen, den Delinquenten gehörig zu beschicken, um seine arme Seele der Hölle zu entreißen, der sie seiner Meinung nach verpfändet war von Jugend auf. Denn der gute Benedix war ein unwissender Laie, der um Nadel und Schere ungleich bessern Bescheid wußte, als um den Rosenkranz. Den Engelgruß und das Paternoster mengt' er stets durcheinander, und von dem Credo wußt er keine Silbe, der eifrige Mönch hatte alle Mühe von der Welt, ihm das letztere zu lehren und brachte mit dieser Arbeit zwei volle Tage zu. Denn wenn er sich die Formel aufsagen ließ und das Gedächtnis des armen Sünders auch nicht strauchelte, so unterbrach doch oft ein Gedanke an das Irdische und der halblaute Seufzer: „Ach Klärchen!" die ganze Lektion, darum es die religiöse Politik des frommen Bruders zuträglich fand, dem verlorenen Schafe die Hölle recht heiß zu machen, und das gelang ihm auch dergestalt, daß der geängstigte Benedix kalten Todesschweiß schwitzte und zu geheiligter Freude seines Bekehrers Klärchen rein darüber vergaß. Aber die Vorstellung der angedrohten Martern in der Hölle folterte ihn so unablässig, daß er nichts als

bocksfüßige gehörnte Teufel vor Augen sahe, die mit Kärsten und Hacken die fasenackten Scharen verdammter Seelen in den ungeheuren Walfischrachen des höllischen Feuerschlundes hineinlotseten. Diesen qualvollen Zustand seines Seelenpfleglings ließ der eifrige Ordensmann in so weit sich zu Herzen gehen, daß er der geistlichen Klugheit gemäß erachtete, den Vorhang im Hintergrunde fallen zu lassen und die gräßliche Teufelsszene zu verbergen, dagegen hitzte er den Schmelzofen des Fegefeuers nun desto stärker, welches für den feuerscheuen Benedix ein leidiger Trost war.

„Deine Missetat, mein Sohn, ist groß," sprach er, „aber verzage drum nicht, die Flammen des Fegfeuers werden dich davon reinigen. Wohl dir, daß du das Verbrechen nicht an einem rechtgläubigen Christen verübt hast; denn da würdest du tausend Jahre in dem siedenden Schwefelpfuhle bis an den Hals versenkt dafür büßen müssen. Weil du aber nur einen verworfenen Juden geplündert hast, so wird in hundert Jahren deine Seele rein wie ausgebranntes Silber sein, und ich will so viel Seelmessen für dich lesen, daß du nicht tiefer als bis an den Gürtel in der unauslöschlichen Lava waten sollst." Ob sich nun wohl Benedix völlig unschuldig wußte, so glaubte er doch so feste an den Binde- und Löseschlüssel seines Beichtigers, daß er auf die Revision seines Prozesses in jener Welt gar nicht rechnete; und in dieser Welt nochmals darauf zu provozieren, schreckte ihn die Furcht vor der Folter ab. Darum legte er sich aufs Bitten, flehte seinen geistlichen Rhadamant um Barmherzigkeit an und suchte von den Qualen des Fegfeuers so viel abzubingen als möglich, wodurch sich denn der strenge Pönitenziarius bewogen fand, ihn endlich nur bis an die Knie ins Feuerbad zu versenken, wobei es sein Verbleiben hatte, denn aller Lamenten ungeachtet, ließ er sich weiter keinen Zollbreit abnegoziieren.

Eben verließ der unerbittliche Sündenrüger den Kerker,

nachdem er dem troſtloſen Delinquenten zum letzten Male gute Nacht gewünſcht hatte, als ihm Rübezahl unſichtbarerweiſe beim Eingange begegnete, noch unentſchloſſen, wie er ſein Vorhaben, den Delinquenten in Freiheit zu ſetzen, ſo auszuführen vermöchte, daß den Herren von Hirſchberg der Spaß nicht verdorben würde, einen Aktus ihrer verjährten Kriminaljurisdiktion auszuüben, denn der Magiſtrat hatte ſich durch die ſträckliche Gerechtigkeitspflege bei ihm in guten Kredit geſetzt. In dem Augenblicke geriet er auf einen Einfall, der recht nach ſeinem Sinne war. Er ſchlich dem Mönche ins Kloſter nach, ſtahl aus der Kleiderkammer ein Ordenskleid, fuhr hinein und begab ſich in Geſtalt des Bruder Graurocks ins Gefängnis, welches ihm der Kerkermeiſter ehrerbietig öffnete.

„Das Heil deiner Seelen," redete er den Gefangenen an, „treibt mich nochmals hierher, da ich dich kaum verlaſſen habe. Sag an, mein Sohn, was haſt du noch auf deinem Herzen und Gewiſſen, damit ich dich tröſte."—„Ehrwürdiger Vater," antwortete Benedix, „mein Gewiſſen beißt mich nicht; aber Euer Fegfeuer bangt und ängſtigt mich und preßt mir das Herz zuſammen, als läg's zwiſchen den Daumenſtöcken." Freund Rübezahl hatte von kirchlichen Lehrmeinungen ſehr unvollſtändige und verworrne Begriffe, daher war ihm die Querfrage: „Wie meinſt du das?" wohl zu verzeihen. „Ach," gegenredete Benedix, „in dem Feuerpfuhl bis an die Knie zu waten, Herr, das halt ich nicht aus!" — „Narr," verſetzte Rübezahl, „ſo bleib davon, wenn dir das Bad zu heiß iſt." Benedix ward an dieſer Rede irre, ſah dem Pfaffen ſtarr ins Geſicht, daß dieſer merkte, er habe irgendeine Unſchicklichkeit vorgebracht, darum lenkt' er ein: „Davon ein andermal; denkſt du auch noch an Klärchen? Liebſt du ſie noch als deine Braut? Und haſt du ihr etwas vor deiner Hinfahrt zu ſagen, ſo vertrau es mir." Benedix ſtaunte bei

diesem Namen noch mehr, der Gedanke an sie, den er mit großer Gewissenhaftigkeit in seiner Seele zu ersticken bemüht gewesen war, wurde auf einmal wieder so heftig angefacht, besonders, da vom Abschiedsgruße die Rede war, daß er überlaut anfing zu weinen und zu schluchsen und kein Wort vorzubringen vermögend war. Diese herzbrechende Gebärdung jammerte den mitleidigen Pfaffen also, daß er beschloß, dem Spiel ein Ende zu machen. „Armer Benedix," sprach er, „gib dich zufrieden und sei getrost und unverzagt, du sollst nicht sterben. Ich hab in Erfahrung gebracht, daß du unschuldig bist an dem Raube, und deine Hand mit keinem Laster befleckt hast, darum bin ich gekommen, dich aus dem Kerker zu reißen und der Banden zu entledigen." Er zog einen Schlüssel aus der Tasche, „laß sehen," fuhr er fort, „ob er schließe." Der Versuch gelang, der Entfesselte stund da frank und frei, das Geschmeide fiel ab von Händen und Füßen. Hierauf wechselte der gutmütige Pfaff mit ihm die Kleider und sprach: „Gehe gemachsam wie ein frommer Mönch durch die Schar der Wächter vor der Tür des Gefängnisses und durch die Straßen, bis du der Stadt Weichbild hinter dir hast, dann schürze dich hurtig und schreite rüstig zu, daß du gelangest ins Gebürge endelich, und raste nicht, bis du in Liebenau vor Klärchens Tür stehest, klopfe leise an, dein Liebchen harret deiner mit ängstlichem Verlangen."

Der gute Benedix wähnte, das alles sei nur ein Traum, rieb sich die Augen, zwickte sich in die Arme und Waden, um zu versuchen, ob er wache oder schlafe, und da er inne ward, daß sich alles so verhalte, fiel er seinem Befreier zu Fuß und umfing seine Knie, wollte eine Danksagung stammlen und lag da in stummer Freude, denn die Worte versagten ihm. Der liebreiche Pfaff trieb ihn endlich fort und reicht' ihm noch ein Laib Brod und eine Knackwurst zur Zehrung auf den Weg. Mit wankendem Knie schritt der Entledigte

über die Schwelle des traurigen Kerkers, fürchtete immer, erkannt zu werden. Aber sein ehrwürdiger Rock gab ihm einen solchen Wohlgeruch von Frömmigkeit und Tugend, daß die Wächter nichts von Delinquentenschaft darunter witterten.

Klärchen saß indessen bänglich einsam in ihrem Kämmerlein, horchte auf jedes Rauschen des Windes und spähete jeden Fußtritt der Vorübergehenden. Oft dünkt' ihr, es rege sich was am Fensterladen, oder es klinge der Pfortenring, sie schreckte auf mit Herzklopfen, sahe durch die Luke, und es war Täuschung. Schon schüttelten die Hähne in der Nachbarschaft die Flügel und verkündeten durch ihr Krähen den kommenden Tag; das Glöcklein im Kloster läutete zur Frühmetten, das ihr wie Todesruf und Grabesklang tönte; der Wächter stieß zum letztenmal ins Horn und weckte die schnarchenden Bäckermägde zu ihrem frühen Tagewerke. Klärchens Lämpchen fing an dunkel zu brennen, weil's ihm an Öl gebrach, ihre Unruhe mehrte sich mit jedem Augenblick und ließ ihr nicht die herrliche Rose von guter Vorbedeutung bemerken, die an dem klimmenden Tocht brannte, sie saß auf ihrer Bettlade, weinte bitterlich und erseufzete: „Benedix! Benedix! Was für ein bänglicher Tag für dich und mich dämmert jetzt heran!" Sie lief ans Fenster, ach! Blutrot war der Himmel nach Hirschberg hin und schwarze Nebelwolken schwebten wie Trauerflor und Leichentücher hin und wieder am Horizonte. Ihre Seele bebte von diesem ahndungsvollen Anblick zurück, sie sank in dumpfes Hinbrüten, und Totenstille war um sie her.

Da pocht' es dreimal leise an ihr Fenster als ob sich's eignete. Ein froher Schauer durchlief ihre Glieder, sie sprang auf, tat einen lauten Schrei: denn eine Stimme flüsterte durch die Luke: „Fein Liebchen, bist du wach?" Husch war sie an der Tür: „Ach Benedix, bist du es oder ists dein Geist?" Wie sie aber den Bruder Graurock erblickte, sank sie

zurück und ſtarb vor Entſetzen hin. Da umſchlang ſie ſanft ſein treuer Arm, und der Kuß der Liebe, das große Mittel gegen alle hyſteriſchen Ohnmachten, brachte ſie bald wieder ins Leben.

Nachdem die ſtumme Szene des Erſtaunens und die Ergießungen der erſten freudigen Herzensgefühle vorüber waren, erzählte ihr Benedix ſeine wunderbare Errettung aus dem peinlichen Kerker; doch die Zunge klebt' ihm am Gaumen vor großem Durſt und Ermattung. Klärchen ging ihm einen Trunk friſch Waſſer zu holen, und nachdem er ſich damit gelabt hatte, fühlt' er Hunger, aber ſie hatte nichts zum Imbiß, als die Panazee der Liebenden, Salz und Brod, wobei ſie voreilig geloben, zufrieden und glücklich miteinander zu ſein ihr Leben lang. Da gedachte Benedix an ſeine Knackwurſt, zog ſie aus der Taſche und wunderte ſich baß, daß ſie ſchwerer war als ein Hufeiſen, brach ſie von einander, ſiehe! da fielen eitel Goldſtücken heraus, worüber Klärchen nicht wenig erſchrak, meinte, das Gold ſei eine ſchändliche Reliquie von dem Raube des Juden und Benedix ſei nicht ſo unſchuldig, als ihn der ehrſame Mann gemacht habe, der ihr im Gebürge erſchienen war. Allein der truglose Geſell beteuerte höchlich, daß der fromme Ordensmann ihm dieſen verborgenen Schatz vermutlich als eine Hochzeitſteuer verliehen habe, und ſie glaubte ſeinen Worten. Darauf ſegneten beide mit dankbarem Herzen den edelmütigen Wohltäter, verließen ihre Vaterſtadt und zogen gen Prag, wo Meiſter Benedix mit Klärchen, ſeinem Weibe, lange Jahre als ein wohlbehaltner Mann in friedlicher Ehe bei reichem Kinderſegen lebte. Die Galgenſcheu war ſo tief bei ihm eingewurzelt, daß er ſeinen Kunden nie etwas veruntreute, und wider Natur und Brauch ſeiner Zunftgenoſſen, auch nicht den kleinſten Abſchnitt in die Helle warf.

In der frühen Morgenſtunde, da Klärchen mit ſchauer-

voller Freude den Finger ihres Buhlen am Fenster vermerkte, klopfte auch in Hirschberg ein Finger an die Tür des Gefängnisses. Das war der Bruder Graurock, der, vom frommen Eifer aufgeweckt, den Anbruch des Tages kaum erwarten konnte, die Bekehrung des armen Sünders zu vollenden, und ihn als einen halben Heiligen dem gewaltsamen Arm des Henkers zu überantworten. Rübezahl hatte einmal die Delinquentenrolle übernommen und war entschlossen, sie zur Ehre der Justiz rein auszuspielen. Er schien wohlgefaßt zum Sterben zu sein, und der fromme Mönch freuete sich darüber und erkannte diese Standhaftigkeit alsbald für die gesegnete Frucht seiner Arbeit an der Seele des armen Sünders, darum ermangelte er nicht, ihn in dieser Gemütsfassung durch seinen geistlichen Zuspruch zu erhalten, und beschloß seinen Sermon mit dem tröstlichen Weihespruch: „Soviel Menschen du bei deiner Ausführung erblicken wirst, die dich an die Gerichtsstätte geleiten, siehe, soviel Engel stehen schon bereit, deine Seele in Empfang zu nehmen und sie einzuführen ins schöne Paradeis.“ Darauf ließ er ihn der Fesseln entledigen, wollt ihn Beicht' hören und dann absolvieren; doch fiel ihm ein, vorher noch die gestrige Lektion zu rekapitulieren, damit der arme Sünder unterm Galgen, im geschlossenen Kreise sein Glaubensbekenntnis frei und ohne Anstoß zur Erbauung der Zuschauer hersagen möchte. Aber wie erschrak der Ordensmann, da er inne ward, daß der ungelehrige Delinquent sein Credo die Nacht über völlig ausgeschwitzt hatte! Der fromme Mönch war gänzlich der Meinung, der Satanas sei hier im Spiel und wolle dem Himmel die gewonnene Seele entreißen, darum fing er kräftig an zu exorzisieren; aber der Teufel wollte sich nicht austreiben und das Credo nicht in des Malefikanten Kopf hineinzwingen lassen.

Die Zeit war darüber verlaufen, das peinliche Gericht hielt dafür, daß es nun an der Stunde sei, den Leib zu töten,

und kümmerte sich nicht weiter um den Seelenzustand seines Schlachtopfers. Ohne der Exekution länger Aufschub zu gestatten, wurde der Stab gebrochen, und obwohl Rübezahl als ein verstockter Sünder ausgeführet wurde, so unterwarf er sich doch allen übrigen Formalitäten der Hinrichtung ganz willig. Wie er von der Leiter gestoßen wurde, zappelte er am Strange nach Herzenslust und trieb das Spiel so arg, daß dem Henker dabei übel zumute ward, denn es erhob sich ein plötzliches Getöse im Volk und einige schrien, man solle den Hangmann steinigen, weil er den armen Sünder über die Gebühr martere. Um also Unglück zu verhüten, streckte sich Rübezahl lang aus und stellte sich an, als sei er tot. Da sich aber das Volk verlaufen hatte und nachher einige Leute in der Gegend des Hochgerichts hin- und herwandelten, aus Vorwitz hinzutraten und den Kadaver beschauen wollten, fing der Scherztreiber am Galgen sein Spiel von neuem an und erschreckte die Beschauer durch fürchterliche Grimassen.

Daher lief gegen Abendzeit in der Stadt ein Gerücht um, der Gehangene könne nicht ersterben und tanze noch immer am Hochgericht, welches den Senat bewog, des Morgens in aller Frühe durch einige Deputierten die Sache genau untersuchen zu lassen. Wie sie nun dahin kamen, fanden sie nichts als ein Wischlein Stroh am Galgen mit alten Lumpen bedeckt, als man pflegt in die Erbsen zu stellen, die genäschigen Spatzen damit zu scheuchen. Worüber sich die Herren von Hirschberg baß wunderten, ließen in aller Stille den Strohmann abnehmen und breiteten aus, der große Wind habe zur Nachtzeit den leichten Schneider vom Galgen über die Grenze gewehet.

Dritte Legende

Nicht immer war Rübezahl bei der Laune, denen, die er durch seine Neckereien in Schaden und Nachteil gebracht hatte, einen so edelmütigen Ersatz zu geben; oft machte er nur den Plagegeist aus boshafter Schadenfreude, und kümmerte sich wenig darum, ob er einen Schurken oder einen Biedermann foppte. Oft gesellte er sich zu einem einsamen Wanderer als Geleitsmann, führte unvermerkt den Fremdling irre, ließ ihn an dem Absturz einer Bergzinne oder in einem Sumpfe stehen und verschwand mit höhnendem Gelächter. Zuweilen erschreckte er die furchtsamen Marktweiber durch abenteuerliche Gestalten wildfremder chimärischer Tiere, welches Blendwerk zu dem scherzhaften Irrtum Anlaß gegeben, daß neulich unser Produktensammler, unter Büschings Firma, den leibhaften Rübezahl mit unter Europens Produkte aufgenommen hat: denn das leopardenähnliche Tier, das sich zuzeiten im sudetischen Gebürge soll sehen lassen, von den Butterweibern Rysow genannt, ist nichts anders als ein Phantom vom Rübezahl*. Oft lähmt' er dem Reisigen das

* Europens Produkte. Dessau 1782. S. 249 und Büschings Erdbeschreibung. 3 T. 1 B. S. 212.

Roß, daß es nicht von der Stelle konnte, zerbrach den Fuhrleuten ein Rad oder eine Achse am Wagen, ließ vor ihren Augen ein abgerissenes Felsenstück in einen Hohlweg hinabrollen, das sie mit unendlicher Mühe auf die Seite räumen mußten, um sich freie Bahn zu machen. Oft hielt eine unsichtbare Kraft einen ledigen Wagen, daß sechs rasche Pferde ihn nicht fortzuziehen vermochten, und ließ der Fuhrmann merken, daß er eine Neckerei von Rübezahl wähne, oder brach er aus Unwillen in Invektiven gegen den Berggeist aus, so hatte er ein Hornissenheer, das die Pferde wütig machte, einen Steinhagel oder eine reichhaltige Bastonade von unsichtbarer Hand zu gewarten.

Mit einem alten Schäfer, der ein gerader, treuherziger Mann war, hatte er Bekanntschaft gemacht und so gar eine Art von vertraulicher Freundschaft errichtet, er gestattete ihm mit der Herde bis an die Hecken seiner Gärten zu treiben, welches ein anderer nicht hätte waghalsen dürfen. Der Geist hörte dem Graukopf bisweilen mit eben dem Vergnügen zu, wenn ihm dieser seinen unbedeutenden Lebenslauf erzählte, als Hanns Hubrigs Biograph die Leiden und Freuden dieses alten sächsischen Bauers verschlang, obgleich Rübezahl diese Geschichten nicht so ekelhaft wie jener wiederkäuete. Dem ungeachtet versah's der Alte doch einmal. Da er eines Tages nach Gewohnheit seine Herde in des Gnomen Gehege trieb, brachen einige Schafe durch die Hecken und weideten auf den Grasplätzen des Gartens, darüber ergrimmete Freund Rübezahl dergestalt, daß er alsbald ein panisches Schrecken auf die Herde fallen ließ, sie in wildem Getümmel den Berg herabscheuchte, wodurch sie größtenteils verunglückten, und der Nahrungsstand des alten Schäfers in solchen Verfall kam, daß er sich darüber zu Tode grämte.

Ein Arzt aus Schmiedeberg, der auf dem Riesengebürge zu botanisieren pflegte, genoß gleichfalls zuweilen die Ehre,

mit seiner prahlerischen Gesprächigkeit den Gnomen unbekannterweise zu unterhalten, der bald als Holzhauer bald als ein Reisender sich zu ihm fand und den Schmiedeberger Askulap seine Wunderkuren mit Vergnügen sich vordozieren ließ. Er war zuzeiten so gefällig, das schwere Kräuterbündel ihm ein gut Stück Weges nachzutragen und ihm manche noch unbekannte Heilkräfte derselben kundzumachen. Der Arzt, der sich in der Kräuterkunde weiser dünkte als ein Holzhauer, empfand diese Belehrung übel und sprach mit Unwillen: „Der Schuster soll bei seinem Leisten bleiben und der Holzhauer soll den Arzt nicht lehren. Weil du aber der Kräuter und Pflanzen kundig bist, vom Isop an, der auf der Mauer wächst, bis auf die Ceder zu Libanon: so sag mir doch, du weiser Salomon, was war eher, die Eichel oder der Eichbaum?" Der Geist antwortete: „Doch wohl der Baum, denn die Frucht kommt vom Baume." — „Narr," sprach der Arzt, „wo kam denn der erste Baum her, wenn er nicht aus dem Samen sproßte, der in der Frucht verschlossen liegt?" Der Holzhauer erwiderte: „Das ist, seh ich, eine Meisterfrage, die mir schier zu hoch ist. Aber ich will Euch auch eine Frage vorlegen: wem gehört dieser Erdengrund zu, darauf wir stehen, dem König von Böhmen oder dem Herrn vom Berge?" So nennten die Nachbarn den Berggeist, nachdem sie waren gewitziget worden, daß der Name Rübezahl im Gebürge konterband war und nur Stöße und blaue Mäler einbrachte. Der Arzt bedachte sich nicht lange; „ich vermeine, dieser Grund und Boden gehöre meinem Herrn dem König von Böhmen zu, denn Rübezahl ist ja nur ein Hirngespinste, ein Nonsens oder Popanz, die Kinder damit fürchten zu machen." Kaum war das Wort aus seinem Munde, so verwandelte sich der Holzhauer in einen scheußlichen Riesen mit feuerfunkelnden Augen und wütiger Gebärde, schnauzte den Arzt grimmig an und sprach mit rauher Stimme: „Hier ist

Rübezahl, der dich nonenſen wird, daß dir ſollen die Rippen krachen," erwiſcht' ihn darauf beim Kragen, rannt ihn gegen die Bäume und Felſenwände, riß und warf ihn hin und her, wie der Teufel dem Doktor Fauſt weiland in der Komödie tät, ſchlug ihm letzlich ein Aug aus, und ließ ihn für tot auf dem Platze liegen, daß ſich der Arzt nachher hoch vermaß, nie wieder ins Gebürge botaniſieren zu gehen.

So leicht wars, Rübezahls Freundſchaft zu verſcherzen, aber ebenſo leicht wars, ſie zu gewinnen. Einem Bauer in der Amtspflege Reichenberg hatte ein böſer Nachbar ſein Hab und Gut abgerechtet, und nachdem ſich die Juſtiz ſeiner letzten Kuh bemächtiget hatte, blieb ihm nichts übrig als ein abgehärmtes Weib und ein halb Dutzend Kinder, davon er gern den Gerichten die Hälfte für ſein letztes Stückchen Vieh verpfändet hätte. Zwar gehörten ihm noch ein paar rüſtige geſunde Arme zu, aber ſie waren nicht hinreichend, ſich und die Seinigen davon zu nähren. Es ſchnitt ihm durchs Herz, wenn die jungen Raben nach Brod ſchrien, und er nichts hatte, ihren quälenden Hunger zu ſtillen. „Mit hundert Talern," ſprach er zu dem kummervollen Weibe, „wär uns geholfen, unſern zerfallenen Haushalt wieder anzurichten und fern von dem ſtreitſüchtigen Nachbar ein neues Eigentum zu gewinnen, du haſt reiche Vettern jenſeit des Gebürges, ich will hin und ihnen unſre Not klagen, vielleicht, daß ſich einer erbarmet und aus gutem Herzen von ſeinem Überfluß uns auf Zinſen leiht, ſo viel wir bedürfen."

Das niedergedrückte Weib willigte mit ſchwacher Hoffnung eines glücklichen Erfolgs in dieſen Vorſchlag, weil ſie keinen beſſern wußte. Der Mann aber gürtete frühe ſeine Lenden, und indem er Weib und die Kinder verließ, ſprach er ihnen Troſt ein: „Weinet nicht! Mein Herz ſagt es mir, ich werde einen Wohltäter finden, der uns förderlicher ſein wird als die vierzehn Nothelfer, zu welchen ich ſo oft vergeblich gewall-

fahrtet bin.“ Hierauf ſteckt' er eine harte Brotrinde zur Zehrung in die Taſche und ging davon. Müd und matt von der Hitze des Tages und dem weiten Wege gelangt' er zur Abendzeit in dem Dorfe an, wo die reichen Vettern wohnten; aber keiner wollt ihn kennen, keiner wollt ihn herbergen. Mit heißen Tränen klagt' er ihnen ſein Elend; aber die hart-

herzigen Filze achteten nicht darauf, kränkten den armen Mann mit Vorwürfen und beleidigenden Sprüchwörtern. Einer ſprach: „Junges Blut, ſpar dein Gut“; der andere: „Hoffart kommt vor dem Fall“; der dritte: „Wie du's treibſt, ſo geht's“; der vierte: „Jeder iſt ſeines Glückes Schmied“. So höhnten und ſpotteten ſie ſeiner, nennten ihn einen Praſſer und Faulenzer, und endlich ſtießen ſie ihn gar zur Tür hinaus. Einer ſolchen Aufnahme hatte ſich der arme Vetter von der reichen Sippſchaft ſeines Weibes nicht verſehen, ſtumm und traurig ſchlich er aus dem Dorfe, und weil

er nichts hatte, das Schlafgeld in der Herberge zu bezahlen, mußte er auf einem Heuſchober im Felde übernachten, hier erwartete er raſtlos des zögernden Tages, um ſich auf den Heimweg zu begeben.

Da er nun wieder ins Gebürge kam, übernahm ihn Harm und Bekümmernis ſo ſehr, daß er der Verzweiflung nahe war. Zwei Tage Arbeitslohn verloren, dacht er bei ſich ſelber, matt und entkräftet von Gram und Hunger, ohne Troſt, ohne Hoffnung! Wenn du nun heimkehreſt und die ſechs armen Würmer dir entgegenſchmachten, ihre Hände aufheben, von dir Labſal zu begehren und du für einen Biſſen Brod ihnen einen Stein bieten mußt. Vaterherz! Vaterherz! Wie kannſt du's tragen! Brich entzwei, armes Herz, eh du dieſen Jammer fühleſt! Hierauf warf er ſich unter einen Schlehenbuſch, ſeinen ſchwermütigen Gedanken weiter nachzuhangen.

Wie aber am Rande des Verderbens die Seele noch die letzten Kräfte anſtrengt, ein Rettungsmittel auszukundſchaften, jede Hirnfaſer auf und niederläuft, alle Winkel der Phantaſie durchſpähet, Schutz oder Friſt für den hereinbrechenden Untergang zu ſuchen; gleich einem Bootsmanne, der ſein Schiff ſinken ſieht, ſchnell die Strickleiter hinaufrennt, ſich in den Maſtkorb zu bergen, oder wenn er unterm Verdeck iſt, aus der Luke ſpringt, in der Hoffnung, ein Brett oder eine ledige Tonne zu erhaſchen, um ſich über Waſſer zu halten: ſo verfiel unter tauſend nichtigen Anſchlägen und Einfällen der troſtloſe Veit auf den Gedanken, ſich an den Geiſt des Gebürges in ſeinem Anliegen zu wenden. Er hatte viel abenteuerliche Geſchichten von ihm gehöret, wie er zuweilen die Reiſenden getrillt und gehudelt, ihnen manchen Tort und Dampf angetan, doch auch mitunter Gutes erwieſen habe. Es war ihm nicht unbekannt, daß er ſich bei ſeinem Spottnamen nicht ungeſtraft rufen laſſe, dennoch

wußt er ihm auf keine andre Weise beizukommen: also wagt' er's auf eine Prügelei, und rief so sehr er konnte: „Rübezahl! Rübezahl!"

Auf diesen Ruf erschien alsbald eine Gestalt gleich einem rußigen Köhler mit einem fuchsroten Barte, der bis an den Gürtel reichte, feurigen stieren Augen, und war mit einer Schürstange bewaffnet, gleich einem Weberbaum, die er mit Grimm erhob, den frechen Spötter zu erschlagen. „Mit Gunst, Herr Rübezahl," sprach Veit ganz unerschrocken, „verzeiht wenn ich Euch nicht recht tituliere, hört mich nur an, dann tut was Euch gefällt." Diese dreuste Rede und die kummervolle Miene des Mannes, die weder auf Mutwillen noch Vorwitz deutete, besänftigten den Zorn des Geistes in etwas: „Erdenwurm," sprach er, „was treibt dich, mich zu beunruhigen? Weißt du auch, daß du mir mit Hals und Haut für deinen Frevel büßen mußt?" — „Herr," antwortete Veit, „die Not treibt mich zu Euch, hab eine Bitte, die Ihr mir leicht gewähren könnt. Ihr sollt mir hundert Taler leihen, ich zahl sie Euch mit landüblichen Zinsen in drei Jahren wieder, so wahr ich ehrlich bin!" — „Tor," sprach der Geist, „bin ich ein Wuchrer oder Jude, der auf Zinsen leiht? Geh hin zu deinen Menschenbrüdern und borge da so viel dir Not tut, mich aber laß in Ruh." — „Ach!" erwiderte Veit, „mit der Menschenbrüderschaft ists aus! Auf mein und dein gilt keine Brüderschaft." Hierauf erzählt' er ihm seine Geschichte nach der Länge und schilderte ihm sein drückendes Elend so rührend, daß ihm der Gnome seine Bitte nicht versagen konnte; und wenn der arme Tropf auch weniger Mitleid verdienet hätte, so schien doch dem Geist das Unterfangen, von ihm ein Kapital zu leihen, so neu und sonderbar, daß er um des guten Zutrauens willen geneigt war, des Mannes Bitte zu gewähren. „Komm, folge mir," sprach er, und führt' ihn darauf waldeinwärts in ein abgelegnes Tal

zu einem ſchroffen Felſen, deſſen Fuß ein dichter Buſch bedeckte.

Nachdem ſich Veit nebſt ſeinem Begleiter mit Mühe durchs Geſträuche gearbeitet hatte, gelangten ſie zum Eingang einer finſtern Höhle. Dem guten Veit war nicht wohl dabei zumute, da er ſo im Dunkeln tappen mußte; es lief ihm ein kalter Schauer nach dem andern den Rücken herab, und ſeine Haare ſträubten ſich empor. Rübezahl hat ſchon manchen betrogen, dacht er, wer weiß, was für ein Abgrund mir vor den Füßen liegt, in welchen ich beim nächſten Schritt hinabſtürze; dabei hört' er ein fürchterliches Brauſen als eines Tagewaſſers, das ſich in den tiefen Schacht ergoß. Je weiter er fortſchritt, je mehr engten ihm Furcht und Grauſen das Herz ein. Doch bald ſah er zu ſeinem Troſt in der Ferne ein blaues Flämmchen hüpfen, das Berggewölbe erweiterte ſich zu einem geräumigen Saale, das Flämmchen brannte helle und ſchwebte als ein Hangeleuchter in der Mitte der Felſenhalle. Auf dem Pflaſter derſelben fiel ihm eine kupferne Braupfanne in die Augen, mit eitel harten Talern bis an den Rand gefüllt. Da Veit den Geldſchatz erblickte, ſchwand alle ſeine Furcht dahin, und das Herz hüpfte ihm vor Freuden. „Nimm," ſprach der Geiſt, „was du bedarfſt, es ſei wenig oder viel, nur ſtelle mir einen Schuldbrief aus, wofern du der Schreiberei kundig biſt." Der Debitor bejahete das und zählte ſich gewiſſenhaft die hundert Taler zu, nicht einen mehr und keinen weniger. Der Geiſt ſchien auf das Zahlungsgeſchäfte gar nicht zu achten, drehete ſich weg und ſuchte indes ſeine Schreibmaterialien hervor. Veit ſchrieb den Schuldbrief ſo bündig als ihm möglich war; der Gnome ſchloß ſolchen in einen eiſernen Schatzkaſten und ſagte zum Valet: „Zieh hin, mein Freund, und nütze dein Geld mit arbeitſamer Hand. Vergiß nicht, daß du mein Schuldner biſt und merke dir den Eingang in das Tal und dieſe Felſenkluft ge-

nau. Sobald das dritte Jahr verfloſſen iſt, zahlſt du mir Kapital und Zins zurück; ich bin ein ſtrenger Gläubiger, hältſt du nicht ein, ſo fordr' ich es mit Ungeſtüm." Der ehrliche Veit verſprach, auf den Tag gute Zahlung zu leiſten, verſprachs mit ſeiner biedern Hand, doch ohne Schwur; verpfändete nicht ſeine Seel und Seligkeit, wie loſe Bezahler zu tun pflegen, und ſchied mit dankbarem Herzen von ſeinem Schuldherrn in der Felſenhöhle, aus der er leicht den Ausgang fand.

Die hundert Taler wirkten bei ihm ſo mächtig auf Seel und Leib, daß ihm nicht anders zumute war, da er das Tageslicht wieder erblickte, als ob er Balſam des Lebens in der Felſenkluft eingeſogen habe. Freudig und geſtärkt an allen Gliedern ſchritt er nun ſeiner Wohnung zu und trat in die elende Hütte, indem ſich der Tag zu neigen begann. Sobald ihn die abgezehrten Kinder erblickten, ſchrien ſie ihm einmütig entgegen: „Brod, Vater! Einen Biſſen Brod! Haſt uns lange darben laſſen." Das abgehärmte Weib ſaß in einem Winkel und weinte, fürchtete nach der Denkungsart der Kleinmütigen das ſchlimmſte, und vermutete, daß der Ankömmling eine traurige Litanei anſtimmen werde. Er aber bot ihr freundlich die Hand, hieß ihr Feuer anſchüren auf dem Herde, denn er trug Grütze und Hirſen aus Reichenberg im Zwerchſack, davon die Hausmutter einen ſteifen Brei kochen mußte, daß der Löffel innen ſtand. Nachher gab er ihr Bericht von dem guten Erfolg ſeines Geſchäftes. „Deine Vettern," ſprach er, „ſind gar rechtliche Leute, ſie haben mir nicht meine Armut vorgerückt, haben mich nicht verkannt, oder mich ſchimpflich vor der Tür abgewieſen; ſondern mich freundlich beherbergt, Herz und Hand mir eröffnet, und hundert bare Taler vorſchußweiſe auf den Tiſch gezählt." Da fiel dem guten Weibe ein ſchwerer Stein vom Herzen, der ſie lange gedrückt hatte. „Wären wir," ſagte ſie, „eher vor die rechte Schmiede ge-

gangen, so hätten wir uns manchen Kummer ersparen können.“ Hierauf rühmte sie ihre Freundschaft, von der sie sich vorher so wenig Gutes versehen hatte, und tat recht stolz auf die reichen Vettern.

Der Mann ließ ihr nach so vielen Drangsalen gern die Freude, die ihrer Eitelkeit so schmeichelhaft war. Da sie aber nicht aufhörte, von den reichen Vettern zu kosen, und das viele Tage so antrieb, wurde Veit des Lobposaunens der Geizdrachen satt und müde und sprach zum Weibe: „Als ich vor der rechten Schmiede war, weißt du was mir der Meister Schmied für eine weise Lehre gab?“ Sie sprach: „Welche?“ — „Jeder, sagt' er, sei seines Glückes Schmied, und man müsse das Eisen schmieden, weil's heiß sei, drum laß uns nun die Hände rühren und unserm Beruf fleißig obliegen, daß wir was vor uns bringen, in drei Jahren den Vorschuß nebst den Zinsen abzahlen können und aller Schuld quitt und ledig sein.“ Drauf kauft' er einen Acker und einen Heuschlag, dann wieder einen und noch einen, dann eine ganze Hufe, es war ein Segen in Rübezahls Gelde, als wenn ein Hecktaler drunter wär. Veit säete und erntete, wurde schon für einen wohlhabenden Mann im Dorfe gehalten, und sein Säckel vermochte noch immer ein klein Kapital zu Erweiterung seines Eigentums. Im dritten Sommer hatt er schon zu seiner Hufe ein Herrengut gepachtet, das ihm reichen Wucher brachte; kurz, er war ein Mann, dem alles was er tat, zu gutem Glück gedieh.

Der Zahlungstermin kam nun heran und Veit hatte so viel erübriget, daß er ohne Beschwerde seine Schuld abtragen konnte; er legte das Geld zurechte und auf den bestimmten Tag war er früh auf, weckte das Weib und alle seine Kinder, hieß sie waschen und kämmen und ihre Sonntagskleider anziehen, auch die neuen Schuhe und die scharlachenen Mieder und Brusttücher, die sie noch nicht auf den Leib gebracht

hatten. Er ſelbſt holte ſeinen Gottestiſchrock herbei und rief zum Fenſter hinaus: „Hanns, ſpann an!“ — „Mann, was haſt du vor?“ frug die Frau, „es iſt heute weder Feiertag noch ein Kirchweihfeſt, was macht dich ſo guten Mutes, daß du uns ein Wohlleben bereitet haſt, und wo gedenkeſt du uns hinzuführen?“ Er antwortete: „Ich will mit euch die reichen

Vettern jenſeit des Gebürges heimſuchen und dem Gläubiger, der mir durch ſeinen Vorſchub wieder aufgeholfen hat, Schuld und Zins bezahlen, denn heute iſt der Zahltag.“ Das gefiel der Frau wohl, ſie putzte ſich und die Kinder ſtattlich heraus, und damit die reichen Vettern eine gute Meinung von ihrem Wohlſtande bekämen und ſich ihrer nicht ſchämen dürften, band ſie eine Schnur gekrümmter Dukaten um den Hals. Veit rüttelte den ſchweren Geldſack zuſammen, nahm ihn zu ſich, und da alles in Bereitſchaft war, ſaß er auf mit Frau

und Kind. Hanns peitſchte die vier Hengſte an und ſie trabten mutig über das Blachfeld nach dem Rieſengebürge zu.

Vor einem ſteilen Hohlwege ließ Veit den Rollwagen halten, ſtieg ab und hieß den andern gleiches tun, dann gebot er dem Knechte: „Hanns, fahr gemachſam den Berg hinan, oben bei den drei Linden ſollſt du unſer warten, und ob wir auch verziehen, ſo laß dich's nicht anfechten, laß die Pferde verſchnauben und einsweils graſen, ich weiß hier einen Fußpfad, er iſt etwas um, doch luſtig zu wandeln!" Darauf ſchlug er ſich in Geleitſchaft des Weibes und der Kinder waldein durch dicht verwachſenes Gebüſche und ſpekulierte hin und her, daß die Frau meinte, ihr Mann habe ſich verirrt, ermahnte ihn darum, zurückzukehren und der Landſtraße zu folgen. Veit aber ſtund plötzlich ſtill, verſammelte ſeine ſechs Kinder um ſich her und redete alſo: „Du wähnſt, liebes Weib, daß wir zu deiner Freundſchaft ziehen, dahin ſteht jetzt nicht mein Sinn. Deine reichen Vettern ſind Knauſer und Schurken, die, als ich weiland in meiner Armut Troſt und Zuflucht bei ihnen ſuchte, mich gefoppt, gehöhnet und mit Übermut von ſich geſtoßen haben. — Hier wohnt der reiche Vetter, dem wir unſern Wohlſtand verdanken, der mir aufs Wort das Geld geliehen, das in meiner Hand ſo wohl gewuchert hat. Auf heute hat er mich her beſchieden, Zins und Kapital ihm wieder zu erſtatten. Wißt ihr nun, wer unſer Schuldherr iſt? Der Herr vom Berge, Rübezahl genannt!" Das Weib entſetzte ſich heftig über dieſer Rede, ſchlug ein großes Kreuz vor ſich, und die Kinder bebten und gebärdeten ſich ängſtlich vor Furcht und Schrecken, daß ſie der Vater zu Rübezahl führen wollte. Sie hatten viel in den Spinnſtuben von ihm gehöret, daß er ſei ein ſcheußlicher Rieſe und Menſchenfreſſer. Veit aber erzählte ihnen ſein ganzes Abenteuer, wie ihm der Geiſt in Geſtalt eines Köhlers auf ſein Rufen erſchienen ſei und was er mit ihm verhandelt habe in

der Höhle, pries seine Mildtätigkeit mit dankbarem Herzen und so inniger Rührung, daß ihm die warmen Tränen über die freundlichen rotbraunen Backen herabträufelten. „Verzieht hier," fuhr er fort, „jetzt geh ich in die Höhle, mein Geschäft auszurichten. Fürchtet nichts, ich werde nicht lange sein, und wenn ich's vom Gebürgsherrn erlangen kann, so bring ich ihn zu euch. Scheuet euch nicht, eurem Wohltäter treuherzig die Hand zu schütteln, ob sie gleich schwarz und rußig ist, er tut euch nichts zuleide und freut sich seiner guten Tat und unsers Danks gewiß! Seid nur beherzt, er wird euch goldne Äpfel und Pfeffernüsse austeilen."

Ob nun gleich das bängliche Weib viel gegen die Wallfahrt in die Felsenhöhle einzuwenden hatte und auch die Kinder jammerten und weinten, sich um den Vater herlagerten, und da er sie auf die Seite schob, ihn an den Rockfalten zurückzuziehen sich anstemmten, so riß er sich doch mit Gewalt von ihnen in den dichtverwachsenen Busch und gelangte zu dem wohlbekannten Felsen. Er fand alle Merkzeichen der Gegend wieder, die er sich wohl ins Gedächtnis gepräget hatte; die alte halberstorbene Eiche, an deren Wurzel die Kluft sich öffnete, stund noch wie sie vor drei Jahren gestanden hatte, doch von einer Höhle war keine Spur mehr vorhanden. Veit versuchte es auf alle Weise, sich den Eingang in den Berg zu eröffnen, er nahm einen Stein, klopfte an den Felsen, er solle, meint' er, sich auftun; er zog den schweren Geldsack hervor, klingelte mit den harten Talern und rief so laut er nur konnte: „Geist des Gebürges nimm hin, was dein ist;" doch der Geist ließ sich weder hören noch sehen. Also mußte sich der ehrliche Schuldner entschließen, mit seinem Säckel wieder umzukehren. Sobald ihn das Weib und die Kinder von ferne erblickten, eilten sie ihm freudenvoll entgegen; er aber war mißmütig und sehr bekümmert, daß er seine Zahlung nicht an die Behörde abliefern konnte, setzte sich zu den

Seinen auf einen Rasenrain und überlegte, was nun zu tun sei. Da fiel ihm sein altes Wagestück wieder ein: „Ich will," sprach er, „den Geist bei seinem Ekelnamen rufen, wenn's ihm auch verdreußt, mag er mich bläuen und zausen wie er Lust hat, wenigstens hört er auf diesen Ruf gewiß," schrie darauf aus Herzenskraft: „Rübezahl! Rübezahl!" Das angstvolle Weib bat ihn, zu schweigen, wollt ihm den Mund zuhalten: er ließ sich nicht wehren und triebs immer ärger. Plötzlich drängte sich jetzt der jüngste Bube an die Mutter heran, schrie bänglich: „Ach, der schwarze Mann!" Getrost frug Veit: „Wo?" — „Dort lauscht er hinter jenem Baume hervor," und alle Kinder krochen in einen Haufen zusammen, bebten vor Furcht und schrien jämmerlich. Der Vater blickte hin und sahe nichts, es war Täuschung, nur ein leerer Schatten, kurz, Rübezahl kam nicht zum Vorschein, und alles Rufen war umsonst.

Die Familienkarawane trat nun den Rückweg an und Vater Veit ging ganz betrübt und schwermütig auf der breiten Landstraße vor sich hin. Da erhob sich vom Walde her ein sanftes Rauschen in den Bäumen, die schlanken Birken neigten ihre Wipfel, das bewegliche Laub der Espen zitterte, das Brausen kam näher und der Wind schüttelte die weitausgestreckten Äste der Steineichen, trieb dürres Laub und Grashalme vor sich her, kräuselte im Wege kleine Staubwolken empor, an welchem artigen Schauspiel die Kinder, die nicht mehr an Rübezahl dachten, sich belustigten und nach den Blättern haschten, womit der Wirbelwind spielte. Unter dem dürren Laube wurde auch ein Blatt Papier über den Weg gewehet, auf welches der kleine Geisterseher Jagd machte; doch wenn er darnach griff, hob es der Wind auf und führt' es weiter, daß er's nicht erlangen konnte. Drum warf er seinen Hut darnach, der's endlich bedeckte; weil's nun ein schöner weißer Bogen war und der ökonomische Vater jede Kleinig-

keit in seinem Haushalt zu nutzen pflegte, so bracht' ihm der Knabe den Fund, um sich ein kleines Lob zu verdienen. Als dieser das zusammengerollte Papier aufschlug, um zu sehen, was es wär, fand er, daß es der Schuldbrief war, den er an den Berggeist ausgestellt hatte, von oben herein zerrissen und unten stund geschrieben: zu Dank bezahlt.

Wie das Veit innen ward, rührt's ihm tief in der Seele und er rief mit freudigem Entzücken: „Freue dich, liebes Weib, und ihr Kinder alleſamt freuet euch; er hat uns ge=

sehn, hat unsern Dank gehöret, unser guter Wohltäter, der uns unsichtbar umschwebte, weiß, daß Veit ein ehrlicher Mann ist. Ich bin meiner Zusage quitt und ledig, nun laßt uns mit frohem Herzen heimkehren." Eltern und Kinder weinten noch viele Tränen der Freude und des Dankes, bis sie wieder zu ihrem Fuhrwerk gelangten, und weil die Frau groß Verlangen trug, ihre Freundschaft heimzusuchen, um durch ihren Wohlstand die filzigen Vettern zu beschämen, denn der Bericht des Mannes hatte ihre Galle gegen die Knauser rege gemacht: so rollten sie frisch den Berg hinab, gelangten in der Abendstunde in die Dorfschaft und hielten bei dem nämlichen Bauerhof an, aus welchem Veit vor drei Jahren war herausgestoßen worden. Er pochte diesmal ganz

herzhaft an und frug nach dem Wirte. Es kam ein unbekannter Mann zum Vorschein, der gar nicht zur Freundschaft gehörte; von diesem erfuhr Veit, daß die reichen Vettern ausgewirtschaftet hatten. Der eine war gestorben, der andere verdorben, der dritte davongegangen, und ihre Stätte ward nicht mehr gefunden in der Gemeine.

Veit übernachtete nebst seiner Rollwagengesellschaft bei dem gastfreien Hauswirt, der ihm und seinem Weibe das alles weitläuftiger erzählte, kehrte Tages darauf in seine Heimat und an seine Berufsgeschäfte zurück, nahm zu an Reichtum und Gütern und blieb ein rechtlicher wohlbehaltner Mann sein Lebelang.

Vierte Legende

So sehr sich's auch des Gnomen Günstling hatte angelegen sein lassen, den wahren Ursprung seines Glücks zu verhehlen, um nicht ungestüme Sollicitanten anzureizen, den gebürgischen Patron um ähnliche Spenden mit dreuster Zudringlichkeit zu überlaufen, so wurde die Sache doch endlich ruchtbar; denn, wenn das Geheimnis des Mannes der Frau zwischen den Lippen schwebt, weht es das kleinste Lüftchen fort, wie eine Seifenblase vom Strohhalm. Veitens Frau vertraut's einer verschwiegenen Nachbarin, diese ihrer Gevatterin, diese ihrem Herrn Paten, dem Dorfbarbier, und der allen seinen Bartkunden, so kams im Dorfe und nachher im ganzen Kirchspiel herum. Da spitzten die verdorbenen Hauswirte, die Lungerer und Müßiggänger das Ohr, zogen scharenweise in das Gebürge, insultierten den Gnomen, hoben an ihn zu zitieren und zu beschwören; zu ihnen gesellten sich die Schatzgräber und Landfahrer, die das Gebürge durchkreuzten, allenthalben einschlugen und den Schatz in der Braupfanne zu heben vermeinten. Rübezahl ließ sie eine Zeitlang ihr Wesen treiben wie sie Lust hatten, achtet's der Mühe nicht wert, sich über die Gauche zu erzürnen, trieb nur seinen Spott mit ihnen, ließ zur Nachtzeit da und dort

ein blaues Flämmchen auflodern, und wenn die Laurer kamen, ihre Mützen und Hüte drauf warfen, ließ er sie manchen schweren Geldtopf ausgraben, den sie mit Freuden heimtrugen, neun Tage lang stillschweigend verwahrten, und wenn sie nun hinkamen, den Schatz zu besehen, fanden sie Stank und Unrat im Topf, oder Scherben und Steine. Gleichwohl ermüdeten sie nicht, das alte Spiel wieder anzuheben und neuen Unfug zu treiben. Darüber wurde der Geist endlich unwillig, stäupte das lose Gesindel durch einen kräftigen Steinhagel aus seinem Gebiete hinaus und wurde gegen alle Wanderer so barsch und grämisch, daß keiner ohne Furcht das Gebürge betrat, auch selten ohne Staupe entrann, und der Name Rübezahl wurde nicht mehr gehört im Gebürge bei Menschengedenken.

Eines Tages sonnete sich der Geist an der Hecke seines Gartens, da kam ein Weiblein ihres Weges daher in großer Unbefangenheit, die durch ihren sonderbaren Aufzug seine Aufmerksamkeit auf sich zog. Sie hatte ein Kind an der Brust liegen, eins trug sie an dem Rücken, eins leitete sie an der Hand, und ein etwas größrer Knabe trug einen ledigen Korb nebst einem Rechen, denn sie wollte eine Last Laub fürs Vieh laden. Eine Mutter, dachte Rübezahl, ist doch wahrlich ein gutes Geschöpf, schleppt sich mit vier Kindern und wartet dabei ihres Berufs ohne Murren, wird sich noch mit der Bürde des Korbes belasten müssen: das heißt die Freuden der Liebe teuer bezahlen! Diese Betrachtung versetzte ihn in eine gutmütige Stimmung, die ihn geneigt machte, sich mit der Frau in eine Unterredung einzulassen. Sie setzte ihre Kinder auf den Rasen, streifte Laub von den Büschen, indes wurde den Kleinen die Zeit lang und sie fingen an heftig zu schreien. Alsbald verließ die Mutter ihr Geschäfte, spielte und tändelte mit den Kindern, nahm sie auf, hüpfte mit ihnen singend und scherzend herum, wiegte sie in Schlaf und

ging wieder an ihre Arbeit. Bald darauf ſtachen die Mücken die kleinen Schläfer, ſie fingen ihre Symphonien vom neuen an; die Mutter wurde darüber nicht ungeduldig, ſie lief ins Holz, pflückte Erdbeere und Himbeere, und legte das kleinſte Kind an die Bruſt. Dieſe mütterliche Behandlung gefiel dem Gnomen ungemein wohl. Allein der Schreier, der vorher auf der Mutter Rücken ritt, wollte ſich durch nichts befriedigen laſſen, war ein ſtörriſcher, eigenſinniger Junge, der die Erdbeere, die ihm die liebreiche Mutter darreichte, von ſich warf und dazu ſchrie, als wenn er geſpießt wär. Darüber riß ihr doch endlich die Geduld aus: „Rübezahl," rief ſie, „komm und friß mir den Schreier." Augenblicks verſichtbarte ſich der Geiſt in der Köhlergeſtalt, trat zum Weibe und ſprach: „Hie bin ich, was iſt dein Begehr?" Die Frau geriet über dieſe Erſcheinung in groß Schrecken, wie ſie aber ein friſches herzhaftes Weib war, ſammlete ſie ſich bald und faßte Mut. „Ich rief dich nur," ſprach ſie, „meine Kinder ſchweigen zu machen, nun ſie ruhig ſind, bedarf ich deiner nicht, ſei bedankt für deinen guten Willen." — „Weißt du auch," gegenredete der Geiſt, „daß man mich hier ungeſtraft nicht ruft? Ich halte dich beim Wort, gib mir deinen Schreier, daß ich ihn freſſe, ſo ein leckerer Biſſen iſt mir lange nicht vorgekommen." Drauf ſtreckt' er die rußige Hand aus, den Knaben in Empfang zu nehmen.

Wie eine Gluckhenne, wenn der Weih hoch über dem Dache in den Lüften ſchwebt, oder der ſchäkerhafte Spitz auf dem Hofe hetzt, mit ängſtlichen Gluchſen vorerſt ihre Küchlein in den ſichern Hühnerkorb lockt, dann ihr Gefieder emporſträubt, die Flügel ausbreitet und mit dem ſtärkern Feinde einen ungleichen Kampf beginnt: ſo fiel das Weib dem ſchwarzen Köhler wütig in den Bart, ballte die kräftige Fauſt und rief: „Ungetüm! Das Mutterherz mußt du mir erſt aus dem Leibe reißen, eh du mir mein Kind raubeſt." Eines ſo

mutvollen Angriffes hatte ſich Rübezahl nicht verſehen, er wich gleichſam ſchüchtern zurück, dergleichen handfeſte Erfahrung in der Menſchenkunde war ihm noch nie vorgekommen. Er lächelte das Weib freundlich an: „Entrüſte dich

nicht! Ich bin kein Menſchenfreſſer wie du wähneſt, will dir und deinen Kindern auch kein Leids tun; aber laß mir den Knaben, der Schreier gefällt mir, will ihn halten wie einen Junker, will ihn in Sammet und Seide kleiden und einen wackern Kerl aus ihm ziehn, der Vater und Brüder einſt nähren ſoll. Fordre hundert Schreckenberger, ich zahl ſie dir.“

„Ha!“ lachte das rasche Weib, „gefällt Euch der Junge? Ja, das ist ein Junge wie'n Daus, der wär mir nicht um aller Welt Schätze feil.“

„Törin!“ versetzte Rübezahl, „hast du nicht noch drei Kinder, die dir Last und Überdruß machen? Mußt sie kümmerlich nähren und dich mit ihnen placken Tag und Nacht.“

Das Weib: „Wohl wahr, aber davor bin ich Mutter, muß tun was meines Berufs ist. Kinder machen Überlast, aber auch manche Freude.“

Der Geist: „Schöne Freude! Sich mit den Bälgen tagtäglich zu schleppen, sie zu gängeln, zu säubern, ihre Unart und Geschrei zu ertragen.“

Sie: „Wahrlich, Herr! Ihr kennt die Mutterfreuden leider wenig, all Arbeit und Müh versüßt ein einziger freundlicher Anblick, das holde Lächeln und Lallen der kleinen unschuldigen Würmer. — Seht mir nur den Goldjungen da, wie er an mir hängt, der kleine Schmeichler! Nun ist er's nicht gewesen, der geschrien hat. — Ach, hätte ich doch hundert Hände, die euch heben und tragen und für euch arbeiten könnten, ihr lieben Kleinen!“

Der Geist: „So! Hat denn dein Mann keine Hände, die arbeiten können?“

Sie: „O ja, die hat er! Er rührt sie auch und ich fühl's zuweilen.“

Der Geist, aufgebracht: „Wie? Dein Mann erkühnt sich, die Hand gegen dich aufzuheben? Gegen solch ein Weib? Das Genick will ich ihm brechen, dem Mörder!“

Sie, lachend: „Da hättet Ihr traun viel Hälse zu brechen, wenn alle Männer mit dem Halse büßen sollten, die sich an der Frau vergreifen. Die Männer sind eine schlimme Nation, drum heißts Ehstand Wehstand, muß mich drein ergeben, warum hab ich gefreit.“

Der Geist: „Nun ja, wenn du wußtest, daß die Männer

eine ſchlimme Nation ſind, ſo war's auch ein dummer Streich, daß du freiteſt."

Sie: „Mag wohl! Aber Steffen war ein flinker Kerl, der guten Erwerb hatte, und ich eine arme Dirne ohne Heuratsgut. Da kam er zu mir und begehrte mich zur Eh', gab mir einen Wildemannstaler auf den Kauf und der Handel war gemacht. Nachher hat er mir den Taler wieder genommen, aber den wilden Mann hab ich noch."

Der Geiſt lächelte. „Vielleicht haſt du ihn wild gemacht durch deinen Starrſinn."

Sie: „O, den hat er mir ſchon ausgetrieben! Aber Steffen iſt ein Knauſer, wenn ich ihm einen Engelgroſchen abfordere, ſo raſaunt er im Hauſe ärger als Ihr zuzeiten im Gebürge, wirft mir meine Armut vor, und da muß ich ſchweigen. Wenn ich ihm eine Ausſteuer zugebracht hätte, wollt' ich ihm ſchon den Daumen aufs Auge halten."

Der Geiſt: „Was treibt dein Mann für ein Gewerbe?"

Sie: „Er ist ein Glashändler, muß sich seinen Erwerb auch lassen sauer werden, schleppt der arme Tropf die schwere Bürde aus Böhmen herüber jahraus jahrein; wenn ihm nun unterwegs ein Glas zerbricht, muß ich's und die armen Kinder freilich entgelten; aber Liebesschläge tun nicht weh."

Der Geist: „Du kannst den Mann noch lieben, der dir so übel mitspielt?"

Sie: „Warum nicht lieben? Ist er nicht der Vater meiner Kinder? Die werden alles gutmachen und uns wohl lohnen, wenn sie groß sind."

Der Geist: „Leidiger Trost! Die Kinder danken auch der Eltern Müh und Sorgen! Werden dir die Jungen den letzten Heller aus dem Schweißtuch pressen, wenn sie der Kaiser zum Heer schickt ins ferne Ungerland, daß die Türken sie erschlagen."

Das Weib: „Ei nun, das kümmert mich auch nicht, werden sie erschlagen, so sterben sie für den Kaiser und fürs Vaterland in ihrem Beruf; können aber auch Beute machen und der alten Eltern pflegen."

Hierauf erneuerte der Geist den Knabenhandel nochmals; doch das Weib würdigte ihn keiner Antwort, raffte das Laub in den Korb, band oben drauf den kleinen Schreier mit der Leibschnur fest, und Rübezahl wandte sich, als wollt er weitergehen. Weil aber die Bürde zu schwer war, daß das Weib nicht aufkommen konnte, rief sie ihn zurück: „Ich hab Euch einmal gerufen," sprach sie, „so helft mir nun auch auf, und wenn Ihr ein übriges tun wollt, so schenkt dem Knaben, der Euch gefallen hat, ein Gutfreitagsgröschel* zu einem paar Semmeln, morgen kommt der Vater heim, der wird uns Weißbrot aus Böhmen mitbringen." Der Geist

* Eine schlesische Münze, einen Dreier an Wert, welche ehedem die Fürsten von Liegnitz prägen und auf den Karfreitag an die Armen als Almosen austeilen ließen.

antwortete: „Aufhelfen will ich dir wohl, aber gibst du mir den Knaben nicht, so soll er auch keine Spende haben.“ — „Auch gut!“ versetzte das Weib und ging ihres Weges.

Je weiter sie ging, je schwerer wurde der Korb, daß sie unter der Last schier erlag und alle zehn Schritte verschnauben mußte. Das schien ihr nicht mit rechten Dingen zuzugehen, sie wähnte, Rübezahl hab ihr einen Possen gespielt und eine Last Steine unter das Laub praktiziert, darum setzte sie den Korb ab auf dem nächsten Rande und stürzt' ihn um; doch es fielen eitel Laubblätter heraus und keine Steine, also füllte sie ihn wieder zur Hälfte und raffte noch so viel Laub ins Vortuch als sie darein fassen konnte; doch bald war ihr die Last von neuem zu schwer, sie mußte nochmals ausleeren, welches die rüstige Frau groß Wunder nahm; sie hatte gar oft hochgepanste Graslasten heimgetragen und solche Mattigkeit noch nie gefühlt. Dem ungeachtet beschickte sie bei ihrer Heimkunft den Haushalt, warf den Ziegen und den jungen Hipplein das Laub vor, gab den Kindern das Abendbrod, brachte sie in Schlaf, betete ihren Abendsegen und schlief flugs und fröhlich ein.

Die frühe Morgenröte und der wache Säugling, der mit lauter Stimme sein Frühstück heischte, weckten das geschäftige Weib zu ihrem Tagewerke aus dem gesunden Schlaf. Sie ging zuerst mit dem Melkfasse, ihrer Gewohnheit nach, zum Ziegenstalle. Welch schreckensvoller Anblick! Das gute, nahrhafte Haustier, die alte Ziege, lag da rohhart und steif, hatte alle Viere von sich gestreckt und war verschieden; die Hipplein aber verdreheten die Augen gräßlich im Kopfe, steckten die Zunge weit von sich, und gewaltsame Zuckungen verrieten, daß sie der Tod ebenfalls schüttele. So ein Unglücksfall war der guten Frau noch nicht begegnet, seitdem sie wirtschaftete; ganz betäubt von Schrecken sank sie auf ein Bündlein Stroh hin, hielt die Schürze vor die Augen, denn

ſie konnte den Jammer der Sterblinge nicht anſehen und erſeufzete tief: „Ich unglückliches Weib, was fang ich an! Und was wird mein harter Mann beginnen, wenn er nach Hauſe kommt? Ach, hin iſt mein ganzer Gottesſegen auf dieſer Welt!“ — Augenblicklich ſtrafte ſie das Herz dieſes Gedankens wegen. Wenn das liebe Vieh dein ganzer Gottesſegen iſt auf dieſer Welt, was iſt denn Steffen und was ſind deine Kinder? Sie ſchämte ſich ihrer Übereilung; laß fahren dahin aller Welt Reichtum, dachte ſie, haſt du doch noch deinen Mann und deine vier Kinder. Iſt doch die Milchquelle für den lieben Säugling noch nicht verſiegt, und für die übrigen Kinder iſt Waſſer im Brunnen. Wenn's auch einen Strauß mit Steffen abſetzt und er mich übel ſchlägt, was iſts mehr als ein böſes Eheſtündlein; hab ich doch nichts verwahrloſt. Die Ernte ſtehet bevor, da kann ich ſchneiden gehn, und auf den Winter will ich ſpinnen bis in die tiefe Mitternacht, eine Ziege wird ja wohl wieder zu erwerben ſein, und hab ich die, ſo wirds auch nicht an Hipplein fehlen.

Indem ſie das bei ſich gedachte, ward ſie wieder frohen Mutes, trocknete ihre Tränen ab, und wie ſie die Augen aufhob, lag da vor ihren Füßen ein Blättlein, das flitterte und blinkte ſo hell, ſo hochgelb wie gediegen Gold, ſie hob es auf, beſah's, und es war ſchwer wie Gold. Raſch ſprang ſie auf, lief damit zu ihrer Nachbarin, der Judenfrau, zeigt' ihr den Fund mit großer Freude, und die Jüdin erkannts für reines Gold, ſchachert's ihr ab und zählt' ihr dafür zween Dicktaler bar auf den Tiſch. Vergeſſen war nun all ihr Herzeleid. Solchen Schatz an Barſchaft hatte das arme Weib noch nie im Beſitz gehabt. Sie lief zum Bäcken, kaufte Strözel und Butterkringel und eine Hammelkeule für Steffen, die ſie zurichten wollte, wenn er müd und hungrig am Abend von der Reiſe käm. Wie zappelten die Kleinen der fröhlichen Mutter entgegen, da ſie hereintrat und ihnen ein ſo unge-

wohntes Frühstück austeilte. Sie überließ sich ganz der mütterlichen Freude, die hungrige Kinderschar abzufüttern, und nun war ihre erste Sorge, das ihrer Meinung nach von einer Unholdin gesterbte Vieh beiseite zu schaffen, dieses häusliche Unglück für dem Manne so lange als möglich zu verheimlichen. Aber ihr Erstaunen ging über alles, als sie von ungefähr in den Futtertrog sahe und einen ganzen Haufen goldner Blätter darin erblickte. Wenn sie der griechischen Volksmärchen kundig gewesen wäre, so würde sie leicht darauf geraten haben, daß ihr liebes Hausvieh an der Indigestion des Königs Midas gestorben sei. Ihr ahndete gleichwohl so etwas, darum schärfte sie geschwind das Küchenmesser, brach den Ziegenleichnam auf und fand im Magenschlunde einen Klumpen Gold, so groß als einen Paullinerapfel, und so auch nach Verhältnis in den Mägen der Zicklein.

Jetzt wußte sie ihres Reichtums kein Ende; doch mit der Besitznehmung empfand sie auch die drückenden Sorgen desselben, sie wurde unruhig, scheu, fühlte Herzklopfen, wußte nicht, ob sie den Schatz in die Lade verschließen oder in den Keller vergraben sollte, fürchtete Diebe und Schatzgräber, wollt auch dem Knauser Steffen nicht gleich alles wissen lassen, aus gerechter Besorgnis, daß er vom Wuchergeist angetrieben, den Mammon an sich nehmen und sie dennoch nebst den Kindern darben lassen möchte. Sie sann lange, wie sie's klug genug damit anstellen wollte, und fand keinen Rat.

Der Pfaff im Dorfe war der Schutzpatron aller bedrängten Weiber, der aus Gutmütigkeit oder aus Neigung dem weiblichen als dem schwächsten Werkzeug seine gebührende Ehre gab und durchaus nicht gestattete, daß bengelhafte Ehekonsorten seine Beichttöchter mißhandelten, sondern legte den ungestümen Haustyrannen, wenn Klage einlief, schwere Bußen auf und nahm stets der Weiber Partei; auch hatte er die magische Hechtleber der Pönitenz bei dem mürrischen

Steffen nie geſchont, zu Nutz des guten Weibes den Asmodi aus der Ehekammer damit wegzuräuchern. Sie nahm alſo ihre Zuflucht zu dem troſtreichen Seelenpfleger, berichtete ihm unverhohlen das Abenteuer mit Rübezahl, wie er ihr zu großem Reichtum verholfen und was ſie dabei für Anliegen habe, belegt' auch die Wahrheit der Sache mit dem ganzen Schatze, den ſie bei ſich trug. Der Pfaff kreuzte ſich über das Wunderbare dieſer Begebenheit mächtig, freute ſich gleichwohl über das Glück des armen Weibes innig, rückte drauf ſein Käpplein hin und her, für ſie guten Rat zu ſuchen, um ohne Spuk und Aufſehen ſie im ruhigen Beſitz ihres Reichtums zu erhalten und auch Mittel auszufinden, daß der zähe Steffen ſich desſelben nicht bemächtigen könne.

Nachdem er lange ſimuliert hatte, redet' er alſo: „Hör an, meine Tochter, ich weiß guten Rat für alles. Wäge mir das Gold zu, daß ich es dir getreulich aufbewahre, dann will ich einen Brief ſchreiben in wälſcher Sprache, der ſoll dahin lauten: dein Bruder, der vor Jahren in die Fremde ging, ſei in der Venediger Dienſt nach Indien geſchifft und daſelbſt geſtorben, hab' all ſein Gut dir im Teſtament vermacht, mit dem Beding, daß der Pfarrer des Kirchſpiels dich bevormunde, damit es dir allein und keinem andern zu Nutz komme. Ich begehre weder Lohn noch Dank von dir, nur gedenke, daß du der heiligen Kirche einen Dank ſchuldig biſt für den Segen, den dir der Himmel beſcheret hat, und gelobe ein reiches Meßgewand in die Sakriſtei." Dieſer Rat behagte dem Weibe herrlich, ſie gelobte dem Pfarrer das Meßgewand; er wog in ihrem Beiſein das Gold gewiſſenhaft bis auf ein Quintlein aus, legt' es in den Kirchenſchatz, und das Weib ſchied mit frohem und leichtem Herzen von ihm.

Rübezahl war nicht minder Weiberpatron als der gutmütige Parochus zu Kirsdorf, doch mit Unterſchied. Der letztere verehrte das weibliche Geſchlecht überhaupt, weil, wie

er ſagte, die heilige Jungfrau dazu gehöre, ohne gegen einzelne Dirnen eine Vorliebe blicken zu laſſen, weshalb das läſterzüngige Gerücht ſeinen Ruf hätte verdächtig machen können; jener im Gegenteil haßte das ganze Geſchlecht um eines Mädchens willen, die ihn überliſtet hatte, ob ihn gleich ſeine Launen zuweilen auf den milden Ton ſtimmten, ein einzelnes Weiblein in Schutz zu nehmen und ihr gefällig zu ſein. So ſehr die wackere Dörferin mit ihren Geſinnungen und Benehmen ſeine Gewogenheit erworben hatte, ſo ungehalten war er auf den barſchen Steffen, trug groß Verlangen, das biedre Weib an ihm zu rächen, ihm einen Poſſen zu ſpielen, daß ihm Angſt und Weh dabei würde, und ihn dadurch ſo kirre zu machen, daß er der Frau untertan würde, und ſie ihm nach Wunſch den Daumen aufs Auge halten könne. Zu dieſem Behufe ſattelte er den raſchen Morgenwind, ſaß auf und galoppierte über Berg und Tal, ſpionierte wie ein Ausreuter auf allen Landſtraßen und Kreuzwegen von Böhmen her, und wo er einen Wandrer erblickte, der eine Bürde trug, war er hinter ihm her und forſchte mit dem Scharfblick eines Korbbeſchauers nach ſeiner Ladung. Zum Glück führte kein Wandrer, der dieſe Straße zog, Glasware, ſonſt hätte er für Schaden und Spott nicht ſorgen dürfen, ohne einen Erſatz zu hoffen; wenn er auch gleich der Mann nicht geweſen wär', den Rübezahl ſuchte.

Bei dieſen Anſtalten konnt ihm der ſchwer beladene Steffen allerdings nicht entgehen. Um Veſperzeit kam ein feiner, friſcher Mann angeſchritten mit einer großen Bürde auf dem Rücken. Unter ſeinem rüſtigen ſichern Tritt ertönte jedesmal die Laſt, die er trug. Der Laurer freute ſich, ſobald er ihn in der Ferne witterte, daß ihm nun ſeine Beute gewiß war, und rüſtete ſich, ſeinen Meiſterſtreich auszuführen. Der keuchende Steffen hatte beinahe das Gebürge erſtiegen, nur die letzte Anhöhe war noch zu gewinnen, ſo

ging es bergab nach der Heimat zu, darum sputete er sich, den Gipfel zu erklimmen; aber der Berg war steil und die Last war schwer. Er mußte mehr als einmal ruhen, stützte den knotigen Stab unter den Korb, um das drückende Gewicht desselben zu mindern und trocknete den Schweiß, der ihm in großen Tropfen vor der Stirne stund. Mit Anstrengung der letzten Kräfte erreicht' er endlich die Zinne des Berges, und ein schöner gerader Pfad führte zu dessen Abhang. Mitten am Wege lag ein abgesägter Fichtenbaum, und der Überrest des Stammes stund daneben, kerzengerade und

aufrecht, oben geebnet wie ein Tischblatt. Rings umher grünete Tunkagras, Schwallenzagel und Marienflachs. Dieser Anblick war dem ermüdeten Lastträger so anlockend und zu einem Ruheplatz so bequem, daß er alsbald den schweren Korb auf den Klotz absetzte und sich gegenüber im Schatten auf das weiche Gras streckte. Hier übersann er, wieviel reinen Gewinn ihm seine Ware diesmal einbringen würde, und fand nach genauem Überschlag, daß, wenn er keinen Groschen ins Haus verwendete und die fleißige Hand seines Weibes für Nahrung und Kleider sorgen ließ, er gerade so viel lösen würde, auf dem Markte zu Schmiedeberg sich einen Esel zu kaufen und zu befrachten. Der Gedanke, wie er in Zukunft dem Grauschimmel die Last aufbürden und gemächlich neben-

her gehen würde, war ihm zu der Zeit, wo seine Schultern eben wund gedrückt waren, so herzerquickend, daß er ihm, wie es bei frohen Idealen sehr natürlich ist, weiter nachhing. Ist einmal der Esel da, dacht er, so soll mir bald ein Pferd draus werden, und hab ich nun den Rappen im Stalle, so wird sich auch ein Acker dazu finden, darauf sein Haber wächst. Aus einem Acker werden dann leicht zwei, aus zweien vier, mit der Zeit eine Hufe und endlich ein Baurengut, und dann soll Ilse auch einen neuen Rock haben.

Er war mit seinen Projekten beinahe so weit wie Herzog Michel oder das Milchmädchen*, da tummelte Rübezahl seinen Wirbelwind um den Holzstock herum und stürzte mit einemmal den Glaskorb herunter, daß der zerbrechliche Kram in tausend Stücken zerfiel. Das war ein Donnerschlag in Steffens Herz! Zugleich vernahm er in der Ferne ein lautes Gelächter, wenn's anders nicht Täuschung war und das Echo den Laut der zerschollenen Gläser nur wieder zurückgab. Er nahms für Schadenfreude, und weil ihm der unmäßige Windstoß unnatürlich schien, auch da er recht zusah, Klotz und Baum verschwunden war, so riet er leicht auf den Unglücksstifter. „Oh!" wehklagt' er, „Rübezahl, du Schadenfroh, was hab ich dir getan, daß du mein Stückchen Brod mir nimmst, meinen sauren Schweiß und Blut! Ach, ich geschlagner Mann auf Lebenszeit!" Hierauf geriet er in eine Art von Wut, stieß alle erdenklichen Schmähreden gegen den Berggeist aus, um ihn zum Zorn zu reizen. „Hallunke!" rief er, „komm und erwürge mich, nachdem du mir mein Alles auf der Welt genommen hast." In der Tat war ihm auch das Leben in dem Augenblick nicht mehr wert als ein zerbrochen Glas; Rübezahl ließ indessen von sich weiter nichts sehen noch hören.

Der verarmte Steffen mußte sich entschließen, wenn er

* Zwei Charaktere aus bekannten Theaterstücken.

nicht den ledigen Korb nach Hause tragen wollte, die Bruchstücken zusammenzulesen, um auf der Glashütte wenigstens ein paar Spitzgläser zu Anfang eines neuen Gewerbes dafür einzutauschen. Tiefsinnig wie ein Reeder, dessen Schiff der gefräßige Ozean mit Mann und Maus verschlungen hat, ging er das Gebürg hinab, schlug sich mit tausend schwermütigen Gedanken, machte zwischenein dennoch auch allerlei Spekulationen, wie er den Schaden ersetzen und seinem Handel wieder aufhelfen könne. Da fielen ihm die Ziegen ein, die seine Frau im Stalle hatte; doch sie liebte sie schier wie ihre Kinder, und im Guten, wußt er, waren sie ihr nicht abzugewinnen. Darum erdacht er diesen Kniff, sich seines Verlustes gar nicht daheim auszutun, auch nicht bei Tage in seine Wohnung zurückzukehren, sondern um Mitternacht sich in das Haus zu stehlen, die Ziegen nach Schmiedeberg auf den Markt zu treiben und das daraus gelöste Geld zum Ankauf neuer Ware zu verwenden; bei seiner Zurückkunft aber mit dem Weibe zu hadern und sich bärbeißig zu stellen, als habe sie durch Unachtsamkeit das Vieh in seiner Abwesenheit stehlen lassen.

Mit diesem wohlersonnenen Vorhaben schlich der unglückliche Fragmentensammler nahe beim Dorfe in einen Busch und erwartete mit sehnlichem Verlangen die Mitternachtsstunde, um sich selbst zu bestehlen. Mit dem Schlag zwölfe macht' er sich auf den Diebsweg, kletterte über die niedrige Hoftür, öffnete sie von innen und schlich mit Herzpochen zum Ziegenstalle; er hatte doch Scheu und Furcht vor seinem Weibe, auf einer unrechten Tat sich erfinden zu lassen. Wider Gewohnheit war der Stall unverschlossen, welches ihn wunder nahm, ob's ihn gleich freute, denn er fand in dieser Fahrlässigkeit einen Schein Rechtens, sein Vornehmen damit zu beschönigen. Aber im Stalle fand er alles öd und wüste, da war nichts was Leben und Odem hatte, weder Ziege noch

Böcklein. Im ersten Schrecken vermeint' er, es habe ihm bereits ein Diebeskonsorte vorgegriffen, dem das Stehlen geläufiger sei als ihm; denn Unglück kommt selten allein. Bestürzt sank er auf die Streu und überließ sich, da ihm auch der letzte Versuch, seinen Handel wieder in Gang zu bringen, mißlungen war, einer dumpfen Traurigkeit.

Seitdem die geschäftige Ilse vom Pfaffen wieder zurück war, hatte sie mit frohem Mute alles fleißig zugeschickt, ihren Mann mit einer guten Mahlzeit zu empfangen, wozu sie den geistlichen Weiberfreund auch eingeladen hatte, welcher verhieß, ein Kännlein Speisewein mitzubringen, um beim fröhlichen Gelag dem aufgemunterten Steffen von der reichen Erbschaft des Weibes Bericht zu geben und unter welcherlei Bedingungen er daran Genuß und Anteil haben solle. Sie sahe gegen Abendzeit fleißig zum Fenster hinaus, ob Steffen käme, lief aus Ungeduld hinaus vors Dorf, blickte mit ihren schwarzen Augen gegen die Landstraße hin, war bekümmert, warum er so lange weile, und da die Nacht hereinbrach, folgten ihr bange Sorgen und Ahndungen in die Bettkammer, ohne daß sie an das Abendbrod gedachte. Lange kam ihr kein Schlaf in die ausgeweinten Augen, bis sie gegen Morgen in einen unruhigen matten Schlummer fiel. Den armen Steffen quälten Verdruß und Langeweile im Ziegenstalle nicht minder; er war so niedergedrückt und kleinlaut, daß er sich nicht traute, an die Tür zu klopfen. Endlich kam er doch hervor, pochte ganz verzagt an und rief mit wehmütiger Stimme: „Liebes Weib, erwache und tu' auf deinem Manne!" Sobald Ilse seine Stimme vernahm, sprang sie flink vom Lager wie ein muntres Rehe, lief an die Tür und umhalsete ihren Mann mit Freuden; er aber erwiderte diese herzigen Liebkosungen gar kalt und frostig, setzte seinen Korb ab und warf sich mißmütig auf die Hellbank. Wie das fröhliche Weib das Jammerbild sahe, gings ihr ans Herz. „Was

schad't dir, lieber Mann," sprach sie bestürzt, „was hast du?" Er antwortete nur durch Stöhnen und Seufzen, dennoch frug sie ihm bald die Ursach seines Kummers ab, und weil ihm das Herz zu voll war, konnt er sein erlittenes Unglück dem trauten Weibe nicht länger verhehlen. Da sie vernahm, daß Rübezahl den Schabernack verübt hatte, erriet sie leicht die wohltätige Absicht des Geistes und konnte sich des Lachens nicht erwehren, welches Steffen bei mutiger Gemütsfassung ihr übel würde gelohnet haben. Jetzt ahndete er den scheinbaren Leichtsinn nicht weiter und frug nur ängstlich nach dem Ziegenvieh. Das reizte noch mehr des Weibes Zwerchfell, da sie merkte, daß der Hausvogt schon allenthalben umher spioniert hatte. „Was kümmert dich mein Vieh?" sprach sie, „hast du doch noch nicht nach den Kindern gefragt, das Vieh ist wohl aufgehoben draußen auf der Weide. Laß dich auch den Tück von Rübezahl nicht anfechten und gräme dich nicht, wer weiß, wo er oder ein anderer uns reichen Ersatz dafür gibt." — „Da kannst du lange warten," sprach der Hoffnungslose. „Ei nun," versetzte das Weib, „unverhofft kommt oft. Sei unverzagt Steffen, hast du gleich keine Gläser und ich keine Ziegen mehr, so haben wir doch vier gesunde Kinder und vier gesunde Arme; sie und uns zu nähren, das ist unser ganzer Reichtum." — „Ach, daß es Gott erbarme!" rief der bedrängte Mann, „sind die Ziegen fort, so trag die vier Bälge nur gleich ins Wasser, nähren kann ich sie nicht." — „Nun, so kann ich's," sprach Ilse.

Bei diesen Worten trat der freundliche Pfaff herein, hatte vor der Tür schon die ganze Unterredung abgelauscht, nahm das Wort, hielt Steffen eine lange Predigt über den Text, daß der Geiz eine Wurzel alles Übels sei; und nachdem er ihm das Gesetz gnugsam geschärft hatte, verkündigt' er ihm nun auch das Evangelium von der reichen Erbschaft des Weibes, zog den wälschen Brief heraus und verdolmescht'

ihm daraus, daß der zeitige Parochus in Kirsdorf zum Vollstrecker des Testaments bestellt sei und die Verlassenschaft des abgeschiedenen Schwähers zu sichrer Hand bereits empfangen habe.

Steffen stund da wie ein stummer Olgötz, konnte nichts, als sich dann und wann verneigen, wenn bei Erwähnung der durchlauchten Republik Venedig der Pfaff ehrerbietig ans Käpplein griff. Nachdem er wieder zu mehrerer Besonnenheit gelangt war, fiel er dem trauten Weibe herzig in die Arme und tat ihr die zwote Liebeserklärung in seinem Leben, so warm als die erste, und ob sie wohl jetzt aus andern Beweggründen abstammte, so nahm sie Ilse doch für gut auf. Steffen wurde von nun an der schmeidigste, gefälligste Ehemann, ein liebevoller Vater seiner Kinder und dabei ein fleißiger, ordentlicher Wirt, denn Müßiggang war nicht seine Sache.

Der redliche Pfaff verwandelte nach und nach das Gold in klingende Münze, kaufte davon ein groß Baurengut, worauf Steffen und Ilse wirtschafteten ihr Lebelang. Den Überschuß lieh er auf Zins aus und verwaltete das Kapital seiner Kurantin so gewissenhaft als den Kirchenschatz, nahm keinen andern Lohn dafür als ein Meßgewand, das Ilse so prächtig machen ließ, daß kein Erzbischof sich desselben hätte schämen dürfen.

Die zärtliche treue Mutter erlebte noch im Alter große Freude an ihren Kindern, und Rübezahls Günstling wurde gar ein wackrer Mann, diente im Heere des Kaisers lange Zeit unter Wallenstein im dreißigjährigen Kriege und war ein so berühmter Parteigänger als Stalhantsch*.

* Ein bekannter schwedischer Offizier, gleichfalls aus dem 30jährigen Kriege.

Fünfte Legende

Seitdem Mutter Ilſe von dem Gnomen ſo herrlich war dotiert worden, ließ er lange Zeit nichts wieder von ſich hören. Zwar trug ſich das Volk mit allerlei Wundergeſchichten, welche die Phantaſie der Hausmütter in geſelligen Winterabenden ſo lang und fein ausſpann als den Faden am Rocken; es war aber eitel Fabelei, zur Kurzweil ausgedacht. Wie's immer hundert Narren und Tollhäusler gegen einen Beſeſſenen, hundert Fanatiker gegen einen Inſpirierten, hundert Träumer gegen einen Geiſterſeher geben ſoll, ſo gabs auch im Rieſengebürge von jeher hundert lügenhafte Volksſagen von Rübezahl, gegen eine authentiſche Geſchichte. Der Gräfin Cecilie, Voltärens Zeitgenoſſin und Schülerin, war noch in unſern Tagen die letzte Entrevüe mit dem Gnomen aufbehalten, bevor er ſeine jüngſte Hinabfahrt in die Unterwelt antrat.

Dieſe Dame, mit all den Gichtern und vornehmen Gebrechen beladen, welche die galliſche Küche und Sitte den verzärtelten Töchtern Teuts zur Ausbeute gibt, machte nebſt zwei geſunden blühenden Töchtern die Reiſe ins Karlsbad. Die Mutter verlangte ſo ſehr nach der Badekur und die Fräuleins nach der Badegeſellſchaft, nach den Bällen, Serenaden und den übrigen Luſtbarkeiten des Bades, daß ſie ſonder Raſt Tag und Nacht reiſten. Es traf ſich, daß ſie gerade mit Sonnenuntergang in das Rieſengebürge gelangten. Es war ein ſchöner warmer Sommerabend, kein Lüftchen regte ſich. Der nächtliche Himmel war mit funkelnden Sternen beſäet; die goldne Mondſichel, deren milchfarbenes Licht

die ſchwarzen Waldſchatten der hohen Fichten milderte, und die beweglichen Funken unzähliger leuchtenden Inſekten, die in den Gebüſchen ſcherzten, gaben die Beleuchtung zu einer der ſchönſten Naturſzenen, wiewohl die Reiſegeſellſchaft wenig davon wahrnahm; denn Mama war, da es genachſam bergan ging, von der ſchaukelnden Bewegung des Wagens in ſanften Schlummer gewiegt worden, und die Töchter nebſt der Zofe hatten ſich in ein Eckchen gedrückt und ſchlummerten gleichfalls. Nur dem wachſamen Johann kam auf der hohen Warte des Kutſchbockes kein Schlaf in die Augen; alle Geſchichten von Rübezahl, die er vor Zeiten ſo inbrünſtig angehöret hatte, kamen ihm jetzt auf dem Tummelplatz dieſer Abenteuer wieder in den Sinn, und er hätte wohl gewünſcht, nie etwas davon gehört zu haben. Ach, wie ſehnt' er ſich nach dem ſichern Breslau zurück, wohin ſich nicht leicht ein Geſpenſte wagt! Er ſahe ſchüchtern nach allen Seiten umher und durchlief mit den Augen oft alle zweiunddreißig Regionen der Windroſe in weniger als einer Minute, und wenn er etwas anſichtig wurde, das ihm bedenklich ſchien, lief ihm ein kalter Schauer den Rücken herunter, und die Haare ſtiegen ihm zu Berge. Zuweilen ließ er ſeine Beſorgniſſe dem Schwager Poſtillion merken und forſchte mit Fleiß von ihm, ob's auch geheuer ſei im Gebürge. Wiewohl ihm dieſer nun die heile Haut durch einen kräftigen Fuhrmannsſchwur veraſſekurierte, bangte ihm doch das Herz unabläſſig.

Nach einer langen Pauſe der Unterredung hielt der Poſtkutſcher die Pferde an, murmelte etwas zwiſchen den Zähnen und fuhr weiter, hielt nochmals an und wechſelte ſo verſchiedentlich. Johann, der ſeine Augen feſt geſchloſſen hatte, ahndete aus dieſem Kutſchermanöver nichts Gutes, blickte ſchüchtern auf und ſahe mit Entſetzen in der Weite eines Steinwurfs vor dem Wagen eine pechrabenſchwarze Geſtalt daherwandeln, von übermenſchlicher Größe, mit einem weißen

spanischen Halskragen angetan, und das bedenklichste bei der Sache war, daß der Schwarzmantel keinen Kopf hatte. Hielt der Wagen, so stund der Wandrer, und regte Wipprecht die Pferde an, so ging er auch förder. „Schwager, siehst du was?" rief der zaghafte Tropf vom hohen Kutschbock herab mit berganstehendem Haar. „Freilich seh ich was," antwortete dieser ganz kleinlaut; „aber schweig nur, daß wir's nicht irren." Johann waffnete sich mit allen Stoßgebetlein, die er wußte, das Benedicite und Gratias mit eingeschlossen, schwitzte dabei vor Angst kalten Todesschweiß. Und wie ein Blitzscheuer, wenn es in der Nacht wetterleuchtet und der Donner noch in der Ferne rollt, schon das ganze Haus rege macht, ohne sich durch die Geselligkeit für der gefürchteten Gefahr zu sichern, so suchte aus dem nämlichen Instinkt der verzagte Diener Trost und Schutz bei seiner schlummernden Herrschaft und klopfte hastig ans Fensterglas. Die erwachende Gräfin, unwillig, daß sie aus ihrem sanften Schlummer gestöret wurde, frug: „Was gibt's?" — „Ihr Gnaden, schaun sie einmal aus," rief Johann mit zagender Stimme, „dort geht ein Mann ohne Kopf." — „Dummkopf, der du bist," antwortete die Gräfin, „was träumt deine Pöbelphantasie für Fratzen! Und wenn dem so wär," fuhr sie scherzhaft fort, „so ist ja ein Mann ohne Kopf keine Seltenheit, es gibt deren in Breslau und außerhalb genug." Die Fräuleins konnten indessen den Witz der gnädigen Mama diesmal nicht schmecken, ihr Herz war beklommen vor Schrecken, sie schmiegten sich schüchtern an die Mutter an, bebten und jammerten: „Ach, das ist Rübezahl, der Bergmönch!" Die Dame aber, die von der Geisterwelt eine ganz andre Theorie hatte, als die Töchter, und keine Geister glaubte als Schöngeister und starke Geister, strafte die Fräuleins dieser pfahlbürgerischen Vorurteile halber, bewies, daß alle Gespenster und Spukgeschichten Ausgeburten einer kranken Einbildungskraft wären,

und erklärte mit H—ngsscher Weisheit die Geistererscheinungen samt und sonders aus natürlichen Ursachen.

Ihre Suada war eben im vollen Gange, als der Schwarzmantel, der auf einige Augenblicke dem Gespensterspäher aus den Augen geschwunden war, wieder aus dem Busch hervor an den Weg trat. Da war nun deutlich wahrzunehmen, daß Johann falsch gesehen hatte: der Wandersmann hatte allerdings einen Kopf, nur, daß er ihn nicht wie gewöhnlich zwischen den Schultern, sondern wie einen Schoßhund im Arme trug. Dieses Schreckbild in der Weite von drei Schritten erregte innerhalb und außerhalb des Wagens groß Entsetzen. Die holden Fräuleins und die Zofe, welche sonst nicht gewohnt war miteinzureden, wenn ihre junge Herrschaft das Wort führte, taten aus einem Munde einen lauten Schrei, ließen den seidenen Vorhang herabrollen, um nichts zu sehen und verbargen ihr Angesicht wie der Vogel Strauß, wenn er dem Jäger nicht mehr entrinnen kann. Mama schlug mit stummen Schrecken die Hände zusammen, und ihre unphilosophische Gebärdung ließ vermuten, daß sie insgeheim die Palinodie ihrer zuversichtlichen Behauptungen gegen die Gespenster anstimmte. Johann, auf den der furchtbare Schwarzmantel ein besonderes Absehen gerichtet zu haben schien, erhob in der Angst seines Herzens das gewöhnliche Feldgeschrei, womit die Gespenster begrüßet zu werden pflegen: „Alle guten Geister —"; doch eh er ausgeredet hatte, schleuderte ihm das Ungetüm den abgehauenen Kopf gegen die Stirn, daß er überzwerch von der Zinne des Polsters über dem Ringnagel herabstürzte; in dem nämlichen Augenblicke lag auch der Postkutscher durch einen kräftigen Keulenschlag zu Boden gestreckt, und das Phantom keuchte aus hohler Brust in dumpfem Ton diese Worte aus: „Nimm das von Rübezahl, dem Bannwart* des Gebürges, daß du ihm ins Gehege

* Grenzvogt.

fuhrſt; verfallen iſt mir Schiff, Geſchirr und Ladung.“ Hierauf ſchwang ſich das Geſpenſt auf den Sattel, trieb die Pferde an und fuhr bergab, bergan, über Stock und Stein, daß vor dem Raſſeln der Räder und dem Schnauben der Roſſe von dem Angſtgeſchrei der Damen nichts hörbar war.

Urplötzlich vermehrte ſich die Geſellſchaft um eine Perſon; ein Reuter trabte ganz unbefangen neben dem Fuhrmann vorbei und ſchien es gar nicht zu bemerken, daß dieſem der Kopf fehlte; ritt vor dem Wagen her, als wenn er dazu gedungen wäre. Dem Schwarzmantel ſchien dieſe Geſellſchaft eben nicht zu behagen, er lenkte nach einer andern Direktion um, der Reuter tat dasſelbe, und ſo oft auch jener aus dem Wege bog, ſo konnt er den läſtigen Geleitsmann nicht los werden, der wie zum Wagen gebannt war. Das nahm dem Fuhrmann groß Wunder, abſonderlich, da er deutlich wahrnahm, daß der Schimmel des Reiſigen einen Fuß zu wenig hatte, obgleich der dreibeinige Roſinant übrigens ganz ſchulgerecht traverſierte. Dabei wurde dem ſchwarzen Kondukteur auf dem Sattelgaule nicht wohl zumute, und er fürchtete, ſeine Rübezahlsrolle dürfte bald ausgeſpielt ſein, da der wahre Rübezahl ſich ins Spiel zu miſchen ſchien.

Nach Verlauf einiger Zeit drehete ſich der Reuter, daß er dicht neben den Fuhrmann kam und frug ihn ganz traulich: „Landsmann ohne Kopf, wo geht die Reiſe hin?“ — „Wo wirds hingehen,“ antwortete das Kutſchergeſpenſt mit furchtſamen Trutz, „wie Ihr ſeht, der Naſe nach.“ — „Wohl!“ ſprach der Reuter, „laß ſehn, Geſell, wo du die Naſe haſt!“ Drauf fiel er den Pferden in die Zügel, packte den Schwarzmantel beim Leibe und warf ihn ſo kräftig zur Erde, daß ihm alle Glieder dröhnten; denn das Geſpenſt hatte Fleiſch und Bein, wie ſie ordentlicherweiſe zu haben pflegen. Behend war der Tavarro demaskiert, da kam ein wohlproportionierter Krauskopf zum Vorſchein, der geſtaltet war wie ein gewöhn-

licher Menſch. Weil ſich nun der Schalk entdeckt ſahe und die ſchwere Hand ſeines Gegners fürchtete, auch nicht zweifelte, der Reiſige ſei der leibhafte Rübezahl, den er nachzuäffen ſich unterfangen hatte, ergab er ſich auf Diskretion und bat flehentlich um ſein Leben. „Geſtrenger Gebürgsherr," ſprach er, „habt Erbarmen mit einem Unglücklichen, der die Fußtritte des Schickſals von Jugend auf erfahren hat; der nie ſein durfte, was er wollte; der jederzeit aus dem Charakter mit Gewalt herausgeſtoßen wurde, in den er ſich mit Mühe hineinſtudiert hatte, und nachdem ſeine Exiſtenz unter den Menſchen vernichtet iſt, auch nicht einmal Geſpenſte ſein darf."

Dieſe Anrede war ein Wort geredt zu ſeiner Zeit. Der Gnome war gegen ſeinen Rival ſo ergrimmt, als damals König Philipp gegen den Pſeudoſebaſtian; oder der Zar Boris gegen den Mönch Griska, der den falſchen Demetrius ſpielte, und würde nach Maßgabe der oftbelobten Hirſchberger Juſtizpflege augenblicklich mit ſträcklicher Exekution gegen den Wicht verfahren ſein und ihn erdroſſelt haben, wenn nicht ſeine Neugierde wäre rege gemacht worden, die Schickſale des Abenteurers zu vernehmen. „Sitz auf, Geſell," ſprach er, „und tu, was du geheißen wirſt." Drauf zog er vorerſt dem Schimmel den vierten Fuß zwiſchen den Rippen hervor, trat an den Schlag, öffnete ſolchen und wollte die Reiſegeſellſchaft freundlich ſalutieren.

Aber drinnen wars ſtill wie in einer Totengruft; das übermäßige Schrecken hatte das weibliche Nervenſyſtem ſo gewaltſam erſchüttert, daß alle Lebensgeiſter aus den äußern Werkzeugen der Empfindung hinter das Schutzgatter der Herzkammern ſich geflüchtet hatten. Alles was innerhalb des Wagens Leben und Odem hatte, von der gnädigen Frau bis auf die Zofe, lag in ohnmächtigem Hinbrüten. Der Reiſige wußte indeſſen bald Rat zu ſchaffen, er ſchöpfte aus dem

vorüberrieselnden Bächlein einer frischen Bergquelle seinen Hut voll Wasser, sprengte den erstorbenen Damen davon ins Gesichte, hielt ihnen das Riechglas vor, rieb ihnen von der flüchtigen Essenz in die Schläfe und brachte sie wieder ins Leben. Sie schlugen eine nach der andern die Augen auf und erblickten einen wohlgestalten Mann von unverdächtigem Ansehen, der durch seine Dienstbeflissenheit sich bald Zutrauen erwarb. „Es tut mir leid, meine Damen," redete er sie an, „daß Sie in meinem Gerichtsbezirk von einem verlarvten Bösewicht sind insultieret worden, der ohne Zweifel die Absicht hatte, Sie zu bestehlen; aber Sie sind in Sicherheit, ich bin der Oberste von Riesental. Erlauben Sie, daß ich Sie zu meiner Wohnung geleite, die nicht fern ist." Diese Einladung kam der Gräfin sehr gelegen, sie nahm solche mit Freuden an; der Krauskopf bekam Befehl fortzufahren und gehorchte mit zagender Bereitwilligkeit. Um den Damen Zeit zu lassen, sich von ihrem Schrecken zu erholen, gesellete sich der Kavalier wieder zum Fuhrmann, hieß ihn bald rechts, bald links wenden, und dieser bemerkte ganz eigentlich, daß der Ritter zuweilen eine von den herumschwirrenden Fledermäusen zu sich berief und ihr geheime Ordre erteilte, welches sein Grausen noch vermehrte.

In Zeit von einer Stunde blinkte in der Ferne ein Lichtlein, daraus wurden zwei und endlich vier; es kamen vier Jäger herangesprengt mit brennenden Windlichtern, die ihren Herrn, wie sie sagten, ängstlich gesucht hatten, und erfreut schienen, ihn zu finden. Die Gräfin war nun wieder in vollem Gleichgewichte, und da sie sich außer Gefahr sahe, dachte sie an den ehrlichen Johann und war um sein Schicksal bekümmert. Sie eröffnete ihrem Schutzpatron dieses Anliegen, der alsbald zwei von den Jägern fortschickte, die beiden Unglückskameraden aufzusuchen und ihnen benötigten Beistand zu leisten. Bald darauf rollte der Wagen durchs düstre Burg-

tor in einen geraumen Vorhof hinein und hielt vor einem herrlichen Palaſt, der durchaus erleuchtet war, der Kavalier bot der Gräfin den Arm und führte ſie in die Prachtgemächer ſeines Hauſes in eine große Geſellſchaft ein, die daſelbſt verſammlet war. Die Fräuleins befanden ſich in keiner geringen Verlegenheit, daß ſie in Reiſekleidern in einen ſo illüſtern Zirkel traten, ohne vorher ihre Toilette gemacht zu haben.

Nach den erſten Höflichkeitsbezeugungen gruppierte ſich die Aſſemblee wieder in verſchiedene kleine Zirkel, einige ſetzten

ſich zum Spiel, andre unterhielten ſich durch Geſpräche. Das Abenteuer wurde viel beredet, und wie es bei Erzählung überſtandener Gefahren gewöhnlich der Fall iſt, zu einer kleinen Epopee ausgebildet, in welcher Mama ſich gern die Rolle der Heldin zugeteilet hätte, wenn ſich das Riechfläſchchen des hülfreichen Ritters hätte wegräſonnieren laſſen. Bald darauf führte der aufmerkſame Wirt einen Mann ein, der recht wie gerufen kam; es war ein Arzt, der nach dem Geſundheitszuſtande der Gräfin und ihrer ſchönen Töchter forſchte, den Puls prüfte und mit bedeutender Miene mancherlei bedenkliche Symptomen ahndete. Ob ſich die Dame nach Beſchaffenheit ihrer Umſtände gleich ſo wohl befand als

jemals, so machte ihr doch die angedrohete Gefahr für das Leben bange, denn aller Leibesbeschwerden ungeachtet, war ihr der gebrechliche Körper noch so lieb wie ein langgewohntes Kleid, das man nicht gern entbehrt, ob es gleich abgetragen ist. Auf Verordnung des Arztes verschluckte sie starke Dosen temperierender Pulver und Tropfen, und die gesunden Töchter mußten wider Willen und Dank dem Beispiel der besorgten Mutter gleichfalls folgen.

Allzu nachgiebige Patienten machen strenge Ärzte; der blutsüchtige Theophrast bestund nun sogar auf einer Aderlässe, zog in Ermanglung seines Handlangers, des Wundarztes, die rote Binde hervor, und die Gräfin bequemte sich zu dem angerühmten Präservativ gegen alle schädliche Wirkungen des Schreckens unweigerlich, sie würde nicht widersprochen haben, wenn seine Forderungen für die Gesundheitspflege bis zum Klystier gestiegen wären. Zum Glück kam er nicht auf den Einfall, dieses heroische Mittel zu verordnen, welches die schamhaften Fräuleins zur Verzweiflung würde gebracht haben; denn nur mit Mühe vermocht es die Überredungskunst des Arztes und die mütterliche Autorität über sie, daß sie die Furcht für dem stählernen Zahn des Schneppers überwanden und den Fuß ins Wasser setzten. Die verschleimte Lymphe der Mutter und der purpurfarbene Balsam der Gesundheit aus den Adern der Töchter rieselte nun ohne Verzug in das silberne Becken. Zuletzt kam auch die Kammerjungfer noch an den Reihen; ob sie gleich hoch beteuerte, sie sei so blutscheu, daß die kleinste Verwundung von einer Nähnadel ihr Schwindel und Ohnmachten zu erregen pflege, so kehrte sich der unerbittliche Arzt doch an kein Protestieren, entstrumpfte den Fuß des niedlichen Mädchens ohne Barmherzigkeit und bediente sie so kunstmäßig und sorgfältig als ihre Herrschaft.

Diese chirurgische Operation war kaum vollendet, so begab

man sich zur Tafel in den Speisesaal, wo ein königliches Mahl aufgetischt wurde, die Schenktische waren bis an den Karnies des Deckengewölbes mit Silberwerk aufgeputzt, es prangten da goldene und übergüldete Pokale und giganteske Willkommen nebst den dazu gehörigen Kredenzschalen von getriebener Arbeit. Eine herrliche Symphonie tönte aus den Nebenzimmern und flötete den leckerhaften Schmaus und die feinen Weine den Gästen lieblich hinunter. Nach dem Abhub der Schüsseln ordnete der Speisemeister das bunte Dessert, das aus Bergen und Felsen von gefärbtem Zucker und Gummi Tragant bestund. Der tändelhafte Zuckerbäckerwitz, der den Gaumen und das Auge immer leichter zu befriedigen weiß als den Verstand, hatte das ganze Abenteuer der Gräfin in kindischen Wachsfiguren, wie sie oft auf den Tafeln der Großen zu paradieren pflegen, darauf abgebildet. Die Gräfin unterließ nicht, das alles in der Stille bei sich bewundernd zu beherzigen. Sie wandte sich an ihren bebänderten Stuhlnachbar, seiner Angabe nach einen böhmischen Grafen, frug neugierig, was für ein Galatag hier gefeiert werde, und erhielt zur Antwort, daß nichts Außerordentliches vorgehe, es sei nur eine freundschaftliche Collation guter Bekannten, die hier zufälligerweise zusammenträfen. Es nahm sie Wunder, von dem wohlhabenden gastfreien Obersten von Riesental weder in noch außerhalb Breslau nie ein Wort gehört zu haben, und so emsig sie auch die genealogischen Geschlechtstafeln durchlief, davon ihr Gedächtnis einen reichen Vorrat aufbewahrte, konnte sie doch diesen Namen darunter nicht ausfindig machen. Sie gedachte das von dem Wirte selbst zu erforschen, wovon sie Aufschluß und Belehrung begehrte; aber dieser wußte ihr so geschickt auszuweichen, daß sie nie mit ihm zum Zwecke kam. Geflissentlich riß er den genealogischen Faden ab und zog die Unterredung in die luftigen Regionen des Geisterreichs hinüber; und in einer Gesellschaft,

die sich auf den Ton der Vademekumsgeschichtchen und Geisterseherei stimmt, wirds selten bald Feierabend, wenigstens gebrichts in diesen Fächern nie an Worthaltern und horchsamen Zuhörern.

Ein wohlgenährter Domherr wußte viel wundersame Geschichten vom Rübezahl zu erzählen, man stritt für und wider die Wahrheit derselben; die Gräfin, die recht in ihrem Elemente war, wenn sie den Lehrton anstimmen und gegen Vorurteile zu Felde ziehen konnte, setzte sich an die Spitze der philosophischen Partei und trieb einen gelähmten Finanzrat, an dem nichts Gelenkes war als die Zunge, und der sich zu Rübezahls rechtlichem Anwalt aufwarf, durch ihre Starkgeisterei sehr in die Enge. „Meine eigene Geschichte," fügte sie zum Beschlusse noch hinzu, „ist ein augenscheinlicher Beweis, daß alles, was man von dem berufenen Berggeiste sagt, leere Träume sind. Wenn er hier im Gebürge sein Wesen hätte und die edlen Eigenschaften besäß, die ihm Fabler und müßige Köpfe zueignen: so würde er einem Schurken nicht gestattet haben, solchen Unfug auf seine Rechnung mit uns zu treiben. Aber das armselige Unding von Geiste konnte seine Ehre nicht retten, und ohne den edelmütigen Beistand des Herrn von Riesental hätte der freche Bube sein Spiel mit uns so weit treiben können, als er Lust hatte."

Der Herr vom Hause hatte an diesen philosophischen Debatten bisher wenig Anteil genommen, jetzt mischt' er sich mit ins Gespräch und nahm das Wort: „Sie haben die Geisterwelt völlig entvölkert, gnädige Frau, die ganze Schöpfung der Einbildungskraft ist durch Ihre Belehrung wie ein leichter Nebel vor unsern Augen dahingeschwunden. Sie haben auch das Nichtsein des alten Bewohners dieser Gegenden mit guten Gründen allgnugsam bewährt, und sein rechtlicher Beistand, unser Finanzrat, ist verstummet. Dennoch dünkt mich, ließen sich gegen ihren letzten Beweis noch einige Ein-

würfe machen. Wie, wenn der fabelhafte Gebürggeiſt bei Ihrer Befreiung aus der Hand des verlarvten Räubers dennoch mit im Spiel geweſen wär? Wie, wenn dem Freund Nachbar beliebt hätte, meine Geſtalt anzunehmen, um Sie unter dieſer unverdächtigen Maske in Sicherheit zu bringen? und wenn ich Ihnen ſagte, daß ich von dieſer Geſellſchaft, als Wirt vom Hauſe, mich nicht einen Fußbreit entfernet habe? Daß ſie durch einen Unbekannten in meine Wohnung ſind eingeführet worden, der nicht mehr vorhanden iſt? Sonach wärs doch möglich, daß der Nachbar Berggeiſt ſeine Ehre gerettet hätte, und daraus würde folgen, daß er nicht ganz das Unding wär, dafür Sie ihn halten."

Dieſe Rede brachte die Gräfin einigermaßen aus der Faſſung, und die ſchönen Fräuleins legten vor Erſtaunen die Gabel aus der Hand, ſahen den Tiſchwirt ſtarr ins Angeſicht, um ihm aus den Augen zu leſen, ob das im Scherz geſagt oder geernſtet ſei. Die nähere Erörterung dieſes Problems unterbrach die Ankunft des wieder aufgefundenen Bedienten und des Poſtkutſchers. Der letztere fühlte eben die Wonne bei Erblickung ſeiner vier Rappen im Stalle, die der erſtere empfand, als er frohlockend ins Tafelgemach eintrat und daſelbſt ſeine Herrſchaft vergnügt und wohlbehalten antraf. Triumphierend trug er das corpus delicti, das ungeheure Rieſenhaupt des Schwarzmantels, einher, durch welches er wie von einer Bombe zu Boden geſchmettert worden war. Das Haupt wurde dem Arzte übergeben, um es als Landphyſikus legal zu zerlegen und ſein visum repertum darüber auszuſtellen. Doch ohne ſein anatomiſches Meſſer anzuſetzen, erkannt er es alsbald für einen ausgehöhlten Kürbis, der mit Sand und Steinen angefüllt und durch den Zuſatz einer hölzernen Naſe und eines langen Flachsbartes zu einem grotesken Menſchenantlitz aufgeſtutzt war.

Nach aufgehobener Tafel ſchied die Geſellſchaft ausein-

ander, da der Morgen bereits herandämmerte. Die Damen fanden ein köstlich zubereitetes Nachtlager in seidenen Prunkbetten, wo sie der Schlaf so geschwind überraschte, daß die Phantasie nicht Zeit hatte, ihnen die Schreckbilder der Gespenstergeschichte wieder vorzugaukeln und durch ihr gewöhnliches Schattenspiel ängstliche Träume anzuspinnen. Es war hoch am Tage, da Mama erwachte, der Zofe klingelte und die Fräuleins weckte, die gern noch einen Versuch gemacht hätten, in den weichen Daunen auch auf dem andern Ohr zu schlafen. Allein die Gräfin verlangte so sehr, die Heilkräfte des Bades aufs baldeste zu versuchen, daß sie durch keine Einladung des gastfreien Hauswirtes zu bewegen war, einen Tag zu verweilen, so gern auch die Fräuleins dem Balle beigewohnet hätten, den er ihnen zu geben verhieß. Sobald das Frühstück eingenommen war, schickten sich die Damen zur Abreise an. Gerührt durch die freundschaftliche Aufnahme, die sie in dem Schlosse des Herrn von Riesental genossen hatten, der auf die höflichste Art bis an die Grenzen seines Gebietes ihnen das Geleite gab, beurlaubten sie sich mit der Verheißung, auf der Rückreise wieder einzusprechen.

Kaum war der Gnome in seiner Burg angelangt, so wurde der Krauskopf ins Verhör geführet, der unter Furcht und Erwartung der Dinge, die da kommen würden, die Nacht in einem unterirdischen Kerker zugebracht hatte. „Elender Erdenwurm," redete ihn der Geist an, „was hält mich ab, daß ich dich nicht zertrete für die in meinem Eigentum mir zu Spott und Hohn verübte Gaukelei? Büßen sollst du mir mit Haut und Haar für diese Frechheit." — „Großguter Regent des Riesengebürges," fiel der Schlaukopf ihm ein, „so allprätendierend Eure Gerechtsame über diesen Grund und Boden sein mögen, die ich Euch auch nicht streitig mache, so sagt mir erst, wo Eure Gesetze angeschlagen sind, die ich übertreten habe, und dann verurteilt mich." Diese Virtuosen-

ſprache und die dreuſte Ausflucht, die der Gefangene ſeinem ſtrengen Richter im Wege Rechtens entgegenſtellte, ließen ein ſonderbares Original und keinen gewöhnlichen Menſchen vermuten, darum mäßigte der Geiſt ſeinen Unwillen einigermaßen und ſprach: „Meine Geſetze hat dir die Natur ins Herz geſchrieben; aber damit du nicht ſagen kannſt, daß ich dich unverhörter Sache verurteilt habe, ſo rede und bekenne mir frei: Wer biſt du? und was trieb dich, hier im Gebürge als ein Geſpenſt zu toſen? damit ich dich richte wie ich dich finde.“ Das war dem Verhafteten lieb zu hören, daß er zum Worte kommen ſollte, hoffte durch die getreue Erzählung ſeiner Schickſale ſich von der verwirkten Rache des Geiſtes loszuſchwatzen, oder die Strafe doch wenigſtens zu mindern.

„Weiland,“ fing er an, „hieß ich der arme Kunz, und lebte in der Sechsſtadt Lauban als ein ehrlicher Beutler meiner Profeſſion kümmerlich von meiner Hände Arbeit; denn es gibt kein Gewerbe, das kärglicher nährt als die Ehrlichkeit. Obgleich meine Beutel guten Vertrieb fanden, weil die Rede ging, das Geld ruhe darinnen wohl, indem ich als der ſiebente Sohn meines Vaters eine glückliche Hand hätte, ſo widerlegte ſich doch dieſer Glaube durch mich ſelbſt; mein eigner Beutel blieb immer leer und ledig wie ein gewiſſenhafter Magen am Faſttage. Daß aber bei meinen Kunden ſich das Geld in den von mir erhandelten Beuteln ſo wohl konſervierte, lag meinem Bedünken nach weder an der glücklichen Hand des Meiſters, noch an der Güte der Arbeit, ſondern an der Materie meiner Beutel: ſie waren von Leder. Ihr ſollt wiſſen, Herr, daß ein lederner Beutel das Geld allzeit feſter hält als ein netzförmiger durchlöcherter von Seide. Wem an einem ledernen Beutel genügt, der iſt nicht leicht ein Verſchwender, ſondern ein Mann, der, wie das Sprüchwort ſagt, den Knopf auf den Beutel hält; die durchſichtigen aber von Seide und Goldzwirn befinden ſich in den Händen

vornehmer Praſſer, und da iſts kein Wunder, wenn ſie an allen Orten ausrinnen wie ein durchlöchert Faß, und ſo viel man auch hineinſchüttet, dennoch immer leer und ledig bleiben.

„Mein Vater prägte ſeinen ſieben Buben fleißig die goldne Lehre ein: ‚Kinder, was ihr tut, das treibt mit Ernſt‘, darum trieb ich mein Gewerbe unverdroſſen, ohne daß mein Nahrungsſtand dadurch gefördert wurde. Es kam Teurung, Krieg und bös Geld ins Land; meine Mitmeiſter dachten: leicht Geld, leichte Ware, ich aber dachte: ehrlich währt am längſten, gab gute Ware für ſchlecht Geld, arbeitete mich an den Bettelſtab, ward in den Schuldturm geworfen, aus der Innung geſtoßen, und als mich meine Gläubiger nicht länger ernähren wollten, ehrlich des Landes verwieſen.

„Auf dieſer Wanderſchaft ins Elend begegnete mir einer meiner alten Kunden, ritt auf einem ſtolzen Roß ſtattlich einher, rief mich an und höhnte mich: ‚Du Pfuſcher, du Lump, biſt, ſeh ich wohl, deiner Kunſt nicht Meiſter, verſtehſt ſie gar ſchlecht, weißt den Darm aufzublaſen und ihn nicht zu füllen; machſt den Topf und kannſt nicht drin kochen; haſt Leder und keinen Leiſten dazu; machſt ſo herrliche Beutel und haſt kein Geld.‘ — ‚Hör, Geſell,‘ antwortete ich dem Spötter, ‚du biſt ein elender Schütze, triffſt mit deinen Pfeilen nicht ans Ziel. Es ſind mehr Dinge in der Welt, die zuſammengehören, und die man nicht beieinander findet; hat mancher einen Stall und kein Pferd hineinzuziehen; oder eine Scheuer und keine Garben auszudreſchen; einen Brodſchrank und kein Brod; oder einen Keller und keinen Haustrunk, und ſo ſagt auch das Sprichwort: Einer hat den Beutel, der andre das Geld.‘ — ‚Beſſer iſt doch beides zuſammen,‘ verſetzt‘ er; ‚biſt du geſonnen, bei mir in die Lehre zu treten, ſo will ich einen vollkommenen Meiſter aus dir machen, und weil du das Beutelmachen ſo wohl verſtehſt,

will ich dich auch lehren, den Beutel zu füllen; denn ich bin ein Geldmacher meines Handwerks. Da nun beide Profeſſionen einander in die Hände arbeiten, iſts billig, daß die Kunſtverwandten gemeine Sache machen.' — ‚Wohl,' ſprach ich, ‚ſeid Ihr ein zünftiger Meiſter in irgendeiner Münzſtadt, ſo mags darum ſein; aber münzt Ihr auf Eure eigne Rechnung, ſo iſts halsbrechende Arbeit, die mit dem Galgen lohnt, dann ſcheid ich davon.' — ‚Wer nicht wagt, der nicht gewinnt,' ſprach er, ‚und wer bei der Schüſſel ſitzt und nicht zulangt, der mag darben. Am Ende laufts auf eins hinaus, ob du erſtickſt oder verhungerſt, einmal muß es doch geſtorben ſein.' — ‚Nur mit Unterſchied,' fiel ich ihm ein, ‚ob einer als ein ehrlicher Mann ſtirbt oder als ein Übeltäter.' — ‚Vorurteil,' rief er, ‚was kann das für eine Übeltat ſein, wenn einer ein Stück Metall rundet? Der Jud Ephraim hat deſſen von dem nämlichen Schrot und Korn als das unſre gnug gerundet; was dem einen recht iſt, das iſt dem andern billig.'

„Kurz, der Mann hatte eine Gabe zu überreden, daß ich mir ſeinen Vorſchlag gefallen ließ, ich fand mich bald ins Metier, war eingedenk der väterlichen Lehre, mein Geſchäfte mit Ernſt zu treiben und erfuhr, daß die Geldmacherkunſt beſſer und gemächlicher nähre als die Beutlerprofeſſion. Aber im beſten Fortgange unſrer Fabrik wachte der Handwerksneid auf; der Jud Ephraim erregte eine ſchwere Verfolgung gegen ſeinen Aftergenoſſen; der Verräter ſchlief nicht, wir wurden entdeckt, und der kleine Umſtand, daß wir nicht zünftig waren wie Meiſter Ephraim, brachte uns auf den Feſtungsbau, laut Urtel und Recht auf Lebenszeit.

Hier lebt ich einige Jahre nach der Regel der büßenden Brüder, bis ein guter Engel, der damals im Lande herumzog, alle Gefangenen los und ledig zu machen, die knochenfeſt und rüſtig waren, mir die Tür des Gefängniſſes auftät. Es war ein Werbeoffizier, der mir, anſtatt für den König zu

karren, den edlern Beruf gab, für ihn zu fechten, und mich unter die Freipartie enrollierte. Mit dieſem Tauſch war ich wohl zufrieden, ich nahm mir nun vor, ganz Soldat zu ſein, zeichnete mich bei jeder Gelegenheit aus, war immer der erſte beim Angriff, und wenn wir retirierten, war ich ſo gewandt, daß mich der Feind nie einholen konnte. Das Glück wollte mir wohl, ſchon führt ich eine Rotte Reuter an und hoffte bald höher zu ſteigen. Da wurd ich einsmals auf Furagierung ausgeſchickt und befolgte meine Ordre ſo ſtreng und pünktlich, daß ich nicht nur Speicher und Scheuern, ſondern auch Kiſten und Kaſten, in Häuſern und Kirchen, rein ausfuragierte. Zum Unglück war es in Freundes Land, das gab großen Lärm; gehäſſige Leute nennten die Expedition eine Plünderung, man machte mir als Marodeur den Prozeß, ich wurde degradiert und durch eine Gaſſe von fünfhundert Mann eilends aus dem ehrſamen Stande herausgeſtäupt, in welchem ich gedachte Fortune zu machen.

Jetzt wußte ich keinen andern Rat, als wieder zu meiner erſten Profeſſion zu greifen, aber es fehlte mir an Barſchaft, Leder einzukaufen, und an Luſt, zu arbeiten. Weil ich nun wegen des allzuwohlfeilen Verkaufs ein unſtreitiges Recht auf meine ehemalige Ware zu haben vermeinte, ſo faßt ich den Anſchlag, mich derſelben mit guter Art wieder zu bemächtigen, und ob ſie ſchon durch langen Gebrauch abgenutzt wär, mich dennoch meines Schadens in etwas dadurch zu erholen. Darum fing ich an die Taſchen zu ſondieren und hielt jeden Beutel, den ich witterte, für einen von meiner Arbeit, machte Jagd darauf, und alle, deren ich mich bemächtigen konnte, kondemniert ich alsbald als gute Priſen. Bei dieſer Gelegenheit hatte ich die Freude, einen guten Teil meiner eignen Münze wieder einzukaſſieren; denn ob ſie gleich verrufen war, ſo kurſierte ſie nach wie vor in Handel und Wandel. Dies Gewerbe ging eine Zeitlang wohl von-

ſtatten, ich beſuchte unter mancherlei Geſtalten, bald als Kavalier, bald als Handelsmann oder Jude, Meſſen und Märkte, hatte mich ſo gut in mein Fach einſtudiert, meine Hand war ſo geübt und behend, daß ſie nie einen Fehlgriff tat und mich reichlich nährte. Dieſe Lebensart behagte mir trefflich, daß ich beſchloß, dabei zu verharren; doch der Eigenſinn meines Geſchickes geſtattete mir nie das zu ſein, was ich wollte. Ich bezog den Jahrmarkt zu Liegnitz und hatte da den Beutel eines reichen Pächters aufs Korn genommen, der von Gelde ſtrotzte wie der Bauch ſeines

Besitzers von Schmer. Durch die Unbehülflichkeit des schweren Säckels mißriet der Kunstgriff meiner Hand, ich wurde auf der Tat ergriffen und unter der gehässigen Anklage als ein Beutelschneider vor Gericht gestellt, ob ich schon diesen Namen nicht in einer unehrlichen Bedeutung verdiente. Ich hatte zwar ehedem Beutel genug zugeschnitten; aber nie hatte ich einem Menschen den Geldbeutel abgeschnitten, wie man mich doch beschuldigte, sondern alle, die ich erbeutet hatte, waren mir gleichsam freiwillig in die Hand gelaufen, als wenn sie zu ihrem ersten Eigentümer zurückkehren wollten. Diese Ausreden halfen zu nichts, ich wurde in den Stock gelegt, und mein Unstern wollte, daß ich abermals nach Urtel und Recht aus meinem Nahrungsstande herausgestäupet werden sollte. Diesem lästigen Zeremoniell kam ich zuvor, ersahe meine Gelegenheit und strich mich in der Stille aus dem Gefängnis.

„Ich war unentschlossen, was ich nun anheben und treiben sollte, um nicht zu hungern; auch der Versuch, ein Bettler zu werden, mißriet. Die Polizei in Großglogau nahm mich in Anspruch, wollte mich wider Willen und Dank verpflegen und mit Gewalt in einen Beruf hineinzwängen, der mir widerstund. Mit Müh und Not entkam ich dieser strengen Gerichtsbarkeit, die sich herausnimmt, die ganze Welt zu bevormunden; denn mein Grundsatz ist von jeher gewesen: mit der Polizei unbeworren. Ich mied darum die Städte und trieb mich als ein peregrinierender Weltbürger auf dem Lande herum. Hier traf sich's, daß die Gräfin gerade durch den Flecken reiste, wo ich meinen Aufenthalt hatte, es war etwas an ihrem Wagen zerbrochen, das wieder ausgebessert werden mußte, und unter mehrern müßigen Leuten, welche die Neugierde trieb, nach der fremden Herrschaft zu gaffen, trat ich auch mit unter den Haufen und machte Bekanntschaft mit dem schäfernen Bedienten, der mir in der Einfalt seines Herzens anvertraute, daß ihm für Euch, Herr Rübezahl, ge-

waltig bange ſei, weil wegen des Verzugs die Reiſe nun in der Nacht durch das Gebürge gehen würde. Das brachte mich auf den Einfall, die Zaghaftigkeit der Reiſegeſellſchaft zu nutzen und in der Geiſterwelt meine Talente zu verſuchen. Ich ſchlich mich ſeitab in die Wohnung meines Patrons und Pflegers, des Dorfküſters, der eben abweſend war, bemächtigte mich ſeiner Amtskleidung, eines ſchwarzen Mantels, zugleich fiel mir ein Kürbis ins Geſichte, der zum Aufputz des Kleiderſchrankes diente. Mit dieſer Zurüſtung und einem handfeſten Bläuel verſehen, begab ich mich in den Wald und ſtaffierte da meine Maske aus. Welchen Gebrauch ich davon gemacht habe, iſt Euch gnugſam bekannt, und daß ich ohne Eure Dazwiſchenkunft meinen Meiſterſtreich glücklich ausgeführt hätte, iſt außer Zweifel, mein Spiel war bereits gewonnen. Nachdem ich mich der beiden feigen Kerle entlediget hatte, war meine Abſicht, den Wagen tief in den Wald hineinzuführen und, ohne den Damen das geringſte zuleide zu tun, nur einen kleinen Trödelmarkt zu eröffnen und den ſchwarzen Mantel, der in Abſicht ſeiner mir geleiſteten Dienſte von keinem geringen Wert war, gegen ihre Barſchaft und Geſchmeide zu vertauſchen, ihnen eine glückliche Reiſe zu wünſchen und mich beſtens zu empfehlen.

„Aufrichtig geſprochen, Herr, von Euch fürchtete ich am wenigſten, daß Ihr mir den Markt verderben würdet. Die Welt iſt ſo unglaubig, daß man nicht einmal die Kinder mit Euch mehr zu fürchten machen kann, und wenn nicht etwan noch hier und da ein Tropf, wie der Bediente der Gräfin, oder ein Weib hinter dem Rocken Eurer zuweilen erwähnte, ſo hätte Euch die Welt längſt vergeſſen. Ich dachte, wer Rübezahl ſein wollte, der dürft es; bin nun freilich eines andern belehrt und befinde mich in Eurer Gewalt, hab mich auf Gnad und Ungnad ergeben und hoffe, daß meine offenherzige Erzählung Euren Unwillen mildern werde. Euch wärs

ein kleines, einen ehrlichen Kerl aus mir zu machen. Wenn Ihr mich, mit einem guten Zehrpfennig aus Eurer Braupfanne begabt, entließet; oder mir, so wie jenem hungrigen Passagier, ein Schock Heckenschlehen von Eurem Zaune pflücktet, der sich auf Eurem Obst zwar einen Zahn ausbiß, aber die Schlehen hernach in eitel goldne Knöpfe verwandelt fand; oder wenn Ihr von den acht goldnen Kegeln, die Euch noch übrig sind, mir einen verehrtet, davon ihr den neunten weiland einem Prager Studenten schenktet, der mit Euch boselte; oder den Milchkrug, dessen geronnene Milch sich in Goldkäse verwandelte; oder wenn ich straffällig bin, mich so wie jenen wandernden Schuster schulmeisterhaft mit der goldenen Rute strichet und mir solche hernach zum Andenken verehrtet, wie die Handwerker auf ihren Gelagen und Herbergen von Euch zu erzählen wissen: so wär mein Glück mit einemmal gemacht. Wahrlich Herr! Wenn Ihr die Bedürfnisse der Menschen fühltet, so würdet Ihr ermessen, daß es schwer hält, ein Biedermann zu sein, wenn man an allem Mangel leidet; denn wenn man zum Exempel Hunger fühlt und keinen Scherf im Beutel hat, so ist es eine Heldentugend, eine Semmel nicht zu stehlen von dem Brodvorrat, den ein reicher Bäcker-Krösus auf seinem Laden zur Schau ausgestellet hat. Das Sprüchwort sagt: Not hat kein Gebot."

„Geh, Schurke," sprach der Gnome, nachdem der Krauskopf ausgeredet hatte, „so weit dich deine Füße tragen und ersteige den Gipfel deines Glückes am Galgen!" Hierauf verabschiedete er seinen Arrestanten mit einem kräftigen Fußtritte, und dieser war froh, daß er mit so gelinder Strafe abkam und pries seine Suada, die, seiner Meinung nach, ihn diesmal aus einer sehr kritischen Lage gezogen hatte. Er sputete sich fleißigst, dem gestrengen Gebürgherrn aus den Augen zu kommen und ließ aus Eilfertigkeit den schwarzen Mantel zurück. So sehr er aber eilte, so schien es doch nicht,

als wenn er aus der Stelle käm, er ſah immer die nämlichen Gegenden und Berge vor ſich, ob er gleich die Burg, in welcher er ein Gefangener geweſen war, aus dem Geſichte verloren hatte. Abgemattet von dieſem endloſen Kreislauf, ſtreckt' er ſich unter einen Baum im Schatten, ein wenig auszuruhen und auf irgendeinen Wanderer zu lauren, der ihm zum Wegweiſer dienen könnte. Darüber fiel er in einen feſten Schlaf, und als er erwachte, war um ihn her dicke Finſternis, er wußte gar wohl, daß er unter einem Baume eingeſchlafen war, gleichwohl hörte er kein Säuſeln des Windes in den Aſten, ſah auch keinen Stern durch das Laub ſchimmern, noch die geringſte Nachthellung. Im erſten Schrecken wollt er aufſpringen, da hielt ihn eine unbekannte Kraft zurück, und die Bewegung, die er machte, gab ein lautes widerhallendes Geräuſch als das Geklirr von Ketten; nun wurd er gewahr, daß er in Feſſeln lag, und vermeinte, viel hundert Lachter unter der Erde wieder in Rübezahls Gewahrſam zu ſein, worüber ihm große Furcht und Entſetzen ankam.

Nach einigen Stunden begann es um ihn her zu tagen, doch fiel das Licht nur kärglich durch das eiſerne Gitter eines kleinen Fenſters zwiſchen den Mauren herein. Ohne zu wiſſen, wo er ſich eigentlich befand, kam ihm der Kerker doch nicht ganz fremd vor; er hoffte auf den Gefangenwärter, wiewohl vergebens. Es verlief eine lange Stunde nach der andern, Hunger und Durſt peinigten den Verhafteten, er fing an Lärm zu machen, raſſelte mit den Ketten, pochte an die Wand, rief ängſtlich um Hülfe und vernahm Menſchenſtimmen in der Nähe; aber niemand wollte die Tür des Gefängniſſes auftun. Endlich waffnete ſich der Kerkermeiſter mit einem Geſpenſterſegen, öffnete die Tür, ſchlug ein großes Kreuz vor ſich und fing an den Teufel zu exorziſieren, der ſeiner Einbildung nach in dem ledigen Kerker tobte. Doch da

er die Spukerei näher betrachtete, erkannt' er seinen entwichenen Gefangenen, den Beutelschneider, und Kunz den Kerkermeister in Liegnitz. Jetzt wurd er innen, daß ihn Rübezahl wieder ad locum unde zurückspediert hatte. „Sieh da, Krauskopf!" redete ihn der Gerichtsfrohn an, „bist du wieder in deinen Käfig gehüpft? Woher des Landes?" — „Immer da zum Tor herein," antwortete Kunz, „bin des Herumlaufens müde, hab mich, wie Ihr seht, in Ruhe gesetzt und mein alt Quartier wieder aufgesucht, so Ihr mich beherbergen wollt." Obgleich niemand begreifen konnte, wie der Gefangene wieder in den Turm gekommen sei und wer ihm die Fesseln angelegt habe, so behauptete Kunz, der sein Abenteuer nicht wollte kund werden lassen, dennoch dreuste, er habe sich freiwillig wieder eingefunden, ihm sei die Gabe verliehen, nach Gefallen durch verschloßne Türen aus- und einzugehen, die Fesseln anzulegen und sich derselben, wenn er wolle, wieder zu entledigen; denn ihm sei kein Schloß zu feste. Durch diesen scheinbaren Gehorsam bewogen, verschonten ihn die Richter mit der verwirkten Strafe und legten ihm nur auf, so lange für den König zu karren, bis er sich nach Gefallen der Fesseln entledigen würde. Man hat aber nicht vernommen, daß er von dieser Verwilligung jemals Gebrauch gemacht hätte.

Die Gräfin Cecilie war indessen mit ihrer Begleitung glücklich und wohlbehalten im Karlsbad angelangt. Das erste, was sie tat, war, den Badearzt zu sich zu berufen und ihn wie gewöhnlich über ihren Gesundheitszustand und die Einrichtung der Kur zu konsultieren. Trat herein der weiland hochberühmte Arzt, Doktor Springsfeld aus Merseburg, der die güldene Quelle des Karlsbades nicht mit dem paradiesischen Fluß Pison würde vertauscht haben. „Sein Sie uns willkommen, lieber Doktor," riefen Mama und die holden Fräuleins ihm traulich und freudig entgegen. „Sie sind uns zuvor gekommen," fügte erstere hinzu, „wir vermuteten Sie

noch bei dem Herrn von Rieſental; aber, loſer Mann, warum haben Sie uns dort verſchwiegen, daß Sie der Badearzt ſind?" — „Ach, Herr Doktor," fiel Fräulein Hedwig ein, „Sie haben mir die Ader durchgeſchlagen, der Fuß ſchmerzt mich, ich werde hier nur hinken und nicht walzen können." Der Arzt ſtutzte, ſann lange hin und her und erinnerte ſich nicht, die Damen irgendwo geſehen zu haben. „Ihr Gnaden verwechſeln ohne Zweifel mich mit einem andern," ſprach er, „ich habe vordem nicht die Ehre gehabt, Ihnen perſönlich bekannt zu ſein; der Herr von Rieſental gehört auch nicht zu meiner Bekanntſchaft, und während der Kurzeit pfleg ich mich nie von hier zu entfernen." Die Gräfin konnte keinen andern Grund von dieſem ſtrengen Inkognito, das der Arzt ſo ernſthaft behauptete, ſich angeben, als daß er ganz gegen die Denkungsart ſeiner Kollegen für ſeine geleiſteten Dienſte nicht wollte belohnt ſein. Sie erwiderte lächelnd: „Ich verſtehe Sie, lieber Doktor; Ihre Delikateſſe geht aber zu weit, ſie ſoll mich nicht abhalten, mich für Ihre Schuldnerin zu bekennen und für Ihren guten Beiſtand dankbar zu ſein." Sie nötigte ihm darauf eine goldne Doſe mit Gewalt auf, die der Arzt jedoch nur als Vorausbezahlung annahm und, um die Dame als eine gute Kundin nicht unwillig zu machen, ihr nicht weiter widerſprach. Er erklärte ſich übrigens das Rätſel ganz leicht durch die mediziniſche Hypotheſe, daß die ganze gräfliche Familie von einer Art Kribelkrankheit befallen ſei, wobei ſeltſame und unbegreifliche Wirkungen der Imagination nichts Ungewöhnliches ſind, und verordnete viel gelinde Abführungen.

Doktor Springsfeld war keiner der unbehülflichen Ärzte, die außer der Gabe, ihre Pillen und Latwergen anzupreiſen, keine andere beſitzen, ſich ihren Patienten lieb und angenehm zu machen; er wußte ſeine Kunden mit artigen Geſchichtchen, Stadtneuigkeiten und kleinen Anekdoten wohl zu unterhalten

und ihre Lebensgeister dadurch aufzumuntern. Da er vom Besuch der Gräfin seine medizinische Ronde ging, gab er die sonderbare Entrevüe mit der neuen Kundschaft in jedem Besuchzimmer zum besten, ließ bei der oftmaligen Wiederholung die Sache unvermerkt wachsen und kündigte die Dame bald als eine Kranke, bald als Schweberin oder Seherin an. Man war begierig, eine so außerordentliche Bekanntschaft zu machen, und die Gräfin Cecilie wurde im Karlsbad das Märchen des Tages. Alles drängte sich in der Assemblee zu

ihr, da sie mit ihren schönen Töchtern zum erstenmal erschien. Es war ihr und den Fräuleins ein höchst überraschender Anblick, die ganze Gesellschaft hier anzutreffen, in welche sie vor einigen Tagen in dem Schlosse des Herrn von Riesental waren eingeführet worden. Der bebänderte Graf, der wohlbebauchte Domherr, der gelähmte Finanzrat fielen ihnen gleich zuerst in die Augen. Sie waren des steifen Zeremoniells überhoben, gegen Unbekannte sich zu beknicksen; es war für sie kein fremdes Gesicht im Saale. Mit freimütiger Unbefangenheit wendete sich die gesprächige Dame bald zu dem, bald zu jenem von der Gesellschaft, nennte jeden bei seinem Namen und Charakter, sprach viel vom Herrn von Riesental, bezog sich auf die bei diesem gastfreien Manne mit ihnen

allerseits gepflogenen Unterredungen und wußte sich nicht zu erklären, wohin das fremde und kalte Benehmen aller der Herrn und Damen deuten sollte, die vor kurzem so viel Freundschaft und Vertraulichkeit gegen sie geäußert hatten. Natürlich geriet sie auf den Wahn, das sei eine abgeredte Sache, und der Herr von Riesental würde der Schäkerei dadurch ein Ende machen, daß er unvermutet selbst zum Vorschein käm. Sie wollte ihm gleichwohl nicht den Triumph gönnen, über ihren Scharfsinn gesiegt zu haben, und gab dem bekrückten Finanzrat scherzweise den Auftrag, seine vier Füße in Bewegung zu setzen und den Obersten aus dem verborgenen Hinterhalt hervorzurufen und zu introduzieren.

Alle diese Reden bewiesen nach der Meinung der Badegesellschaft so sehr eine überspannte Phantasie, daß sie samt und sonders die Gräfin bemitleideten, die nach dem Urteil aller Anwesenden eine sehr vernünftige Frau schien und in ihren Reden und dem Gange der Gedanken nichts Ausschweifendes verriet, wenn ihre Phantasie nicht den Weg über das Riesengebürge nahm. Die Gräfin ihrerseits erriet aus den bedeutsamen Gesichtszügen, Winken und Blicken der um sie her versammleten Aristarchen, daß man sie schief beurteile und daß man wähne, ihre Krankheit habe sich aus den Gliedern ins Gehirn versetzt. Sie glaubte, die beste Widerlegung dieses kränkenden Vorurteils sei die aufrichtige Erzählung ihres Abenteuers auf der schlesischen Grenze. Man hörte sie mit der Aufmerksamkeit, mit der man ein Märchen anhört, das auf einige Augenblicke angenehm unterhält, davon man aber kein Wort glaubt. Sie hatte das Schicksal der Seherin Cassandra, welcher Apoll die Gabe der Wahrsagung verliehen, aber den Aussprüchen seiner spröden Priesterin, aus Verdruß über ihre wenige Gefälligkeit, die Glaubwürdigkeit entzogen hatte. „Wunderbar!“ riefen alle Zuhörer aus einem Munde, und sahen bedeutsam den Doktor Springsfeld an,

der verſtohlen die Achſel zuckte und ſich gelobte, die Patientin nicht eher ſeiner Pflege zu entlaſſen, bis das mineraliſche Waſſer das abenteuerliche Rieſengebürge aus ihrer Phantaſie rein würde weggeſpület haben. Das Bad leiſtete indeſſen alles, was der Arzt und die Kranke davon erwartet hatten. Da die Gräfin ſahe, daß ihre Geſchichte bei dem Karlsbader Iſrael wenig Glauben fand und ſogar ihren geſunden Menſchenverſtand verdächtig machte, redete ſie nicht mehr davon, und Doktor Springsfeld unterließ nicht, dieſes Schweigen den Heilkräften des Bades zuzuſchreiben, das doch auf eine ganz andere Art gewirket und die Gräfin aller Gichter und Gliederſchmerzen entlediget hatte.

Nachdem die Badekur geendiget war, die ſchönen Fräuleins ſich genug hatten begaffen und bewundern laſſen, den lieblichen Weihrauch der Schmeichelei von den ſüßen Herren reichlich eingeatmet, und ſich ſatt und müde gewalzet hatten, kehrten Mutter und Töchter nach Breslau zurück. Sie nahmen mit gutem Vorbedacht den Weg wieder durchs Rieſengebürge, um dem gaſtfreien Oberſten Wort zu halten, bei der Rückreiſe bei ihm vorzuſprechen, denn von ihm hoffte die Gräfin Auflöſung des ihr unbegreiflichen Rätſels, wie ſie zur Bekanntſchaft der Badegeſellſchaft gelangt ſei, die ſich ſo wildfremd gegen ſie gebärdete, und wodurch das ſeltſame Alibi wäre veranlaßt worden, das ſich nicht bunter träumen ließ. Aber niemand wußte den Weg nach dem Schloſſe des Herrn von Rieſental nachzuweiſen, noch war der Beſitzer zu erfragen, deſſen Name ſogar weder diesſeit noch jenſeit des Gebürges bekannt war. Dadurch wurde die verwunderte Dame endlich überzeugt, daß der Unbekannte, der ſie in Schutz genommen und beherbergt hatte, kein andrer geweſen ſei als Rübezahl, der Berggeiſt. Sie geſtund, daß er das Gaſtrecht auf eine edelmütige Art an ihr ausgeübt hätte, verzieh ihm ſeine Neckerei mit der Badegeſellſchaft und glaubte

nun von ganzem Herzen an die Exiſtenz der Geiſter, ob ſie gleich um der Spötter willen Bedenken trug, ihren Glauben vor der Welt offenbar werden zu laſſen.

Seit der Viſion der Gräfin Cecilie hat Rübezahl nichts mehr von ſich hören laſſen. Er kehrte in ſeine unterirdiſchen Staaten zurück, und da bald nach dieſer Begebenheit der große Erdbrand ausbrach, der Liſſabon und nachher Quatimala zerſtörte, ſeitdem immer weiter fortgewütet und ſich neuerlich bis an die Grundveſte des deutſchen Vaterlandes verbreitet hat: ſo fanden die Erdgeiſter ſo viel Arbeit in der Tiefe, den Fortgang der Feuerſtröme zu hemmen, daß ſich ſeitdem keiner mehr auf der Oberfläche der Erde hat blicken laſſen. Denn daß die Weisſagung des Buchs Chevila nicht in Erfüllung gegangen und der berüchtigte Seher in Zellerfeld ein Lügenprophet worden iſt; daß die Länder am Rhein und Neckarſtrom auf ihrer alten Erdſcholle noch ſo grund- und bodenfeſte ſtehn, als der Brocken und das Rieſengebürge, und daß die Herren von Hirſchberg noch keine Flotte in See ſtechen laſſen und an dem amerikaniſchen Seekrieg Anteil genommen haben: das iſt das Werk der wachſamen Gnomen und ihrer unermüdeten Arbeit.

Richilde

Bunderich der Pfaffenfreund, Graf von Brabant, lebte um die Zeit der Kreuzzüge mit so exemplarischer Frömmigkeit, daß er den Namen des Heiligen so gut verdient hätte, als Kaiser Heinrich der Hinker; seine Hofburg sah einem Kloster ähnlich, man hörte da keine Sporen klirren, keine Rosse wiehern, keine Waffen rauschen, aber die Litaneien andächtiger Mönche und das Geklingel der Silberglocken tönten ohn Unterlaß durch die Hallen seines

Palaſtes. Der Graf verſäumte keine Meſſe, wohnte fleißig den Prozeſſionen bei und trug eine geweihte Wachskerze, wallfahrtete auch an alle heilige Orter, wo Ablaß erteilt wurde, auf drei Tagereiſen weit rings um ſein Hoflager. Dadurch erhielt er die Politur ſeines Gewiſſens ſo rein und unbefleckt, daß auch kein ſündlicher Hauch daran haften konnte; dennoch wohnte bei dieſer großen Gewiſſensruhe keine Zufriedenheit in ſeinem Herzen, denn er lebte in kinderloſer Ehe und beſaß gleichwohl große Schätze und Renten. Dieſe Unfruchtbarkeit nahm er für eine Strafe des Himmels an, weil ſeiner Meinung nach ſeine Gemahlin zuviel eiteln Weltſinn habe.

Die Gräfin grämte ſich innerlich über dieſen frommen Wahn. Obgleich die Andächtelei eben nicht ihre Paſſion war, ſo wußte ſie doch nicht eigentlich, wodurch ſie das Strafgericht der Unfruchtbarkeit verdienet haben ſollte, denn die Fruchtbarkeit iſt ja nicht eben eine Prämie der weiblichen Tugend. Indeſſen verabſäumte ſie nichts, den Himmel, wenn die Vermutung ihres Gemahls allenfalls Grund haben ſollte, durch Faſten und Kaſteien zu verſöhnen, aber dieſe Bußübungen wollten nicht anſchlagen, und ihre Taille wurde bei dem ſtrengen Regime nur immer ſchlanker. Zufälligerweiſe traf ſich's, daß Albertus Magnus, als er auf Befehl Gregor des Zehnten von Köln aufs Konzilium nach Lyon zog, ſeinen Weg durch Brabant nahm und beim Grafen einſprach, deſſen Gaſtfreigebigkeit gegen die Kleriſei keine Grenzen hatte. Er empfing ſeinen Gaſt nach Standesgebühr und Würden*, ließ ſich auch von ihm eine Meſſe leſen, für die er hundert Goldſtücke zahlte. Die Gräfin wollte ihrem Gemahl an Freigebigkeit nicht nachſtehen, darum ließ ſie ſich gleichfalls eine Meſſe leſen und zahlte dafür hundert Goldgülden, nicht minder be-

* Albertus war aus dem Geſchlecht der Grafen von Bolſtädt in Schwaben. Er war Biſchof in Regensburg geweſen, hatte dieſer Würde aber entſagt aus Liebe zu den Wiſſenſchaften.

gehrte ſie an den ehrwürdigen Dominikaner, daß er ſie Beicht hören möchte, wo ſie ihm das Anliegen wegen ihrer Unfruchtbarkeit offenbarte und getröſtet von ihm hinwegging. Er unterſagte der betrübten Beichttochter alle Pönitenz und ferneres Kaſteien, ſchrieb ihrem Herrn und ihr eine reichlichere Diät vor und verhieß mit prophetiſchem Geiſte, daß ſie, eh er noch vom Konzilium zurückkehrte, mit Leibesfrucht würde geſegnet ſein. Die Prophezeiung traf ein: bei der

Wiederkehr von Lyon fand Albertus in den Armen der erfreuten Gräfin ein zartes Fräulein, der holden Mutter Ebenbild, welche allen Heiligen dankte, daß ihre Schmach nun von ihr genommen war. Vater Gunderich hätte zwar einen männlichen Erben lieber ankommen ſehen, aber weil das kleine Geſchöpf ſo niedlich und freundlich war und ihm ſo unſchuldsvoll entgegenlachte, trug er's oft auf den Armen und hatte große Freude daran. Weil nun der Graf in den Gedanken ſtund, der fromme Albertus habe ihm dieſen Eheſegen vom Himmel erbeten, ſo erdrückt' er ihn ſchier mit Wohltaten, und bei ſeinem Abzug verehrt' er ihm ein prächtiges Meßgewand, wie der Erzbiſchof von Toledo keins in ſeiner geiſt-

lichen Garderobe haben mag. Die Gräfin bat um Alberts Benediktion für ihr Töchterlein, und er erteilte solche mit einer Inbrunst und Teilnehmung, daß die Lästerchronik des Hofs dadurch Anlaß nahm, allerlei zu munkeln, was die Genealogisten über die Abkunft des Fräuleins hätte irreführen können; doch Vater Gunderich nahm keine Notiz von dem Gerede und ließ alles gutmütig beim gleichen bewenden.

Albertus Magnus war ein sonderbarer Mann, der bei seinen Zeitgenossen in zweideutigem Rufe stund. Einige hielten ihn für einen Heiligen, als irgendeiner im Kalender zu finden ist, andre schrien ihn für einen Schwarzkünstler und Teufelsbanner aus, noch andre sprachen, er sei keins von beiden, sondern ein hochgelahrter Philosophus, der die Natur beschlichen und ihr alle Geheimnisse abgewonnen habe. Er verrichtet' auch wunderbare Dinge, darob männiglich erstaunte; denn als Kaiser Friedrich der Zweite begehrte, seine Künste zu schauen, lud er ihn im Eismonat zu Köln am Rhein auf ein Frühstück in den Klostergarten ein und gab ihm ein Schauspiel, das seinesgleichen nicht hatte. Hyazinthen und Tulpen stunden da im schönsten Flor, einige Obstbäume blüheten, andre trugen reife Früchte, die Nachtigallen ließen sich nebst der Grasemücke im Gebüsche hören, und die fröhlichen Stechschwalben schwirrten hoch in der Luft um den Klosterturm. Wie der Kaiser das alles gnug bewundert hatte, führt' er ihn nebst seinen Höflingen an ein Traubengeländer, gab jedem Gast ein Messer in die Hand, sich eine reife Traube abzuschneiden, doch gebot er's nicht eher zu tun, bis er's ansagen würde; aber plötzlich nahm er die künstliche Täuschung hinweg, da ergab sich, daß jeder Gast seine eigne Nase erfaßt und das Messer angesetzt hatte, sie abzuschneiden, welcher Schwank Friedrichen so zu lachen machte, daß er den kaiserlichen Bauch halten mußte. Wenn das mit rechten Dingen zuging, so war's traun ein Stück, welches weder der

postiſche Profeſſor Pinetti, noch Philadelphia der Jud* dem Tauſendkünſtler Albertus nachzutun vermochten.

Nachdem der ehrwürdige Dominikaner der kleinen Richilde die geiſtliche Benediktion erteilt hatte und nun von hinnen ziehn wollte, begehrte die Gräfin noch ein Andenken für ihr Töchterlein, eine Reliquie, ein Agnusdei, ein Amulett oder einen Segen fürs Fräſch und Herzgeſpann. Albertus ſchlug ſich vor die Stirn und ſprach: „Ihr erinnert wohl, edle Frau, ſchier hätt ichs aus der Acht gelaſſen, Euer Fräulein mit einer Gabe zu bedenken; aber laßt mich allein und ſaget mir genau an, zu welcher Stunde das Fräulein zuerſt die vier Wände beſchrien hat.“ Darauf verſchloß er ſich neun Tage lang in eine einſame Klauſe und laborierte fleißig, daß er ein Kunſtſtück zuwege brächte, dabei ſich die kleine Richilde ſeiner erinnern möchte.

Wie der Kunſtmeiſter das Werk vollendet hatte und merkte, daß es wohl gediehen ſei, bracht er's insgeheim zur Gräfin, ſagt' ihr an alle Tugend und Wirkung ſeines Machwerks, gab ihr Beſcheid und Unterricht, wie's zu gebrauchen ſei und wie ſie die Tochter, wenn ſie heranwüchs, von Nutz und Brauch des Werks belehren ſollt, nahm freundlichen Abſchied und ritt davon. Die Gräfin, hocherfreut über die Gabe, nahm die magiſche Heimlichkeit und verbarg ſie in der Schublade, wo ſie ihre Kleinodien verwahrte. Gunderich der Pfaffenfreund lebte noch einige Jahre in weltentflohner Abgeſchiedenheit in ſeiner Burg, ſtiftete viel Klöſter und Kapellen und legte dennoch einen großen Teil ſeiner Renten zum Brautſchatz des lieben Töchterleins bei, denn das Lehn war einem Agnaten verſchrieben. Wie er ſpürte, daß es mit ihm bald zu Ende gehen würde, ließ er ſich ein Mönchskleid anlegen und verſchied darin mit den hoffnungsvollſten Anſprüchen auf das Recht der Maskenfreiheit im ewigen Leben. Die Gräfin

* Zwei bekannte herumziehende Taſchenſpieler.

wählte ein Nonnenkloſter zum Witwenaufenthalt und wendete ihre ganze Tätigkeit auf die Erziehung ihrer Tochter, welche ſie, ſobald ſie volljährig ſein würde, ſelbſt in die große Welt einführen wollte. Ehe ſie das bewerkſtelligen konnte, wurde ſie vom Tode übereilt, eben zu der Zeit, da das Fräulein mit dem funfzehnten Jahre ihres Lebens im Blütenmond der weiblichen Schönheitsepoke eintrat.

Die gute Mutter ſträubte ſich anfangs mit einigem Unwillen gegen die ungelegene Trennung von der ſchönen Richilde, in der ſie noch einmal aufzuleben gedachte; doch als ſie vermerkte, daß ihr Stündlein vorhanden ſei, unterwarf ſie ſich ſtandhaft dem Geſetz des alten Bundes und ſchickte ſich zur Heimfahrt. Sie rief ihre Tochter beiſeits, hieß ihr die milden Zährlein trocknen und redete zum Valet alſo: „Ich verlaſſe Euch, geliebte Richilde, zu einer Zeit, wo Euch der mütterliche Beiſtand am nötigſten tut; aber kümmert Euch nicht, der Verluſt einer guten Mutter ſoll Euch durch einen treuen Freund und Ratgeber erſetzt werden, der, wenn Ihr weiſe und klug ſeid, Eure Schritte leiten wird, daß Ihr nie irre gehet. Dort in der Schublade, die meine Juwelen aufbewahrt, befindet ſich ein natürlich Geheimnis, welches Ihr nach meinem Ableben in Empfang nehmen ſollt. Ein hocherfahrner Philoſophus, genannt Albertus Magnus, der an der Freude über Eure Geburt großen Anteil nahm, hat ſolches unter einer gewiſſen Konſtellation verfertiget und mir anvertraut, Euch den Gebrauch desſelben zu lehren. Dieſes Kunſtwerk iſt ein metalliſcher Spiegel, in einen Rahmen von gediegenem Golde gefaßt. Er hat für die, welche hineinſchauen, alle Eigenſchaften eines gemeinen Spiegels, die Geſtalten getreu zurückzugeben, die er empfängt. Aber für Euch iſt ihm außer dieſem Gebrauch auch noch die Gabe verliehen, alles, warum Ihr ihn befragt, in deutlichen, redenden Bildern darzuſtellen, ſobald Ihr den Spruch ausſprecht,

welchen Euch dieſes Gedankentäflein, das Ihr hier empfangt, nachweiſen wird. Hütet Euch, ihn nie aus Vorwitz und Neugier zu konſultieren oder ihm unbeſonnen das zukünftige Schickſal Eures Lebens abzufragen. Betrachtet dieſen wunderbaren Spiegel als einen achtungswerten Freund, den man mit nichtswürdigen Fragen zu ermüden ſich ſcheuet, an dem man aber in den wichtigſten Angelegenheiten des Lebens immer einen treuen Ratgeber findet. Darum ſeid weiſe und vorſichtig beim Gebrauch und wandelt auf den Wegen der Tugend, damit der blanke Spiegel nicht, durch den vergifteten Hauch des Laſters angewehet, vor Eurem Angeſicht erblinde.“ Nachdem die ſterbende Mutter dieſen Schwanengeſang vollendet hatte, umfaßte ſie die jammernde Richilde, empfing den heiligen Chriſam, kämpfte flugs ihren Todeskampf und verſchied.

Das Fräulein empfand tief in ihrem Herzen den Verluſt der zärtlichen Mutter, hüllte ſich in Trauerkleider und verweinte eins der ſchönſten Lebensjahre zwiſchen den Mauren der klöſterlichen Klauſur in Geſellſchaft der ehrwürdigen Domina und der frommen Kloſterſchweſtern, ohne einmal den zeitlichen Nachlaß ihrer Mutter nachzuſehen oder in den geheimnisvollen Spiegel zu ſchauen. Die Zeit milderte nach und nach dieſe kindlichen Schmerzensgefühle, der Tränenquell verſiegte, und wie das Herz des Fräuleins durch Leidensergießung keine Beſchäftigung mehr fand, fühlte ſie in der einſamen Zelle das Ungemächliche der Langenweile. Sie beſuchte oft das Sprachgemach, fand unvermerkt Geſchmack, mit den Tanten und Vettern der Nonnen zu koſen, und die letztern waren ſo eifrig, den frommen Couſinen aufzuwarten, daß ſie ſich ſcharenweiſe ans Gitter drängten, wenn die ſchöne Richilde im Sprachzimmer war. Es fanden ſich viel ſtattliche Ritter ein, die der ungeſchleierten Koſtgängerin viel Schönes ſagten. Und in dieſen Schmeicheleien lag das erſte

Samenkorn der Eitelkeit, welches hier auf kein unfruchtbar Land fiel, ſondern bald Wurzel ſchlug und aufkeimte. Fräulein Richilde bedachte, daß es draußen im Freien beſſer ſei als in dem Käfig hinter dem eiſernen Gitter. Sie verließ das Kloſter, richtete ihre Hofſtatt zu, nahm wohlſtandshalber eine Aja zur Ehrenhüterin an und trat mit Glanz in die große Welt ein. Der Ruf ihrer Schönheit und Sittſamkeit breitete ſich aus gegen die vier Winde des Himmels. Viel Prinzen und Grafen kamen von fernen Landen, ihr den Hof zu machen. Der Tagus, die Seine, der Po, die Themſe und der Vater Rhein ſchickten ihre Heldenſöhne nach Brabant, der ſchönen Richilde zu huldigen. Ihr Palaſt ſchien ein Feenſchloß zu ſein; die Fremden genoſſen da der beſten Aufnahme und unterließen nicht, die Höflichkeiten der reizenden Beſitzerin mit den feinſten Schmeicheleien zu erwidern. Es verging kein Tag, wo nicht die Hofſtechbahn mit einigen wohlgerüſteten Rittern beſetzt war, die durch ihre Wappenkönige auf den Märkten und an den Eckhäuſern der Stadt die Herausforderung verkünden ließen: wer die Gräfin von Brabant nicht für die ſchönſte Dame ihrer Zeitgenoſſenſchaft erkenne oder das Gegenteil zu behaupten ſich erdreuſte, ſolle ſich in den Schranken des Turnierplatzes einfinden und mit den Waffen ſeine Behauptung gegen die Paladins der ſchönen Richilde erhärten. Gemeiniglich meldete ſich niemand oder, wenn man ja an einem Hoffeſte gern ſtechen wollte und einige Ritter ſich bereden ließen, die Ausforderung anzunehmen und der Dame ihres Herzens den Preis der Schönheit zuzueignen, ſo geſchahe das nur zum Schein. Die Delikateſſe der Ritter erlaubte ihnen nie, den Champion der Gräfin aus dem Sattel zu heben; ſie brachen ihre Lanzen, erkannten ſich überwunden und geſtunden der jungen Gräfin den Preis der Schönheit zu, welches Opfer ſie mit jungfräulicher Sittſamkeit anzunehmen pflegte.

Bisher war es ihr noch nicht eingefallen, den magischen Spiegel zu konsultieren, sie brauchte ihn nur als einen gemeinen Spiegel, um ihren Kopfputz dadurch zu prüfen, ob die Jungfrauen sie zu ihrem Vorteil aufgesetzt hätten. Eine Frage hatte sie sich noch nicht erlaubt, entweder weil ihr zurzeit noch kein kritischer Umstand vorgekommen war, der eines Ratgebers bedurft hätte, oder weil sie zu scheu war und befürchtete, ihre Frage könnte vorwitzig und unbesonnen sein, und der blanke Spiegel dürfe darüber erblinden. Unterdessen machte die Stimme der Schmeichelei ihre Eitelkeit immer mehr rege und erzeugte in ihrem Herzen den Wunsch, das in der Tat zu sein, was das Gerüchte ihr tagtäglich laut in die Ohren gellete; denn sie besaß die so seltne Penetration der Großen, in die Sprache ihrer Höflinge ein gerechtes Mißtrauen zu setzen. Einem aufblühenden Mädchen, wes Standes und Würden sie sei, ist die Frage über ihre Wohl- oder Mißgestalt ein so wichtiges Problem, als einem orthodoxen Kirchenlehrer die Frage über die vier letzten Dinge. Daher war eben nicht zu verwundern, daß die schöne Richilde Lehr und Unterricht begehrte über eine Materie, die ihrer Wißbegierde so interessant war; und von wem konnte sie hierüber sichrere und ungezweifeltere Auskunft erwarten, als von ihrem unbestechlichen Freunde, dem Spiegel? Nach einiger Überlegung fand sie die Anfrage so gerecht und billig, daß sie kein Bedenken trug, solche an die Behörde gelangen zu lassen. Sie verschloß sich eines Tages in ihr Gemach, trat vor den magischen Spiegel und hob ihren Spruch an:

Spiegel blink, Spiegel blank,
Goldner Spiegel an der Wand,
Zeig mir an die schönste Dirn
in Brabant.

Behend zog sie den seidenen Vorhang auf, blickte hinein und sah darinne mit großer

Zufriedenheit ihre eigne Gestalt, welche ihr der Spiegel unbefragt schon gar oft gezeiget hatte. Darüber war sie hocherfreut in ihrer Seele, ihre Wangen färbten sich höher, und die Augen funkelten vor Vergnügen, aber ihr Herz wurde stolz und hoffärtig wie das Herz der Königin Vasthi. Die Lobsprüche über ihre Wohlgestalt, die sie vorher mit Bescheidenheit und sanftem Erröten angenommen hatte, begehrte sie nun als einen rechtmäßigen Tribut. Auf alle Jungfrauen des Landes sah sie mit Stolz und Verachtung herab, und wenn von ausländischen Fürstentöchtern die Rede war und irgendeine ihrer Schönheit wegen gepriesen wurde, fuhrs ihr durchs Herz, sie verzog den Mund und bekam Vapeurs. Die Höflinge, die bald die Schwachheit ihrer Gebieterin wahrnahmen, schmeichelten und heuchelten ihr aufs unverschämteste und medisierten über die ganze weibliche Welt, daß sie außer ihrer Herrschaft keiner Dame für einen Deut Ehre ließen, wenn sie im Rufe der Schönheit war. Selbst die berühmten Schönheiten der Vorwelt, die doch seit vielen hundert Jahren verblühet waren, wurden nicht verschont und mußten sich aufs schärfste kritisieren lassen. Die schöne Judith war zu plump und vierschrötig, wenigstens nach dem Malerkostüm, das ihr von undenklichen Zeiten her die robuste Gestalt eines Schlächterweibes attribuiert, wenn sie den krausbärtigen Kapitän Holofernes entgurgelt; die schöne Esther war ihnen zu rachsüchtig, weil sie die zehn hübschen Jungen des Exministers Hamans, die doch nichts verschuldet hatten, henken ließ; von der schönen Helena hieß es, sie sei ein artiger Rotkopf gewesen und habe aller Vermutung nach Sommersprossen gehabt; an der Königin Kleopatra wurde der kleine Mund gelobt, aber die wulstig aufgeworfenen Lippen und die hochstehenden ägyptischen Ohren, die Professor Blumbach noch vor kurzem an den Mumien bemerkt haben will, getadelt; die Königin Thalestris mußte

bei aller Gelegenheit wegen der nach amazonischer Gewohnheit zerstörten rechten Brust herhalten, und ihre schiefe Taille, welche sich bei diesem wesentlichen Schönheitsmangel nicht verhehlen ließ, wollte kein Höfling goutieren, weil der künstliche Panzer der ausgepolsterten Schnürbrüste, die so manchen weiblichen Mangel bedecken, damals noch nicht erfunden war.

Die schöne Richilde galt an ihrem Hofe für das einige und höchste Ideal der weiblichen Schönheit, und weil sie laut Zeugnis des magischen Spiegels in der Tat die schönste Dame in Brabant war und überdem großen Reichtum besaß, nebst vielen Städten und Schlössern, so gebrach es ihr nicht an illüstren Eheverbern; sie zählte deren mehr als weiland Dame Penelope und wußte sie so fein und trüglich mit süßer Hoffnung hinzuhalten, als nachher die Königin Elisabeth. Alle Wünsche, die sich die Töchter Teuts in unseren Tagen zu erträumen pflegen, bewundert, fetiert, angebetet zu sein, in der Reihe ihrer Gespielen hervorzustechen und über alle andre wegzuglänzen, wie der liebliche Mond unter den kleinen Sternen, einen Nimbus von Bewunderern und Anbetern um sich zu haben, die bereit sind, für ihre Dame nach alter Sitte auf der Stechbahn das Leben aufzuopfern und auf ihr Geheiß auf Abenteuer auszuziehn und Riesen und Zwerge für sie einzuhaschen, oder nach heutigem Brauch zu weinen, zu girren, zu winseln, trübsinnig in den Mond zu schauen, zu rasen, vor Liebeswut Gift zu fressen, sich den Hals abzustürzen, ins Wasser zu rennen, sich aufzuhängen, die Gurgel abzuschneiden, oder ehrsamer eine Kugel sich durchs Hirn zu jagen: alle diese Träume schwindelnder Mädchen wurden bei der Gräfin Richilde realisiert. Ihre Reize hatten schon manchem jungen Rittersmann das Leben gekostet, und bei manchem unglücklichen Prinzen hing das Hochgefühl geheimer Liebesqual nur noch zwischen Haut und Knochen. Die grausame Schöne weidete sich insgeheim an den Opfern, die sie

ihrer Eitelkeit täglich ſchlachtete, und die Martern dieſer Unglücklichen ergötzten ſie mehr als die ſanften Gefühle der beglückenden Liebe. Ihr Herz hatte bisher nur leichte Eindrücke einer überhingehenden Leidenſchaft empfunden; ſie wußte eigentlich ſelbſt nicht, wem es angehörte, es ſtund jedem ſeufzenden Damon offen, aber nach der Regel des Gaſtrechts gemeiniglich nicht länger als drei Tage. Wenn ein neuer An-

kömmling davon Beſitz nahm, ſo wurde der zeitige Inhaber kaltſinnig dimittieret. Der Graf von Artois, der von Flandern, von Brabant, von Hennegau, der von Namur, von Geldern, von Gröningen, kurz alle ſiebenzehn niederländiſche Grafen, mit Ausnahme einiger, die bereits vermählt oder ſchon Greiſe waren, buhlten um das Herz der ſchönen Richilde und begehrten ſie zur Gemahlin.

Die weiſe Aja fand, daß es mit der Koketterie ihrer jungen Herrſchaft nicht lange Beſtand haben könne; ihr guter Ruf ſchien ſich zu mindern, und es war zu befürchten, daß die

plantierten Freier ihre Schmach an der schönen Spröden rächen möchten. Sie tat ihr deshalb wohlmeinenden Vorhalt und nötigte ihr das Versprechen ab, binnen drei Tagen sich einen Gemahl zu wählen. Über diesen Entschluß, der öffentlich bei Hofe bekannt gemacht wurde, erfreuten sich alle Brautwerber höchlich, jeder Kompetent hoffte, das Los der Liebe werde ihn treffen. Sie vereinigten sich, die Wahl, sie begünstige, wen sie wolle, gutzuheißen und mit gesamter Hand solche aufrecht zu erhalten. Die strenge Aja hatte mit ihrer wohlgemeinten Zudringlichkeit indessen nichts weiter gefruchtet, als der schönen Richilde drei schlaflose Nächte zu machen, ohne daß das Fräulein, da der dritte Morgen herandämmerte, mit ihrer Wahl weitergekommen war als in der ersten Stunde. Sie hatte binnen der dreitägigen Frist unzählige Mal ihre Freierliste durchgemustert, geprüft, verglichen, gesondert, gewählt, verworfen, von neuem gewählt, von neuem verworfen und zehnmal gewählt und zehnmal verworfen; und durch alles Dichten und Denken war nichts erhalten als ein bleicher Teint und ein Paar matte, getrübte Augen.

In Herzensangelegenheiten ist der Verstand immer ein armseliger Schwätzer, der mit seinem kalten Räsonnement das Herz so wenig erwärmt, als ein ungeheizter Kamin ein Gemach. Des Fräuleins Herz nahm keinen Teil an den Beratschlagungen und verweigerte seinen Assent zu allen Motionen des Sprechers im Oberhause des Kopfes, darum konnte auch keine Wahl zu Recht bestehen. Mit großer Aufmerksamkeit wog sie Geburt, Verdienst, Reichtum und Ehre ihrer Eheprätendenten; aber keine dieser rühmlichen Eigenschaften interessierten sie, und ihr Herz schwieg. Sobald sie indessen die Wohlgestalt der Freier mit in Anschlag brachte, gabs darin einen sanften Anklang. Die menschliche Natur hat sich seit dem halben Jahrtausend, welches von dem Zeitalter

der schönen Richilde bis auf uns verflossen ist, nicht um ein Haarbreit geändert. Gebt einem Mädchen aus dem achtzehnten oder aus dem dreizehnten Jahrhundert einen weisen, verständigen, tugendhaften Mann, mit einem Worte einen Sokrates zum Ehewerber, und stellt neben ihn einen schönen Mann, einen Adonis, Ganymed oder Endymion und laßt ihr die Wahl, ihr könnt hundert gegen eins wetten, daß sie an dem ersten kaltsinnig vorbeigehet und einen von den letzten wählt. Gerade so die schöne Richilde! Unter ihren Ehewerbern fanden sich verschiedene wohlgestaltete Männer; es kam darauf an, den schönsten daraus zu wählen. Die Zeit war über diesen Konsultationen verlaufen, der Hof versammelte sich in Gala, die Grafen und edlen Ritter kamen schon im vollen Ornat angeschritten, die Entscheidung ihres Schicksals mit Herzpochen erwartend. Das Fräulein befand sich in keiner geringen Verlegenheit; ihr Herz weigerte sich, ungeachtet der Zudringlichkeiten des Verstandes, zu entscheiden. Ein Weg mußte gleichwohl ins Holz gehen. Sie sprang hastig von ihrem Sofa auf, trat vor den Spiegel, solchen also ratfragend:

piegel blink, Spiegel blank,
Goldner Spiegel an der Wand,
Zeig mir an den schönsten Mann
in Brabant.

Es war also hier nicht die Frage von dem besten, das ist von dem tugendhaftesten, dem treuesten und zärtlichsten Manne, sondern von dem schönsten. Der Spiegel antwortete, wie er gefragt worden war; als sich der seidne Vorhang hob, präsentierte sich gar anschaulich auf der wassergleichen Oberfläche ein stattlicher Ritter in vollem Harnisch, doch ungehelmt, schön wie der jugendliche Adonis, da er der holden Cythere das Herz stahl. Sein Haar wallte in geflammten, kastanienfarbnen Locken die Scheitel herab, die schmalen und dichten Augenbraunen ahmten die Gestalt des

Regenbogens nach, aus seinem Feuerauge blitzte Kühnheit und Heldenmut, die männlich braune, mit Rot tingierte Wange glühete von Wärme und Gesundheit; die sanft sich erhebende Oberlippe des Purpurmundes schien einem gefühlvollen Kuß entgegen zu streben, und die volle Wade strotzte von Rüstigkeit und Manneskraft. Sobald das Fräulein den herrlichen Ritter erblickte, wachten auf einmal in ihrer Seele die annoch schlafenden Gefühle der Liebe auf, sie trank aus seinen Augen Wonne und Entzücken und tat das feierliche Gelübde, keinem andern Mann als diesem ihre Hand zu geben. Nur nahm sie groß Wunder, daß die Gestalt des schönen Ritters ihr ganz unbekannt und fremde war; sie hatte ihn nie an ihrem Hofe gesehen, obgleich nicht leicht ein junger Kavalier in Brabant sein mochte, der solchen nicht besucht hatte. Sie beschauete deshalb die Merkzeichen seiner Rüstung und die Livrei derselben genau, stund eine Stunde lang vor dem Spiegel und verwendete kein Auge von der interessanten Gesichtsform, welche sie darin erblickte, jeder Zug, die ganze Attitüde und die kleinste Eigenheit, die sie wahrnahm, ging in ihre Seele über.

Unterdessen wurde es laut im Vorgemache, die Aja und das Frauenzimmer harreten, daß ihre Herrschaft hervortreten sollte; das Fräulein ließ endlich mit Unwillen den Vorhang

fallen, öffnete die Tür und, wie sie die Aja erblickte, umarmte sie die ehrwürdige Dame und sprach mit liebreicher Gebärde: „Ich hab ihn funden, den Mann meines Herzens, freuet euch mit mir, ihr Lieben: der schönste Mann in Brabant ist mein! Der heilige Bischof Medardus, mein Schutzpatron, ist mir diese Nacht im Traum erschienen, hat diesen Gemahl, vom Himmel auserkoren, mir zugeführt und im Beisein der heiligen Jungfrau und vieler himmlischen Zeugen mir angetraut.“ Diese fromme Lüge erfand die schlaue Richilde aus dem Stegreif, denn das Geheimnis des magischen Spiegels wollte sie nicht offenbaren, und außer ihr wars keinem Sterblichen kund. Die Hofmeisterin, hocherfreut über den Entschluß ihrer jungen Herrschaft, fragte mit Begier, wer der glückliche Prinz sei, vom Himmel erkoren, die schöne Braut heimzuführen. Alle edlen Frauen des Hofes spitzten das Ohr und rieten in Gedanken gar scharfsinnig bald auf den, bald auf jenen wackern Ritter, meinten all, sie hättens getroffen und raunten eine der anderen den Namen des vermeinten Ehekandidaten etwas vorlaut ins Ohr. Aber die schöne Richilde, nachdem sie ihre Lebensgeister etwas gesammlet hatte, tat ihren Mund auf und sprach: „Meinen Sponsen namentlich euch anzuzeigen oder zu sagen, wo er hause, steht nicht in meiner Macht; er ist nicht unter den Fürsten und Edlen meines Hofes, hab ihn auch nie mit Augen gesehen, aber seine Gestalt schwebt meiner Seele vor, und wenn er kommt, mich heimzuführen, werd ich ihn nicht verkennen.“

Über diese Rede wunderte sich die weise Aja und alle Damen nicht wenig, vermeinten, das Fräulein habe diesen Fund erdacht, der abgenötigten Wahl eines Gemahls auszuweichen; aber sie beharrete bei ihrer Erklärung standhaft, keinen anderen Sponsen sich aufdringen zu lassen, als den ihr der fromme Bischof Medardus im Traum angetrauet habe.

Die Ritter hatten bei dieſer Kontroverſe lang' im Vorgemach geharret und wurden nun eingelaſſen, ihre Sentenz zu vernehmen. Die ſchöne Richilde trat auf, hielt einen herrlichen Sermon mit vieler Würde und Anſtand und beſchloß mit dieſer Apoſtrophe: „Vermeinet nicht, edle Herren, daß ich mit trügeriſchen Worten zu euch rede, ich will euch Anzeige tun von der Geſtalt und den Merkzeichen der Waffen des unbekannten Ritters, ob jemand ſei, der mir Bericht gebe, wer er ſei und wo er zu finden iſt.“ Hierauf beſchrieb ſie die Geſtalt desſelben vom Kopf zum Fuß und fügte noch hinzu: „Sein Harniſch iſt gülden, laſurblau verſchmelzt, auf dem Schilde ſchreitet ein ſchwarzer Löwe in ſilbernem, mit roten Herzen beſtreuetem Felde, und die Livrei ſeiner Feldbinde und des Wehrgehänges iſt die Farbe der Morgenröte, Pfirſichblüt und Orangengelb.“ Als ſie ſchwieg, nahm der Graf von Brabant, des Landes Erbe, das Wort und ſprach: „Wir ſind nicht hie, geliebte Baſe, mit Euch zu rechten; Ihr habt freie Macht und Willkür, zu tun, was Euch gefällt. Uns genügt, Eure Meinung zu wiſſen, daß Ihr uns ehrlich verabſchiedet und nicht weiter mit trüglicher Hoffnung täuſchen möget, dafür gebühret Euch billig Dank. Was aber den ehrenfeſten Ritter anbelangt, den Ihr im Traum geſehen habt und von welchem Ihr wähnet, daß er vom Himmel Euch zum ehelichen Gemahl beſchieden ſei, ſo mag ich Euch nicht verhalten, daß mir derſelbe wohlbekannt und mein Lehnsmann iſt; denn nach Eurer Beſchreibung und den Merkzeichen ſeiner Livrei kann das kein andrer ſein als Graf Gombald von Löwen; doch der iſt bereits beweibt und kann nicht der Eure werden.“ Bei dieſen Worten entfärbte ſich die Gräfin, daß ſie dachte umzuſinken. Sie hatte nicht vermutet, daß ihr der Spiegel den Streich ſpielen und einen Mann darſtellen würde, deſſen geſetzmäßiger Liebe ſie nicht teilhaftig werden konnte, auch hatte ſie keinen Arg, daß der ſchönſte Mann in Brabant

andere Fesseln als die ihrigen tragen könnte. Bei so bewandten Umständen kam der heilige Medardus ziemlich ins Gedränge, daß er mit seinen geistlichen Pflegetöchtern solch Possenspiel treibe und sie in verbotner Liebesglut entbrennen lasse. Dennoch wollte die Gräfin ihren Schutzpatron bei Ehren erhalten und behauptete, ihr Traumgesicht könne viel-

leicht eine verborgene Deutung haben, wenigstens schien es anzuzeigen, daß sie sich vor der Hand in keine Ehetraktaten einlassen sollte. Die Freier zogen also insgesamt davon, der eine da hinaus, der andre dort hinaus, und der Hof der Gräfin war auf einmal einsam und verödet.

Das hundertzüngige Gerüchte breitete indessen die seltsame Novelle von dem wunderbaren Traum auf allen Heerstraßen aus, und sie kam auch dem Grafen Gombald warm zu Ohren. Dieser Graf war ein Sohn Theobalds, Bruderherz genannt, weil er seinem jüngeren Bruder Botho mit so treuer Liebe zugetan war, daß er mit ihm in beständiger Eintracht lebte und den Nachgebornen an allen Prärogativen der Erstgeburt Anteil nehmen ließ. Beide Brüder wohnten in einem Schlosse beisammen, ihre Gemahlinnen liebten sich gleichfalls als Schwestern, und weil der ältere Bruder nur einen Sohn, der jüngere nur eine Tochter hatte, gedachten die Eltern, das Band der Freundschaft auch auf die Kinder auszudehnen und verlobten sie in der Wiege. Das junge Paar wurde beisammen auferzogen, und als der Tod die Erbverbrüderung von seiten der Eltern frühzeitig trennte, verklausulierten sie ihren letzten Willen dergestalt, daß den Kindern keine andre Wahl übrig blieb, als sich zu heuraten. Seit drei Jahren waren sie bereits vermählt und lebten nach dem Beispiel ihrer friedlichen Eltern in einer glücklichen Ehe, als Graf Gombald den wunderbaren Traum der schönen Richilde vernahm. Der Ruf, der alle Dinge vergrößert, setzte noch hinzu, sie sei so heftig in ihn verliebt, daß sie das Gelübde getan habe, ins Kloster zu gehen, weil sie seiner Liebe nicht teilhaftig werden könne. Graf Gombald hatte bisher im Schoß einer friedlichen Familie und in den Armen einer liebenswerten Gattin nur die stillen Freuden der häuslichen Glückseligkeit gekannt, es war noch kein Funke in den Zunder seiner Leidenschaften gefallen, sie zu entflammen; aber plötzlich erwachten in seinem Herzen mächtige Begierden, Ruhe und Zufriedenheit schwand daraus hinweg, es gebar törichte Wünsche, nährte sich insgeheim mit der schandbaren Hoffnung, daß der Tod das Ehebündnis vielleicht trennen und ihm seine Freiheit wiedergeben werde. Kurz, das Ideal der schönen Richilde verdarb das

Herz eines sonst guten und tugendhaften Mannes und macht' es aller Laster fähig. Wo er ging und stund, schwebte ihm das Bild der Gräfin von Brabant vor, es schmeichelte seinem Stolz, der einzige Mann zu sein, der die spröde Schöne überwunden habe, und die erhitzte Phantasie malte ihm den Besitz derselben mit so bunten Farben ab, daß seine Gemahlin dabei ganz in Schatten zu stehen kam; alle Liebe und Zuneigung verlosch gegen sie, und er wünschte nur ihrer los zu sein. Sie bemerkte bald den Kaltsinn ihres Herrn und verdoppelte deshalb ihre Zärtlichkeit gegen ihn, sein Wink war ihr Gebot. Aber sie konnt ihm nichts mehr zu Danke tun, er war finster, mürrisch und grämisch, absentierte sich von ihr bei jeder Gelegenheit, trieb sich auf seinen Landschlössern und in den Wäldern umher, indes die Einsame zu Haus sich grämte und jammerte, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen.

Eines Tages überraschte er sie in einer Anwandelung ihrer Leidensergießung: „Weib," fuhr er auf, „was hast du stets zu winseln und zu stöhnen, daß mir die Ohren gellen, was soll das Eulengeschrei, das mir Unlust macht und weder dir noch mir zu etwas frommen kann?" — „Lieber Herr," antwortete die sanfte Dulderin, „laßt mir meinen Schmerz. Ich bin ein betrübtes Weib, des ich wohl Ursach habe, weil ich Eurer Lieb und Gunst verlustig gehe und nicht weiß, wodurch ich diesen Unwillen verschulde. Hab ich Gnade für Euch funden, so tut mir kund Euer Mißbehagen, daß ich sehe, wie ich's wenden mag." Gombald wurde durch diese Rede gerührt: „Gutes Weib," sprach er und faßte sie traulich bei der Hand, „Ihr habt nichts verschuldet, doch will ich Euch nicht verbergen, was mir's Herz abdrückt, und das möget Ihr nicht wenden. Unser beider Ehe macht mir Gewissensskrupel; ich denke, sie sei Blutschand und große Sünd, die sich nicht abbüßen läßt, weder in dieser noch in jener Welt.

Wir ſind im verbotnen Grad geheuratet, Geſchwiſterkind, das iſt bald als eine Ehe zwiſchen Bruder und Schweſter; dafür hilft keine Abſolution und Dispenſation. Sehet, das quält mein Gewiſſen Tag und Nacht und brennt mich auf der Seele.“

In den Zeiten, wo es noch ein Gewiſſen gab, war dieſes, beſonders bei großen Herren, ſo fein, zart und empfindſam, wie das Häutlein Perioſtium genannt, wo die geringſte Verletzung große Qual und Angſt verurſacht, denn obgleich es durch den Schlaftrunk der Begierden gar leicht zu betäuben und einzuſchläfern war, daß man daran ſägen und drein bohren konnte wie man wollte, ohne daß es ſich regte oder bewegte, ſo erwacht' es doch über kurz oder lang und verurſachte Brennen und Jucken unter der Hirnhaut. Bei keiner Gelegenheit aber war es reizbarer, als wenn ein Zweifelsknoten über einen verbotnen Ehegrad es drückte. Alle chriſtlichen Könige und Fürſten gehören, wie bekannt, zu einer Familie; folglich, da ſie von jeher nicht außer ihrem Clan heuraten durften, mußten ſie ſich mit ihren Muhmen und Baſen vermählen, und ſolange dieſe jung und ſchön waren, wiegte das ſinnliche Gefühl der Liebe alle moraliſchen Gefühle in einen narkotiſchen Schlummer. Wenn aber die geliebte Couſine an der Seite ihres Eheherrn zu altern begann, oder Sättigung Überdruß gebar, oder eine andre Dame ſeinen Augen beſſer gefiel, erwachte mit einemmal das zarte Gewiſſen des tugendhaften Gemahls, zwängte und drängte ihn, daß er weder ruhen noch raſten konnte, bis er einen Scheidebrief in Rom vom heiligen Vater gelöſet hatte, Frau Baſe ins Kloſter wandern und ihre ehelichen Gerechtſame einer andern einräumen mußte, an welche das kanoniſche Recht keinen Anſpruch hatte. So ſchied ſich Heinrich VIII. von Catharinen von Arragonien, ſeiner Schwägerin, bloß auf Antrieb ſeines zarten Gewiſſens, obgleich er mit deſſen völ-

liger Zustimmung zwo Nachfolgerinnen derselben einer angeblichen Liebelei halber enthalsen ließ. Und so schieden sich laut Zeugnis der Geschichte vor ihm gar viele gewissenhafte Fürsten und Monarchen von ihren Gemahlinnen, obwohl keiner nachher in des frommen Königs Fußtapfen getreten ist. Es war also kein Wunder, daß Graf Gombald, der Sitte und Denkungsart seines Zeitalters gemäß, eine schwere Gewissensrüge über die zu nahe Verwandtschaft mit seiner Gemahlin empfand, sobald ihm eine Liebschaft vorkam, die seiner Sinnlichkeit mehr behagte als diese. Die gute Dame mochte remonstrieren, soviel sie wollte, das Gewissen ihres Herrn zu beruhigen, es war vergebne Müh. „Ach, liebster Gemahl," sprach sie, „wenn Ihr kein Erbarmen mit Eurer unglücklichen Gattin habt, so erbarmet Euch des unschuldigen Pfandes Eurer erstorbnen Liebe, welches ich unterm Herzen trage. Könnt ich's doch augenblicks Euch in die Arme geben, vielleicht rührte Euch der Anblick der Unschuld und brächte mir Euer abwendiges Herz zurück." Ein Strom bittrer, gesalzener Zähren stürzte diesen Worten nach. Aber die eherne Brust des hartherzigen Mannes fühlte nicht die siebenfachen Leiden seiner Gemahlin, er verließ sie eilends, schwang sich aufs Roß und ritt gen Mecheln zum Erzbischof, löset' mit schwerem Gelde einen Scheidebrief und verstieß sein treues, gutes Weib ins Kloster, wo sie sich so härmte und abzehrte, daß ihre Gestalt ganz zerfiel. Als ihre Stunde kam, genas sie eines Töchterleins, welches sie brünstiglich herzet', an den treuen mütterlichen Busen drückte und mit heißen Zähren netzte. Aber der Engel des Todes stund neben ihr und drückt' ihr schnell die Augen zu, daß sie sich des Anblicks des holden Kindes nicht lang' erfreuen konnte. Bald darauf kam der Graf angeritten, nahm das Kindlein zu sich, tat es unter die Hand einer Gouvernante in eins seiner Schlösser und gab dem zarten Fräulein einige Dirnen und Hofzwerge zur Auf-

wartung; er aber rüſtete ſich aufs ſtattlichſte aus: denn ſein Streben und Sorgen war, die ſchöne Brabanterin zu erlangen.

rohen Mutes zog er an den Hof der Gräfin Richilde, warf ſich wonnetrunken ihr zu Füßen, und als ſie den herrlichen Mann erblickte, nach welchem ihr Herz ſo lange geſeufzet hatte, fühlte ſie darinnen unausredbares Entzücken und ſchwur dem Ritter von Stund an den Bund der Treue. Ihr Palaſt verwandelte ſich in ein Ida und Paphos, denn die Göttin Cythere ſchien ihre Reſidenz dahin verlegt zu haben. In dem ſüßen Freudentaumel, unter den ausgeſuchteſten Ergötzlichkeiten, entſchwanden dem glücklichen Paare Tage und Jahre wie ein heitrer Morgentraum, und Gombald und Richilde beteuerten einander oft, daß man in den Vorhöfen des Himmels nicht glücklicher ſein könne, als er und ſie zuſammen lebten; kein Wunſch war ihnen übrig als der, äonenlang ihr wechſelſeitiges Glück zu genießen ohne Wandel. Allein das glückliche Paar beſaß zu wenig Philoſophie, um einzuſehen, daß ein fortwährender Genuß des Vergnügens eigentlich das Grab des Vergnügens iſt, und daß dieſe Würze des Lebens, in zu ſtarken Doſen genommen, demſelben allen Hochgeſchmack und Anmut raubt. Unvermerkt erſchlafft die Reizbarkeit der Organen, das Gefühl der Lebensfreuden; alle Ergötzlichkeiten gewinnen einen einförmigen Gang, und die raffinierteſte Abwechſelung wird endlich auch ein fades Einerlei. Dame Richilde, nach ihrer veränderlichen Gemütsart, verſpürte dieſe Unbequemlichkeiten zuerſt, wurde launiſch, herriſch, kalt und mitunter eiferſüchtig. Der Herr Gemahl befand ſich auch nicht mehr in der ehemaligen Lage der Behäglichkeit: ein gewiſſer Spleen drückte ſeine Seele, der

Minneblick im Auge war erloschen, und das Gewissen, womit er ehedem heuchlerischen Scherz getrieben, fing nun an, zu ernsten. Es kam ihm der Skrupel ein, daß er seine erste Gemahlin gemordet habe; er gedachte derselben öfters mit Wehmut und vielen Lobsprüchen, und der Sage nach solls nie gut Geblüt in der zwoten Ehe geben, wenn von der sel'gen Frau zu oft die Rede ist; es gab oft verschiedne Debatten mit Dame Richilde, und er sagt' ihr zuweilen gerade ins Angesicht, daß sie die Stifterin alles Unglücks sei.

„Wir können nicht ferner zusammen hausen," sprach er einsmals nach einem Ehezwist zu seiner Gemahlin, „mein Gewissen drängt mich, meine Schuld zu versühnen, ich will gen Jerusalem wallfahrten zum Heiligen Grabe und versuchen, ob ich dort die Ruhe meines Herzens wiederfinden kann." Gesagt, getan! Richilde widersetzte sich diesem Vorschlag nur schwach; Graf Gombald rüstete sich zur Wallfahrt, machte sein Testament, nahm lauen Abschied und zog davon. — Eh ein Jahr verging, kam Botschaft nach Brabant, daß der Graf in Syrien an der schwarzen Pest gestorben sei, ohne den Trost gehabt zu haben, am Heiligen Grabe seine Sünden abzubüßen. Die Gräfin empfing diese Zeitung mit großer Gleichmütigkeit, gleichwohl beobachtete sie äußerlich alle Regeln des Wohlstandes, sie wehklagte, weinte, hüllete sich in Boy und Flor nach den Vorschriften der Etikette, ließ auch dem selgen Herrn ein prächtiges Zenotaphium errichten, an welchem weinende Genien mit ausgelöschten Fackeln und Tränenkrügen nicht fehlten. Inzwischen hat ein schlauer Menschenspäher längst bemerkt, daß junge Witwen geartet sind wie grünes Holz, welches an einem Ende brennt, wenn am andern das Wasser herausträufelt. Das Herz der Gräfin Richilde konnte nicht lange unbeschäftigt bleiben. Die Trauer erhob ihre Reize so sehr, daß sich jedermann herzudrängte, die schöne Witwe zu sehen. Viel Glücksritter zogen an ihren

Hof, ihr Heil zu versuchen und diese reiche Beute zu erhaschen. Sie fand Anbeter und Bewunderer in Menge, und die Hofschmeichler waren, was das Lob ihrer Gestalt betraf, wieder vollkommen in Odem gesetzt. Das gefiel der eitlen Frau ungemein wohl, weil sie aber doch gern Gewißheit von der Sache zu haben und überzeugt zu sein wünschte, daß der Finger der Zeit in funfzehn Jahren keinen ihrer Reize verwischt habe, ratfragte sie deshalb ihren Wahrheitsfreund, den

magischen Spiegel mit dem gewöhnlichen Spruche:

Spiegel blink, Spiegel blank,
Goldner Spiegel an der Wand,
Zeig mir das schönste Weib in
Brabant.

Schauer und Entsetzen befiel sie, als der seidne Vorhang aufrauschte und eine fremde Gestalt ihr ins Auge fiel, schön wie eine Huldgöttin, der liebenswürdigste weibliche Engel voll sanfter Unschuld, aber das Bild hatte von ihr selbst keinen Zug. Es ist schwerlich zu entscheiden, ob hier zwischen Frag und Antwort nicht ein Mißverstand obwaltete. Die Gräfin nahm das Wort Weib vielleicht im engern Sinn und verlangte zu wissen, ob sie unter den Frauen ihrer Provinz, mit Ausschluß junger, aufblühender Mädchen, noch den Preis der Schönheit behaupte, der Genius des Spiegels aber gab dem Wort eine größere Ausdehnung und verstand darunter die ganze Flora des Geschlechts. Dem sei wie ihm wolle, die schöne Witwe geriet über die unerwartete Antwort auf ihre Frage in große Wut, und es fehlte wenig, daß sie den indiskreten Spiegel solches hätt entgelten lassen, und das hätte man ihr verzeihen müssen: denn für eine Dame, die kein anderes Talent als Schönheit empfangen hat, gibt es keine größere Kränkung als die, wenn der Wahrheitsfreund auf der Toilette den unwiederbringlichen Verlust des ganzen Wertes ihrer Existenz verkündet.

Dame Richilde, untröſtlich über die gemachte Entdeckung, faßte gegen die unſchuldige Schöne, die ſich im Beſitz ihres prätendierten Eigentums befand, einen tödlichen Haß, ſie prägte ſich das liebliche Madonnengeſicht genau ins Gedächtnis und forſchte mit großem Fleiß nach der Inhaberin desſelben. Dieſe Entdeckung koſtete wenig Mühe; ſie erfuhr gar bald, daß der Beſchreibung nach ihre eigne Stieftochter Blanca, von ihr der Balg zubenannt, ihr den Preis der Schönheit abgewonnen habe. Alsbald gab ihr der Satan ins Herz,

dieſe edle Pflanze, die dem Garten Eden zum Schmuck würde gedienet haben, zu vernichten. Die Grauſame berief in dieſer Abſicht den Hofarzt Sambul zu ſich, gab ihm einen gezuckerten Granatapfel, zählt' ihm funfzig Goldſtücken in die Hand und ſprach: „Richte mir dieſen Apfel ſo zu, daß die eine Hälfte davon ganz unſchädlich ſei, die andere aber von Gift beſchwängert werde, daß, wer davon geneußt, in wenig Stunden ſterbe. Der Jud ſtrich ſich freudig den Bart und das Geld in ſeinen Säckel und verhieß zu tun, wie ihm die arge Frau geboten hatte. Er nahm eine ſpitze Nadel, grub damit drei Löchlein in den Apfel und ließ darein fließen einen ſcharfen Liquor, und nachdem die Gräfin den Apfel in Emp-

fang genommen, ſtieg ſie auf ihr Roß und trabete in Begleitung weniger Hofdiener zu ihrer Tochter Blanca hin, auf das abgelegne Schloß, wo das Fräulein hauſte. Unterweges ſchickte ſie einen reutenden Boten voraus, der anſagen ſollt, daß die Gräfin Richilde im Anzuge ſei, das Fräulein heimzuſuchen und mit ihr über des Papas Verluſt zu weinen.

Dieſe Botſchaft brachte das ganze Schloß in Aufruhr. Die feiſte Duena watſchelte im Haus umher, treppauf, treppnieder, ſetzte alle Kehrbeſem in Bewegung, ließ eilends aufputzen, die Spinnweben zerſtören, die Gaſtzimmer ſchmücken

und die Küche bereiten; ſchalt und trieb die trägen Mägde zu Fleiß und Arbeit an, lärmte und kommandierte mit lauter Stimme wie ein Kaperkapitän, der einen Kauffahrer in der Ferne wittert. Das Fräulein aber ſchmückte ſich beſcheiden, kleidete ſich in die Farbe der Unſchuld, und wie ſie die Roſſe antrappeln hörte, flog ſie ihrer Mutter entgegen, empfing ſie ehrerbietig und mit offenen Armen. Die Gräfin fand das Fräulein beim erſten Anblick ſiebenmal ſchöner als die Kopei, welche ſie im Spiegel erblickt hatte, und dabei ſo klug, ſo verſtändig und ſo ſittſam. Das engte ihr das Herz ein; aber die Schlange verbarg das Nattergift tief in ihrem Buſen, tat falſchfreundlich gegen ſie, klagte über den hartherzigen Papa, der ihr, ſolang er lebte, den holden Anblick des Fräu-

leins geweigert hätte, und verhieß von nun an, ſie mit treuer Mutterliebe zu umfahen. Bald darauf bereiteten die Zwerglein die Tafel und trugen ein herrlich Mahl auf. Beim Deſſert ließ die Hofmeiſterin das köſtlichſte Obſt aus dem Schloßgarten auffetzen. Richilde koſtete davon, fand es dennoch nicht ſchmackhaft genug und forderte von einem Diener ihren Granatapfel, womit ſie, wie ſie ſagte, jede Mahlzeit zu beſchließen pflegte. Der Diener reichte ihr ſolchen auf einem ſilbernen Teller dar. Sie zerlegt' ihn gar zierlich und bot der ſchönen Blanca gleichſam zum Zeichen ihres Wohlwollens, die Hälfte davon. Sobald der Apfel verzehrt war, ſaß die Mutter mit ihrem Hofgeſinde wieder auf und ritt von dannen. Bald nach ihrem Abzug ward dem Fräulein weh ums Herz, die roſenfarbenen Wangen erbleichten, alle Glieder ihres zarten Leibes erbebten, die Nerven zuckten und hüpften, ihre liebevollen Auglein brachen und ſchlummerten in den endloſen Todesſchlaf hinüber.

Ach, was erhob ſich für Jammer und Herzeleid innerhalb der Mauren des Palaſtes über das Hinſcheiden der ſchönen Blanca, die wie eine hundertblätterige Roſe von einer räuberiſchen Hand in der ſchönſten Blüte gepflücket wurde, weil ſie die Zierde des Gartens war. Die wohlbeleibte Duena regnete Tränenſtröme wie ein aufgedunſener Schwamm, der durch einen heftigen Druck alle eingeſogne Feuchtigkeit auf einmal von ſich gibt. Die kunſtreichen Zwerge aber zimmerten einen Sarg von Föhrenholz, mit ſilbernen Schildern und Handhaben, und machten, um des Anblicks ihrer holden Gebieterin nicht auf einmal beraubt zu ſein, ein Glasfenſter darein. Die Dirnen fertigten ein Sterbekleid vom feinſten Brabanter Linnen, kleideten die Leiche darin, ſetzten die Keuſchheitskrone, einen friſchen Myrtenkranz, auf ihr Haupt, und brachten mit Trauergepränge den Sarg in die Schloßkapelle, wo der Pater Meßner das Seelamt hielt und das

Glöcklein vom Morgen bis zur ſpäten Mitternachtsſtunde dumpfen Sterbeklang tönte.

Indeſſen langte Donna Richilde wohlgemut in ihrer Heimat an. Das erſte, was ſie tat, war, daß ſie ihre Frage an den Spiegel wiederholte und behend den Vorhang aufflattern ließ. Mit inniger Freude und der Miene des Triumphs erblickte ſie ihre eigne Geſtalt zwar wieder, aber auf der metallenen Oberfläche hatten ſich hie und da große Roſtflecken angeſetzt, wodurch die helle Politur derſelben, wie durch Blatternarben ein jungfräuliches Geſicht, entſtellt war. Was ſchadets, dachte die Gräfin bei ſich ſelber, immer beſſer, daß ſie auf dem Spiegel haften, als auf meiner Haut, er iſt dennoch zu gebrauchen und vergewiſſert mich wieder meines Eigentums. In Gefahr, ein Gut zu verlieren, lernt man gemeiniglich den Wert desſelben erſt ſchätzen. Die ſchöne Richilde hatte oft Jahre vorübergehen laſſen, ohne den Spiegel über ihre Schönheit zu quäſtionieren, jetzt ließ ſie keinen Tag vorbei. Sie genoß verſchiedenemal das Vergnügen, ihrer Geſtalt ein Götzenopfer zu bringen. Wie ſich aber eines Tages zu eben dieſer Abſicht der Vorhang hob, Wunder über Wunder, da ſchwebte im Spiegel ihren Augen wieder die Geſtalt der reizenden Blanca vor. Bei dieſem Anblick wandelte die eiferſüchtige Frau eine Ohnmacht an, aber ſie zog eilends ihr Riechfläſchchen hervor, und durch Hülfe des Hirſchhorngeiſtes ging das Übel bald vorüber, ſie ſammelte alle Kräfte, um zu erforſchen, ob ſie ein falſcher Wahn getäuſcht habe, doch der Augenſchein belehrte ſie eines andern.

Sogleich brütete ſie über einer neuen Bosheit. Sambul der Hofarzt wurde vorbeſchieden, zu dem ſprach die Gräfin mit zornmütiger Gebärde: „O, du ſchändlicher Betrüger, ſchelmiſcher Jud! verachteſt du alſo mein Gebot, daß du meiner ſpotten darfſt? Hieß ich dir nicht einen Granatapfel alſo zurichten, daß ſein Genuß töte, und du haſt Lebenskraft und

Balsam der Gesundheit hineingelegt? Das sollen mir [redacted] Judasbart und deine Ohren entgelten.“ Sambul der [redacted] entsetzte sich ob dieser Rede seiner erzürnten Gebieterin, antwortet' und sprach: „Au, weih mir! Wie geschicht mir? Weiß nicht, gestrenge Frau, wie ich Eure Ungnad verwirkt hab. Was Ihr mir befohlen, hab ich fleißig ausgerichtet; hat die Kunst falliert, so ist die Ursach davon, was ich nicht weiß.“ Die Dame schien sich etwas zu besänftigen und fuhr fort: „Diesmal sei dir dein Fehl verziehen, doch mit dem

Beding, daß du mir eine wohlriechende Seife bereitest, die das unfehlbar leiste, was der Granatapfel verfehlt hat.“ Der Arzt verhieß, sein Bestes zu tun, sie zahlte ihm wieder funfzig Goldstücken in seinen Säckel und entließ ihn. Nach Verlauf einiger Tage brachte der Arzt der Gräfin die mörderische Komposition. Flugs staffierte sie ihre Amme, ein abgefeimtes Weib, als eine Krämerin mit kurzer War heraus, gab ihr feinen Zwirn, Nähnadeln, wohlriechende Pomade, Riechfläschchen und marmorierte Seifenkugeln mit rotem und blauem Geäder in ihren Kasten und hieß sie damit zu ihrer Tochter Blanca wandern, um ihr die Giftkugel in die Hand zu spielen, verhieß ihr dafür große Belohnung. Das feile

Weib zog hin zu dem Fräulein, welches keinen Betrug ahndete und sich durch die arglistige Schwätzerin bereden ließ, die Seife, welche die Schönheit der Haut bis ins höchste Alter konservieren sollt, einzuhandeln und ohne Vorwissen ihrer Duena einen Versuch damit zu machen. Die arge Stiefmutter konsultierte indes den verrosteten Spiegel fleißig, vermutete aus der Beschaffenheit desselben, daß ihr Anschlag müsse geglückt sein, denn die Rostflecken hatten sich wie Salpeterfraß in einer Nacht über die ganze Spiegelfläche ausgebreitet, daß sich auf ihr Befragen nur ein trüber Schatten auf der matten Oberfläche darstellete, welchem keine Gestalt mehr abzugewinnen war. Der Verlust des Spiegels ging ihr zwar zu Herzen, doch glaubte sie dadurch den Ruhm, die erste Schönheit im Lande zu sein, nicht zu teuer bezahlt zu haben.

Eine Zeitlang genoß das eitle Weib mit geheimer Zufriedenheit dieses eingebildete Vergnügen, bis ein fremder Ritter an ihren Hof kam, der in dem Schloß der Gräfin Blanca unterweges eingesprochen und sie nicht in der Gruft, sondern an der Toilette gefunden, und von ihrer Schönheit gerührt, sie zur Dame seines Herzens erkoren hatte. Weil er nun die Gräfin von Brabant gern erlustieren und sich vor ihr auf dem Turnierplatz zeigen wollte, doch nicht vermeinte, daß die Mutter auf die Tochter eifersüchtig sei, warf er bei einem Freudenmahl, von Weindunst erhitzt, seinen eisernen Handschuh auf den Tisch und sprach: Wer das Fräulein Blanca von Löwen nicht für die schönste Dame in Brabant erkläre, solle den Handschuh an sich nehmen, zum Zeichen, daß er Tags darauf zu Schimpf oder Ernst eine Lanze mit ihm brechen wolle. Über diese Unbesonnenheit des Gaskoniers skandalisierte sich der ganze Hof höchlich, man schalt ihn insgeheim Meister Duns und Ritter Großbrot. Richilde erbleichte über die Novelle, daß Fräulein Blanca nochmals aufgelebt sei. Die Ausforderung war ihr ein Dolchstich ins

Herz, doch zwang sie sich zu einem huldreichen Lächeln und genehmigte die Partie, hoffend, daß die Ritter ihres Hofes sich um den Handschuh reißen würden. Wie aber keiner hervortrat, den Kampf anzunehmen, denn der Fremdling hatte ein keckes Ansehen, war fast nervig und von starken Knochen, machte sie ein gar trübselig Gesicht, daß männiglich Verdruß und Herzeleid ihr abmerken konnte. Das erbarmt' ihren getreuen Stallmeister, daß er den eisernen Handschuh aufnahm. Aber wie der Kampf des folgenden Tages begann, behielt der Gaskonier nach einem wackern Rennen den Sieg und empfing den Ritterdank von der Gräfin Richilde, die vor Unmut zu sterben gedachte.

Vorerst ließ sie ihren Zorn an dem Arzt Sambul aus. Er ward in den Turm geworfen, in Ketten geschlossen, und ohne weitern Verhör ließ ihm die gestrenge Frau den ehrwürdigen Bart Haar bei Haar ausrufen und reinweg beide Ohren abschneiden. Nachdem der erste Sturm vorüber war und die Grausame bedachte, daß ihre Tochter Blanca dennoch über sie triumphieren werde, wofern es ihr nicht gelingen sollte, sie durch List hinzurichten, denn das väterliche Testament hatt ihr alle Gewalt über die Tochter geraubt, so schrieb sie einen Brief an das Fräulein, so zärtlich, und freute sich ihrer Genesung so mütterlich, als ob ihr das Herz jedes Wort in die Feder diktiert hätte. Diesen Brief gab sie ihrer Vertrauten, der Amme, ihn dem eingekerkerten Arzt zu bringen, benebst einen Zeddel, darauf stunden geschrieben diese Worte: „Schleuß in diesen Brief Tod und Verderben ein für die Hand, die ihn öffnet. Hüte Dich, zum drittenmal mich zu täuschen, so lieb Dir Dein Leben ist." Sambul der Jud simulierte lang', was er tun sollte und klimperte nachdenklich an dem Geschmeide, als bet er sein jüdisch Paternoster an den Ketten ab. Endlich schien die Liebe zum Leben, obgleich in einem traurigen Kerker, mit einem Kopf ohne

Ohren und einem Kinn ohne Bart, alle andre Betrachtungen zu überwiegen und er verhieß zu gehorchen. Die Gräfin schickte den Brief durch einen reutenden Boten ab, der bei seiner Ankunft viel Grimassen machte, als enthalte der Brief Wunderdinge, auch wollt er nicht sagen, von wo er gekommen sei. Das Fräulein, begierig, den Inhalt zu erfahren, löste behend das Siegel, las einige Zeilen, fiel auf den Sofa zurück, schloß die lichtvollen, blauen Augen und verschied. Seit der Zeit erfuhr die mörderische Stiefmutter nichts mehr von ihrer Tochter, und obgleich sie oft Kundschafter ausschickte, so brachten ihr diese keine andere Botschaft, als daß das Fräulein aus ihrem Totenschlummer nicht mehr erwacht sei.

Also war die schöne Blanca durch die Ränke des häßlichen Weibes dreimal gestorben und dreimal begraben. Nachdem die getreuen Hofzwerge sie zum erstenmal beigesetzt hatten und die Seelmessen angeordnet waren, hielten sie nebst den weinenden Dirnen bei der Gruft fleißig Wacht und schaueten durch das Fensterlein oft in den Sarg, des Anblicks ihrer teuren Gebieterin noch solange zu genießen, bis die Verwesung ihre Gestalt vernichten würde. Aber mit Verwunderung wurden sie gewahr, daß sich nach einigen Tagen die bleichen Wangen mit einer sanften Röte überzogen, auf den erblaßten Lippen fing an der Purpur des Lebens wieder zu glühen, bald darauf schlug das Fräulein die Augen auf. Als das die aufwartenden Diener wahrnahmen, hoben sie freudig den Deckel vom Sarge, die schöne Blanca richtete sich auf und wunderte sich baß, da sie sich in einer Totengruft und ihre Bedienung um sich her in tiefer Trauer erblickte. Eilends verließ sie den grausenvollen Ort und zitterte wie die Eurydice, mit wankendem Knie, aus dem Schattenreiche zum erquickenden Tageslicht herauf.

Der Arzt Sambul war im Grunde ein frommer Israelite, der an keiner Büberei Gefallen trug, außer wenn die Prä-

dilektion für die edlern Metalle ſein enges Gewiſſen zuweilen ins weite dehnte. Bei dem Granatapfel, welchen die Gräfin ihm darreichte, fiel ihm der Unglücksapfel aus dem Paradies ein, auch der goldne Apfel aus den Gärten der Heſperiden, welcher drei Göttinnen entzweite und Urſach war, daß eine herrliche Königsſtadt verwüſtet wurde, und er dachte alsbald bei ſich ſelbſt, es ſei genug an dem Unfug, welchen zwei Apfel bereits in der Welt geſtiftet hätten, der dritte ſolle die Apfelſchuld nicht mehren. Anſtatt des Giftes, den er darin verbergen ſollte, tingiert' er die Hälfte davon mit einer narkotiſchen Eſſenz, welche die Sinnen betäubte, ohne den Leib zu zerſtören. Ebenſo verfuhr er das zweitemal mit der Seifenkugel, nur daß er die Portion des Mohnſafts mehrte, daher das Fräulein nicht zu der Zeit wie vorher erwachte und die Zwerglein wähnten, ſie ſei und bleibe tot, trugen ſie alſo abermals zu Grabe und hüteten ſolches mit großem Fleiße, bis ſie zur Freude ihres Hofgeſindes dennoch wieder erwachte. Der Schutzengel des Fräuleins ſahe die Gefahr, in welcher das Leben ſeiner Pflegebefohlnen ſchwebte, als die Todesfurcht den Arzt entſchloſſen machte, das Bubenſtück der Vergiftung wirklich zu begehen. Darum ſchlüpft' er unſichtbar ins Gefängnis und begann mit der Seele des Juden einen heftigen Streit, die er nach langem Kampfe überwältigte und dem Überwundnen den Entſchluß abnötigte, ſeiner Gewiſſenhaftigkeit den Hals ebenſo ſtandhaft aufzuopfern, als vorher den Bart und beide Ohren. Vermöge ſeiner chymiſchen Kenntniſſe quinteſſentierte er ſeinen einſchläfernden Liquor in ein flüchtiges Salz, welches von der freien Luft alsbald aufgelöſet und eingeſogen wurde. Damit beſtrich er den Brief an die ſchöne Blanca, und als ſie ſolchen las, empfing ihre ganze Atmoſphäre eine betäubende Eigenſchaft, indem ſie den verfeinerten Magſamengeiſt einatmete. Die Wirkung davon war ſo gewaltig, daß die Erſtarrung des Körpers länger

dauerte als vorher, also daß die ungeduldige Duena an dem Wiederaufleben ihrer jungen Herrschaft gänzlich verzweifelte und ihr zum drittenmal die Exequien halten ließ.

Als das Hofgesinde eben mit dieser traurigen Feierlichkeit beschäftiget war und das Trauergeläut unabläßig tönte, kam ein junger Pilger angeschritten, ging in die Kapelle, knieete sich hin vor den Altar in der Frühmetten und verrichtete seine Andacht. Er hieß Gottfried von Ardenne, war ein Sohn Teutebald des Wütrichs, den die heilige Kirche seiner bösen Taten halber ausgestoßen und mit dem Bann beleget hatte, darunter er gestorben war, weshalb er von den Flammen des Fegfeuers wohl gepeiniget ward. Weil's ihm nun in der Glut viel zu heiß war, bat er den Engelpförtner flehentlich, ihn ein wenig hinaus ins Freie zu lassen, frische Luft zu schöpfen und den Seinen kund zu tun, welche Qual er leide. Diese Bitte ward ihm, auf sein Ehrenwort, sich zu rechter Zeit und Stunde wieder einzustellen, leicht zugestanden; denn in den damaligen Zeiten war gar schlechte Polizei in der Unterwelt, die Seelen schweiften scharenweise in die Oberwelt herauf, gaben ihren hinterlassenen Freunden nächtliche Besuche und hatten Freiheit, mit ihnen nach Belieben zu kosen. Heutzutage sind sie dagegen unter strenger Klausur, dürfen nicht mehr so frank und frei herumtosen und spuken gehen, die Lebenden molestieren und zu fürchten machen. Teutebald nützte die Zeit seiner Beurlaubung aufs fleißigste, erschien seiner tugendsamen Wittib drei Nächte hintereinander, weckte sie aus dem süßen Schlafe, indem er ihre Hand mit der Spitze seines glühenden Fingers berührte und sprach: „Liebes Weib, habt Erbarmen mit Eurem abgeschiedenen Gemahl, den die Qualen der Vorhölle peinigen, versöhnet mich mit der heiligen Kirche und erlöset meine arme Seele, auf daß Euch auch dereinst Barmherzigkeit widerfahre." Die Wittib nahm diese Worte zu Herzen, redete

davon mit ihrem Sohn, gab ihm Juwelen und Geschmeide, und der biedere Jüngling nahm einen Pilgerstab in seine Hand, wallfahrtete barfuß nach Rom zum Papst und erhielt Ablaß für seinen Vater unter dem Beding, auf dem Heimwege in jeder Kirche, wo er vorüberzöge, eine Messe zu hören. Er nahm einen großen Umweg, um viel heilige Orter zu besuchen, und so kam er auch durch Brabant.

Wie der fromme Pilger seinem Gelübde Gnüge geleistet und seiner Gewohnheit nach in den Armenstock eine milde Gabe geopfert hatte, frug er den Bruder Küster, warum die Kapelle schwarz behangen sei und was das castrum doloris bedeute? Dieser erzählte ihm der Länge nach alles, was sich zugetragen hatte mit der schönen Blanca durch die boshaften Ränke ihrer Stiefmutter. Darüber verwunderte sich Gottfried gar höchlich und sprach: „Ists vergönnt, den Leichnam des Fräuleins zu schauen, so führet mich zur Gruft. So Gott will, mag ich sie wohl wieder ins Leben rufen, wenn anders ihre Seele noch in ihr ist. Ich trage eine Reliquie, vom Heiligen Vater verehrt, bei mir, das ist ein Splitter vom Stab Elisä des Propheten, die zerstöret die Zauberei und widerstehet auch allen sonstigen Eingriffen in die Gerechtsame der Natur.“ Der Küster rief eilends die wachsamen Zwerge herbei, und da sie die Worte des Pilgers hörten, freueten sie sich sehr, führten ihn hinab in die Gruft, und Gottfried ward entzückt über den Anblick des schönen alabasternen Bildes, welches er durchs Glasfenster im Sarg erblickte. Der Deckel wurde abgehoben, er hieß das leidtragende Gesinde hinausgehen bis auf die Zwerglein, brachte seine Reliquie hervor und legte sie auf das Herz der Erstorbenen. Nach wenigen Augenblicken verschwand die Erstarrung, und Geist und Leben kehrten in den erblaßten Körper zurück. Das Fräulein verwunderte sich über den holden Fremdling, den sie neben sich erblickte, und die hocherfreuten Zwerge hielten den

Wundermann für einen Engel vom Himmel. Gottfried ſagte der Erwachten an, wer er ſei und die Urſache ſeiner Wallfahrt, und ſie berichtete ihm dagegen ihre Schickſale und Verfolgungen der grauſamen Stiefmutter. „Ihr werdet," ſprach Gottfried, „den Nachſtellungen der Giftſpinne nicht entgehen, ſofern Ihr nicht meinem Rate folgt. Verweilt noch eine Zeitlang in dieſer Gruft, damit es nicht ruchtbar werde, daß Ihr lebet. Ich will meine Wallfahrt vollenden und bald wiederkommen, Euch nach Ardenne zu meiner Mutter zu führen und, ſo ich's enden mag, an Eurer Mörderin Euch rächen." Der Rat gefiel der ſchönen Blanca wohl, der edle Pilger verließ ſie und ſprach draußen zu dem herzudringenden Geſinde mit verſtellten Worten: „Der Leichnam Eurer Herrſchaft wird nimmer wieder erwarmen, die Quelle des Lebens iſt verſiegt, hin iſt hin, und tot iſt tot!" Die treuen Zwerge aber, die um die Wahrheit wußten, hielten reinen Mund, verſorgten ihr Fräulein insgeheim mit Speiſe und Trank, hüteten übrigens des Grabes wie vorher und harreten auf die Wiederkehr des frommen Pilgers.

Gottfried ſputete ſich, nach Ardenne zu gelangen, umarmte ſeine zärtliche Mutter, und weil er müde war von der Reiſe, legte er ſich zeitig zur Ruhe und ſchlief mit dem Gedanken an Fräulein Blanca flugs und fröhlich ein. Da erſchien ihm ſein Vater im Traum mit heiterm Angeſicht, ſprach, er ſei aus dem Fegfeuer erlöſet, erteilte dem frommen Sohn den Segen und verhieß ihm Glück zu ſeinem Vorhaben. Am frühen Morgen rüſtete Gottfried ſich ritterlich, nahm ſeine Reiſigen zu ſich, beurlaubte ſich von der Mutter und ſaß auf. Wie er ſeine Reiſe nun bald vollendet hatte und in der Mitternachtsſtunde das Totenglöcklein im Schloß der ſchönen Blanca tönen hörte, ſaß er ab, zog ſein Pilgerkleid über den Harniſch und verrichtete ſeine Andacht in der Kapelle. Die ſpekulierenden Zwerge hatten kaum den knienden Pilger am

Altar wahrgenommen, so liefen sie hinab in die Gruft, ihrer Gebieterin die gute neue Mär zu verkünden. Sie warf ihr Sterbegewand von sich, und sobald die Metten vorbei war und Meßner und Küster aus der frostigen Kirche nach dem warmen Bett eilten, stieg das reizende Mädchen herauf aus der Totengruft, mit fröhlichem Herzklopfen, wie am Tage der letzten Posaune die Seligen aus der dunkeln Grabeshöhle zum Leben hervorgehen werden. Da sich aber das tugendsame

Fräulein in den Armen eines jungen Mannes sahe, der sie davonführen wollte, kam sie Grausen und Entsetzen an, und sie sprach mit verschämtem Angesicht: „Bedenket, was Ihr tut, junger Mann, fraget Euer Herz, ob es aufrichtig oder ein Schalk ist; täuscht Ihr das Vertrauen, das ich zu Euch hege, so wisset, daß Euch die Rache des Himmels verfolgen wird.“ Der Ritter antwortete bescheidentlich: „Die heilige Jungfrau sei Zeuge der Lauterkeit meiner Gesinnung, und der Fluch des Himmels treffe mich, wenn ein sträflicher Gedanke in meiner Seele ist.“ Darauf schwang sich das

Fräulein getrost aufs Roß, und Gottfried geleitete sie sicher nach Ardenne zu seiner Mutter, welche sie mit innigster Zärtlichkeit empfing und mit solcher Sorgfalt pflegte, als wäre sie ihre leibliche Tochter. Bald entwickelten sich die sanften sympathetischen Gefühle der Liebe in dem Herzen des jungen Ritters und der schönen Blanca. Die Wünsche der guten Mutter und des ganzen Hofes vereinbarten sich, das schöne Bündnis des edlen Paares durch das heilige Sakrament der Ehe, je eher, je lieber, versiegelt zu sehen. Aber Gottfried gedachte, daß er seiner Braut Rache gelobet hätte. Mitten unter den Zubereitungen zum Beilager verließ er seine Residenz und zog nach Brabant zur Gräfin Richilde, die noch immer mit ihrer zwoten Wahl beschäftiget war und, weil sie den Spiegel nicht mehr ratfragen konnte, damit nie zustande kam.

Sobald Gottfried von Ardenne am Hof erschien, zog seine schöne Gestalt die Augen der Gräfin auf sich, daß sie ihm vor allen Edlen den Vorzug gab. Er nennte sich den Ritter vom Grabe, und das war das einzige, was sie an ihm auszusetzen fand; sie wünschte ihm einen gefälligern Beinamen, denn das Leben hatte für sie noch so viele Reize, daß ihr der Gedanke vom Grabe immer schauderhaft auffiel. Inzwischen erklärte sie sich den Beinamen des Ardenners vom Heiligen Grabe, meinte, er sei irgend nach Jerusalem gewallfahrtet und sei Ritter vom Heiligen Grabe, und so ließ sie es ohne weitere Nachforschung dabei bewenden. Nachdem sie mit ihrem Herzen über die aufkeimende Leidenschaft Rücksprache genommen hatte, fand sie, daß unter der gesamten Ritterschaft, die darinnen aus- und einzog, Ritter Gottfried prädominiere, deshalb legte sie's darauf an, ihn durch die verführerischen Netze der Koketterie zu bestricken. Durch die Kunst wußte sie die Reize der Jugend wieder aufzufrischen, die abgeblüheten zu verbergen oder mit dem kunstreichen Gewebe der feinsten Brabanter Spitzen zu bedecken. Sie unter-

ließ dabei nicht, ihrem Endymion die anlockendſten Avancen zu machen und ihn auf alle Art zu reizen, bald in dem prunkvollen Gewand, das ehemals Dame Juno an einem Galatage im hohen Olymp ſelbſt nicht reicher tragen konnte; bald im verführeriſchen Negligé einer leichtgeſchürzten Grazie; bald bei einem tête-à-tête im Luſtgarten, am Springbrunnen, wo marmorne Najaden aus ihren Urnen einen Silberſtrom ins Baſſin rauſchen ließen; bald bei einer traulichen Promenade Hand in Hand, wenn der freundliche Mond ſein

falbes Licht durch die dunkeln Bogengänge des ernſten Taxus goß; bald in der ſchattigen Laube, wenn ihre melodiſche Hand dem horchſamen Ritter die weichſten Akkorde ins Herz zu lautenieren gedachte.

Mit ſcheinbarem Enthuſiasmus umfaßte Gottfried einsmals bei einer ſolchen empfindſamen Entrevue der Gräfin Knie und ſprach: „Laßt ab, holde Grauſame, durch Euren mächtigen Zauber mein Herz zu zerreißen und ſchlafende Wünſche aufzuwecken, die mir das Hirn verwirren: Lieb' ohne Hoffnung iſt bittrer denn der Tod.“ Sanft lächelnd hob ihn Richilde mit ihren ſchwanenweißen Armen auf und gegen-

redete mit süßer Suada also: „Armer Hoffnungsloser, was macht Euch mutlos? Seid Ihr so ungelehrig, die Sympathien der Liebe, die aus meinem Herzen Euch entgegenwallen, zu empfinden oder darauf zu achten? Wenn Euch die Sprache des Herzens unverständlich ist, so nehmt das Geständnis der Liebe von meinem Munde. Was hindert uns, das Schicksal unsers Lebens auf ewig zu vereinbaren?" — „Ach," seufzete Gottfried, indem er Richildens sammetweiche Hand an die Lippen drückte, „Eure Güte entzückt mich; aber Ihr kennet nicht das Gelübde, welches mich bindet, keine Gemahlin als von der Hand meiner Mutter zu empfahen und diese gute Mutter auch nicht zu verlassen, bis ich die letzte Kindespflicht erfüllet und ihr die Augen zugedrückt habe. Könnet Ihr Euch entschließen, teure Gebieterin meines Herzens, Euer Hoflager zu verlassen und mir nach Ardenne zu folgen, so wär mein Los das glücklichste auf Erden." Die Gräfin bedachte sich nicht lange, sie willigte in alles, was ihr Inamorato begehrte. Der Vorschlag, Brabant zu verlassen, behagte ihr im Grunde eben nicht, noch weniger die Schwiegermutter, die ihr eine lästige Zulage zu sein schien; allein die Liebe überwindet alles.

Mit großer Behendigkeit wurde der Brautzug veranstaltet, das Personale des glänzenden Gefolges ernennt, darunter auch der Hofarzt Sambul paradierte, ob ihm gleich der Bart und beide Ohren mangelten. Die schlaue Richilde hatte ihn der Banden entlediget, auch ihm huldreich die Ehre der ehemaligen Favoritenschaft wieder angedeihen lassen, denn sie gedachte sich seiner zu bedienen, die Schwiegermutter gelegentlich aus der Welt zu schaffen, um mit ihrem Gemahl nach Brabant zurückzukehren. Die ehrwürdige Matrone empfing ihren Sohn und die vermeintliche Schnur mit hofmäßiger Etikette, schien die getroffene Wahl des Ritters vom Grabe höchlich zu billigen, und es wurde alles förderſamſt

in Bereitschaft gesetzt, das Beilager zu vollziehen. Der feierliche Tag erschien, und Dame Richilde, geschmückt wie die Königin der Fayen, trat in den Saal, wo sie zur Trau geführet werden sollte und wünschte, daß die Stunden Flügel hätten. Indessen kam ein Edelknabe herbei und raunte mit bedenklicher Miene dem Bräutigam etwas ins Ohr. Gottfried schlug mit scheinbarem Entsetzen die Hände zusammen und sprach mit lauter Stimme: „Unglücklicher Jüngling, wer wird an deinem Ehrentage den Brautreihen mit dir anheben, da eine mörderische Hand deine Geliebte gemordet hat?" Hierauf wendete er sich zur Gräfin und sprach: „Wisset, schöne Richilde, daß ich zwölf Jungfrauen ausgesteuret habe, die mit mir zum Traualtar gehen sollten, und die Schönste darunter ist aus Eifersucht von einer unnatürlichen Mutter gemordet; sprecht, welche Rache diese Schandtat verdiene?" Richilde, unwillig über einen Zufall, der ihre Wünsche aufzuhalten oder doch die Freude des Tages zu mindern schien, sprach mit Unwillen: „O der schaudervollen Tat! Die grausame Mutter verdiente, an der Gemordeten Stelle den Brautreihen mit dem unglücklichen Jüngling in glühenden eisernen Pantoffeln anzuheben, das würde Balsam für die Wunde seines Herzens sein, denn die Rache ist süß wie die Liebe." — „Ihr urteilet recht," erwiderte Gottfried, „Amen, es geschehe also!" Der ganze Hof applaudierte der Gräfin wegen des gerechten Urteils, und die Witzlinge vermaßen sich hoch und teuer, die Königin aus dem Reich Arabien, die zu Salomon gewallfahrtet war, Weisheit zu holen, hätte es nicht besser sprechen mögen.

In dem Augenblicke flogen die hohen Flügeltüren des Nebengemachs auf, wo der Traualtar zugerichtet war. Darin stund der weibliche Engel, Fräulein Blanca, mit herrlichem Brautschmuck angetan; sie stützte sich auf eine der zwölf Jungfrauen, als sie die fürchterliche Stiefmutter erblickte, und

schlug scheu die Augen nieder. Richildens Blut erstarrete in den Adern, wie vom Blitz gerührt sank sie zu Boden, ihre Sinnen umnebelten sich, und sie lag starr im Hinbrüten. Aber die Riechfläschchen der Höflinge und Damen gossen einen so kräftigen Platzregen von Lavendelgeist über sie, daß sich wider Willen ihre Lebensgeister ermunterten. Darauf hielt der Ritter vom Grabe einen Sermon an sie, davon ihr jedes Wort durch die Seele schnitt, und führte die schöne Blanca zum Altar, wo der Bischof in pontificalibus das

edle Paar zusammengab, nebst den zwölf ausgesteuerten Jungfrauen mit ihren Geliebten.

Wie die geistliche Zeremonie geendiget war, ging der gesamte Brautzug in den Tanzsaal. Die künstlichen Zwerge hatten indessen mit großer Behendigkeit ein Paar Pantoffeln von blankem Stahl geschmiedet, stunden am Kamin, schüreten Feuer an und glüheten die Tanzschuhe hochpurpurrot. Da trat hervor Gunzelin, der knochenfeste gaskonische Ritter, und forderte die Giftnatter zum Tanz auf, den Brautreihen mit ihr zu beginnen, und ob sie sich gleich diese Ehre höchlich verbat, so half doch kein Bitten noch Sträuben. Er umfaßte sie mit seinen kräftigen Armen, die Zwerglein schuheten ihr die glühenden Pantoffeln an, und Gunzelin schliff mit ihr

einen so raschen Schleifer längs dem Saal hinab, daß der Erdboden rauchte und ihre zarten, wohlgebratenen Füße kein Hühnerauge mehr quälte, dazu waldhornierten die Musikanten so herzhaft, daß alles Gewinsel und Wehklagen in die rauschende Musik verschlungen ward. Nach unendlichen Wirbeln und Kreisen drehete der flinke Ritter die erhitzte Tänzerin, welche noch nie ein Schleifer so heiß gemacht hatte, zum Saal hinaus, die Stiegen hinab in einen wohlverwahrten Turm, wo die büßende Sünderin Zeit und Muße hatte, Pönitenz zu tun. Sambul der Arzt aber kochte flugs eine köstliche Salbe, welche die Schmerzen linderte und die Brandblasen heilte.

Gottfried von Ardenne und Blanca lebten in einer paradiesischen Ehe und belohnten reichlich den Arzt Sambul, der wider Gewohnheit seiner Kollegen nicht tötete, wo er's durfte. Auch ward ihm sein Biedersinn oben im Himmel zum Segen angeschrieben; sein Geschlecht blühet noch in späten Enkelssöhnen. Einer seiner Nachkommen, der Jud Samuel Sambul, steht hocherhaben wie eine Zeder im Hause Israel, dienet Seiner mauritanischen Majestät, dem König in Marokko, als erster Minister und lebet, einige Bastonaden auf die Fußsohlen abgerechnet, in Glück und Ehre bis auf diesen Tag.

Stumme Liebe

Es war einmal ein reicher Kaufmann, Melchior von Bremen genannt, der sich immer hohnlächelnd den Bart strich, wenn vom reichen Manne im Evangelium gepredigt wurde, den er, im Vergleich mit sich, nur für einen kleinen Krämer schätzte. Er hatte des Geldes so viel, daß er seinen Speisesaal mit harten Talern pflastern ließ. In jenen frugalen Zeiten herrschte dennoch, so gut als in den unsrigen, ein gewisser Luxus, nur mit dem Unterschiede, daß er bei den Vätern mehr als bei den Enkeln aufs Solide gestellt war. Ob ihm diese Hoffart gleich

von seinen Mitbürgern und Konsorten sehr verarget und für eine Prahlerei ausgedeutet wurde: so wars damit doch mehr auf kaufmännische Spekulation als Aufschneiderei angesehen. Der schlaue Bremer merkte wohl, daß die Neider und Tadler dieser scheinbaren Eitelkeit nur den Ruf seines Reichtums ausbreiten und seinen Kredit dadurch mehren würden. Er erreichte diese Absicht vollkommen: das tote Kapital von alten Talern, das so weislich im Speisesaal zur Schau ausgestellet war, brachte hundertfältige Zinsen durch die stillschweigende Bürgschaft, die es in allen Handelsgeschäften für die Valuta leistete; aber endlich wurde es doch eine Klippe, woran die Wohlfahrt des Hauses scheiterte.

Melchior von Bremen starb auf einen jähen Trunk bei einem Quabbenschmause, ohne daß er Zeit hatte, sein Haus zu bestellen, und hinterließ all sein Hab und Gut einem einzigen Sohne im blühenden Jünglingsalter, der eben die Jahre erreicht hatte, die väterliche Erbschaft gesetzmäßig anzutreten. Franz Melcherson war ein herrlicher Junge und hatte von der Natur die besten Anlagen empfangen. Sein Körper war regelmäßig gebauet, dabei fest und konsistent; seine Gemütsart heiter und jovialisch, als wenn geräuchert Ochsenfleisch und alter Franzwein auf seine Existenz Einfluß gehabt hätten. Auf seinen Wangen blühte Gesundheit, und aus den braunen Augen sahe Behäglichkeit und froher Jugendsinn hervor. Er glich einer markigen Pflanze, die nur Wasser und ein magres Erdreich bedarf, um wohl zu gedeihen; in allzu fettem Boden aber geilen Überwuchs treibt, ohne Frucht und Genuß. Der väterliche Nachlaß war, wie es oft der Fall ist, des Sohnes Verderben. Kaum hatte er das Vergnügen empfunden, Besitzer eines großen Vermögens zu sein und damit nach Belieben schalten zu können, so suchte er sich dessen, nicht anders als einer drückenden Bürde, zu entledigen, spielte den reichen Mann im Evangelium im Wortverstande und lebte

alle Tage herrlich und in Freuden. Kein Gastmahl am Hofe des Bischofs kam den seinigen gleich an Pracht und Überfluß, und solange die Stadt Bremen steht, wird solch ein Ochsenfest nicht wieder erlebt, als er jährlich zu begehen pflegte: an jeden Bürger in der Stadt spendete er einen Krüselbraten aus und ein Krüglein spanischen Wein. Davor ließ die ganze Stadt den Sohn des Alten hochleben*, und Franz war der Held des Tages.

Bei diesem fortwährenden Taumel von Schwelgerei wurde an keine Bilanzrechnung gedacht, die ehemals das Vademekum der Handelsleute war, jetzt aber immer mehr außer Brauch kommt, daher das Zünglein der merkantilischen Wage sich oft mit magnetischer Kraft zum Fallissement neiget. Einige Jahre verliefen, ohne daß der verschwenderische Gauch eine Abnahme seiner Renten spürte; denn bei des Vaters Hinscheiden waren Kisten und Kasten voll. Die gefräßige Schar der Tischfreunde, das luftige Völklein der lustigen Brüder, die Spieler, Lungerer und alle, die von dem verlornen Sohn Nutzen und Gewinn hatten, sahen sich wohl vor, ihn zu einiger Besonnenheit kommen zu lassen; sie rissen ihn von einem Vergnügen zum andern fort und erhielten ihn immer in Atem, damit nicht ein nüchterner Augenblick die Vernunft aufwecken und ihren räuberischen Klauen die Beute entführen möchte.

Aber plötzlich versiegte das Brünnlein des Wohllebens, die Tonnen Goldes aus dem väterlichen Nachlaß waren abgezapft bis auf die Hefen. Franz kommandierte eines Tages eine große Zahlung, der Kassierer war außer Stand, die Ordre seines Herrn zu honorieren und gab sie mit Protest zurück. Das fuhr dem jungen Schlemmer mächtig vor die Stirn; doch fühlte er nur Verdruß und Unwillen über seinen

* Davon schreibt sich, der Sage nach, die an einigen Orten noch gewöhnliche scherzhafte Gesundheit her: des Alten Sohn soll leben!

widerſpenſtigen Diener, dem er allein, keinesweges aber ſeiner eignen übeln Wirtſchaft, die Unordnung in ſeinen Finanzen beimaß. Er gab ſich auch weiter keine Mühe, die Urſache davon zu ergründen, ſondern, nachdem er zu der gewöhnlichen Litanei des Unſinns ſeine Zuflucht genommen und einige

Dutzend Flüche abgedonnert hatte, ließ er an den achſelzuckenden Haushalter den lakoniſchen Befehl ergehen: ſchaff Rat.

Die Geldmäkler, die Wucherer und Wechſler wurden nun in Tätigkeit geſetzt. Gegen hohe Zinſen floſſen in kurzem wieder große Summen in die ledigen Kaſſen: der Saal mit harten Talern gepflaſtert galt damals in den Augen der

Gläubiger mehr als in unſern Tagen ein offener Kreditbrief des amerikaniſchen Generalkongreſſes oder aller dreizehn vereinigten Staaten. Das Palliativ leiſtete eine Zeitlang gute Dienſte; doch unter der Hand breitete ſich das Gerücht in der Stadt aus, das ſilberne Pflaſter im Speiſeſaal ſei in aller Stille aufgehoben und mit einem ſteinernen vertauſcht worden. Die Sache wurde von Stund an auf Verlangen der Darleiher gerichtlich unterſucht und in der Tat alſo befunden. Nun war nicht zu leugnen, daß ein Pflaſter von buntfarbigem Marmor, à la mosaique, ſich in einem Speiſeſaal ungleich beſſer ausnahm als die verblichenen alten Taler; allein die Gläubiger reſpektierten den feinen Geſchmack des Eigentümers ſo wenig, daß ſie ohne Verzug ihre Zahlung forderten, und da dieſe nicht erfolgte, wurde der Konkursprozeß eröffnet, das väterliche Haus nebſt allen annexis, Vorratshäuſern, Gärten, Feldgütern, auch allen Mobilien, bei brennender Kerze verſteigert, und der Beſitzer, der ſich zur Notwehr mit einigen rechtlichen Schikanen noch verbollwerkt hatte, judizialiter exmittiert.

Jetzt wars zu ſpät, über ſeine Unbeſonnenheit zu philoſophieren, da die vernünftigſten Betrachtungen nichts beſſern und die heilſamſten Entſchließungen den Schaden nicht mehr heilen konnten. Nach der Denkungsart unſers verfeinerten Zeitalters hätte nun der Held mit Würden von der Bühne abtreten, ſeine Exiſtenz auf irgendeine Art vernichten, die große Reiſe in die weite Welt antreten oder ſich entgurgeln müſſen, da er in ſeiner Vaterſtadt nicht mehr als ein Mann von Ehre leben konnte. Franz tat indeſſen weder das eine noch das andere. Das qu'en dira-t-on?*, welches die galliſche Sittlichkeit als Zaum und Gebiß für Torheit und Unbeſonnenheit erfunden hat, ſie damit zu zähmen, war dem zügelloſen Wicht bei ſeinem Wohlſtande nicht eingefallen, und

* Was wird die Welt dazu ſagen?

sein Gefühlssinn war noch nicht fein genug, die [redacted] seiner mutwilligen Verschwendung zu empfinden. Es war ihm wie einem berauschten Zecher zu Mute, der eben aus dem Weintaumel wieder erwacht und sich nicht zu besinnen weiß, was mit ihm vorgegangen ist. Er lebte nach der Weise verunglückter Verschwender, schämte sich nicht und grämte sich nicht. Zum Glück hatte er noch einige Reliquien aus dem Familienschmucke vom Schiffbruch geborgen, die ihn noch eine Zeitlang für drückendem Mangel schützten.

Er bezog ein Quartier in einem abgelegnen Gäßchen, in welches die Sonne das ganze Jahr nicht schien, außer in den längsten Tagen, wenn sie ein wenig über die hohen Dächer blickte. Hier fand er für seine jetzt sehr eingeschränkten Bedürfnisse alles was er brauchte: die frugale Küche des Wirts schützte ihn für Hunger, der Ofen für Kälte, das Dach für dem Regen, die vier Wände für dem Wind; nur für die peinliche Langeweile wußte er weder Rat noch Zuflucht. Das lockere Gesindel der Schmarotzer war mit dem Wohlstande davon geflohn, und von seinen ehemaligen Freunden kannte ihn keiner mehr. Die Lektüre war damals noch kein Zeitbedürfnis, man verstund sich nicht auf die Kunst, mit den hirnlosen Spielen der Phantasie, die gewöhnlich in den seichtesten Köpfen der Nation spuken, die Zeit zu töten. Es gab keine empfindsamen, pädagogischen, psychologischen, komischen, Volks- und Hexenromane; keine Robinsonaden, keine Familien- noch Klostergeschichten, keine Plimplampaskos, keine Kackerlaks, und die ganze fade Rosenthalsche Sippschaft hatte ihren Höckenweibermund noch nicht aufgetan, die Geduld des ehrsamen Publikums mit ihren Armseligkeiten zu ermüden. Aber doch tummelten sich die Ritter schon wacker auf der Stechbahn herum, Dietrich von Bern, Hildebrand, der gehörnte Seyfried, der starke Rennewart gingen auf die Drachen- und Lindwurmsjagd und erlegten Riesen und

Zwerge von zwölf Mannsstärke. Der ehrwürdige Theuerdank war das höchste Ideal von deutscher Art und Kunst, und damals das neueste Produkt des vaterländischen Witzes, doch nur für die schönen Geister, Dichter und Denker seines Jahrhunderts. Franz gehörte zu keiner von diesen Klassen, daher wußte er sich mit nichts zu beschäftigen, als daß er seine Laute stimmte und zuweilen drauf klimperte, hiernächst zur Abwechselung aus dem Fenster schauete und Wetterbeobach-

tungen anstellte, aus welchen sich gleichwohl so wenig ein Resultat ergab, als aus der verlornen Mühe unsrer windsüchtigen Meteorologen. Sein Beobachtungsgeist bekam indessen bald eine andere Nahrung, wodurch der leere Raum in Kopf und Herzen auf einmal ausgefüllet wurde.

In dem engen Gäßchen, seinem Fenster gerade gegenüber, wohnte eine ehrbare Matrone, die auf Hoffnung besserer Zeiten sich kümmerlich vom langen Faden nährte, den sie nebst einer wunderschönen Tochter durch die Spindel gewann, sie zogen tagtäglich denselben so lang aus, daß sie die ganze Stadt Bremen, mit Wall und Graben und allen Vorstädten,

leicht damit hätten umspannen mögen. Die beiden Spinnerinnen waren eigentlich nicht für die Spindel geboren, sie waren von gutem Herkommen und lebten ehedem im behäglichen Wohlstande. Der schönen Meta Vater hatte ein eignes Schiff auf der See, das er selbst befrachtete und damit jährlich nach Antwerpen fuhr: aber ein schwerer Sturm begrub das Schiff mit Mann und Maus und einer reichen Ladung in den Abgrund des Meeres, als Meta noch nicht ihre Kinderjahre zurückgelegt hatte. Die Mutter, eine verständige, gesetzte Frau, ertrug den Verlust ihres Gatten und des sämtlichen Vermögens mit weiser Standhaftigkeit, entschlug sich, aus edlem Stolze, bei ihrer Dürftigkeit aller Unterstützungen des wohltätigen Mitleids ihrer Freunde und Anverwandtschaft, die sie für schimpfliche Almosen hielt, so lange sie noch in ihrer eignen Tätigkeit Mittel zu finden glaubte, durch ihrer Hände Fleiß sich zu ernähren. Sie überließ ihr großes Haus und all das köstliche Geräte darin den harten Gläubigern ihres verunglückten Mannes, bezog eine kleine Wohnung im engen Gäßchen und spann vom frühen Morgen an bis in die späte Nacht, ob ihr dieser Broderwerb gleich schwer einging, und sie den Faden oft mit heißen Tränen netzte. Dennoch erreichte sie durch diese Emsigkeit den Endzweck, von niemand abzuhangen und keinem Menschen einige Verbindlichkeit schuldig zu sein. In der Folge lehrte sie die heranwachsende Tochter zu gleicher Beschäftigung an und lebte so genau, daß sie von ihrem Erwerb noch einen Sparpfennig zurücklegte, den sie anwendete, nebenher einen kleinen Flachshandel zu treiben.

Sie vermeinte jedoch keinesweges, in diesem dürftigen Zustande ihr Leben zu beschließen, vielmehr stärkte die wackere Frau ihren Mut mit günstigen Aussichten in die Zukunft, hoffte dereinst wieder in eine behägliche Lage zu kommen und in dem Herbste des Lebens auch noch ihren Weiber-

sommer zu genießen. Diese Hoffnung gründete sich nicht so ganz auf leere Träume der Phantasie, sondern auf eine planmäßige und vernünftige Erwartung. Sie sahe ihre Tochter wie eine Frühlingsrose aufblühen, dabei war sie tugendlich und sittsam und mit so vielen Talenten des Geistes und Herzens begabt, daß die Mutter Freude und Trost an ihr empfand und sich den Bissen aus dem Munde absparte, um nichts an einer anständigen Erziehung mangeln zu lassen. Denn sie glaubte, wenn ein Mädchen der Skizze gleichkäme, welche Salomon der weise Philogyn von dem Ideal einer vollkommnen Gattin entworfen hat*: so könne es nicht fehlen, daß eine so köstliche Perle zum Hausschmuck eines rechtlichen Mannes werde aufgesucht und darum gehandelt werden: denn Schönheit und Tugend miteinander vereinbart galten zu Mutter Brigittens Zeiten gerade soviel in den Augen der Freier, als in unsern Tagen Sippschaft und Vermögen. Zudem gab es auch mehr Ehekompetenten: man hatte damals den Glauben, die Frau sei der wesentlichste, nicht aber nach der verfeinerten ökonomischen Theorie der entbehrlichste Hausrat in der Wirtschaft. Die schöne Meta blühete zwar nur wie eine köstliche seltene Blume im Gewächshaus, nicht unter Gottes freiem Himmel; sie lebte unter mütterlicher Aufsicht und Gewahrsam höchst eingezogen und stille, ließ sich auf keiner Promenade und in keiner Gesellschaft blicken; kam im ganzen Jahre kaum einmal vors Tor ihrer Vaterstadt, und das schien den Grundsätzen einer gesunden Mutterpolitik gerade entgegen. Die alte Frau E** in Memel verstunds weiland anders, schickte die reisende Sophie, wie klar am Tage liegt, eigentlich nur auf Heuratsspekulation von Memel nach Sachsen und erreichte ihre Absicht vollkommen: wieviel Herzen steckte die wandernde Nymphe in Brand, wieviel Kompetenten warben um sie! Wenn sie als ein häusliches,

* Sprüchwörter Salom., 31. Kap. 11. Vers bis zu Ende.

sittsames Mädchen daheim geblieben wär, würde sie in der Klausur ihrer jungfräulichen Zelle vielleicht abgeblühet haben, ohne sogar an dem Magister Kübbuz eine Eroberung zu machen. Andere Zeiten, andere Sitten. Töchter sind bei uns ein Kapital, das in Umlauf muß gesetzt werden, wenn's rentieren soll; ehemals wurden sie wie Spargeld unter Schloß und Riegel aufbewahrt; aber die Wechsler wußten doch, wo der Schatz verborgen lag und wie ihm beizukommen sei. Mutter Brigitta steuerte sich auf einen wohlhabenden Eidam, der sie einst wieder aus dem babylonischen Gefängnis im engen Gäßchen in das Land des Überflusses, wo Milch und Honig innen fleußt, zurückführen würde und vertrauete fest darauf, die Urne des Schicksals werde das Los ihrer Tochter mit keiner Niete zusammen paaren.

Eines Tages, als Nachbar Franz zum Fenster ausschauete, um Wetterbeobachtungen anzustellen, erblickte er die reizende Meta, welche mit der Mutter aus der Kirche zurückkam, wo sie täglich Messe zu hören nicht verfehlte. In seinem Glücke hatte der unstete Wüstling für das schöne Geschlecht keine Augen gehabt, die feinern Gefühle schliefen noch in seiner Brust und alle Sinnen waren von dem unaufhörlichen Rausche des Wohllebens gleichsam umnebelt. Jetzt hatten sich

die stürmischen Wellen der Ausgelassenheit gelegt, und bei der großen Windstille wirkte das kleinste Lüftchen auf die Spiegelfläche seiner Seele. Er wurde von dem Anblick der lieblichsten weiblichen Figur, die ihm jemals vorgeschwebt hatte, bezaubert, gab von Stund an das dürre meteorologische Studium auf und stellte nun ganz andere Beobachtungen an zu Beförderung der Menschenkunde, die ihm weit unterhaltendere Beschäftigung gaben. Er zog bei seinem Wirt bald Kundschaft von der angenehmen Nachbarschaft ein und erfuhr das größtenteils, was wir bereits schon wissen.

Jetzt fiel ihm der erste reuige Gedanke über seine unbesonnene Verschwendung auf, es regte sich ein geheimes Wohlwollen in seinem Herzen gegen die neue Bekanntschaft, und er wünschte nur um deswillen sein väterliches Erbgut wieder zurück, die liebenswürdige Meta damit auszusteuern. Das Quartier im engen Gäßchen war ihm jetzt so lieb, daß er's nicht mit dem Schudding* würde vertauscht haben. Er kam den ganzen Tag nicht mehr vom Fenster hinweg, um die Gelegenheit zu erlauren, das liebe Mädchen zu beäugeln, und wenn sie sich sehen ließ, fühlte er mehr Entzücken in seiner Seele, als der Beobachter Horockes zu Liverpol empfand, da er zum erstenmal die Venus durch die Sonne wandern sah.

Zum Unglück stellte die wachsame Mutter Gegenbeobachtungen an und merkte bald, was der Lungerer gegenüber im Schilde führte, und weil er als ein Wüstling ohnehin bei ihr gar schlecht akkredidiert war, so entrüstete sie dieses tägliche Angaffen so sehr, daß sie ihr Fenster mit einer Schleierwolke verhüllte und die Vorhänge dichte zuzog. Meta erhielt strengen Befehl, sich nicht mehr am Fenster sehen zu lassen, und wenn die Mutter mit ihr in die Messe ging, hing sie ihr ein Regentuch übers Gesichte, vermummte sie wie eine Favoritin des

* Eins der ansehnlichsten Gebäude in Bremen, worinnen die Konvente der Kaufleute gehalten werden.

Großherrn und sputete sich, daß sie mit ihr um die Ecke des Gäßleins herumkam, um dem Auflaurer aus den Augen zu gehen.

Franz stund eben nicht im Rufe, daß der Scharfsinn sein vorzüglichstes Talent sei; aber die Liebe weckt alle Fähigkeiten der Seele auf. Er merkte, daß er durch sein unbescheidenes Spähen sich verraten hatte und zog sich alsbald von seinem Fensterposten zurück, mit dem Entschluß, nicht wieder auszuschauen, wenn auch das Venerabile vorbeigetragen würde. Dagegen sann er auf einen Fund, seine Beobachtungen dennoch unbemerkt fortzusetzen, und das gelang seiner Erfindsamkeit ohne große Mühe.

Er heuerte den größten Spiegel, der aufzutreiben war, und hing diesen in seiner Stube unter einer solchen Richtung auf, daß er durch denselben alles, was in der Wohnung seiner Nachbarinnen vorging, deutlich bemerken konnte. Da man in vielen Tagen nichts mehr von dem Lauerer wahrnahm, öffneten sich allmählich die Gardinen wieder, und der große Spiegel empfing zuweilen die Gestalt des herrlichen Mädchens und gab sie zur großen Augenweide seines Inhabers getreulich zurück. Je tiefer die Liebe in seinem Herzen Wurzel schlug*, desto mehr erweiterten sich seine Wünsche. Jetzt kam es darauf an, der schönen Meta seine Leidenschaft zu veroffenbaren und ihre gegenseitige Gesinnung zu erforschen. Der gewöhnliche und gangbarste Weg, den Verliebte unter einer solchen Konstellation ihrer Neigungen und Wünsche einzuschlagen pflegen, war ihm in seiner gegenwärtigen Lage ganz unzugänglich. In jenem sittsamen Zeitalter hielt es überhaupt schwer für verliebte Paladins, sich bei den Töchtern vom Hause zu introduzieren: Toiletten-Besuche waren noch nicht Sitte; trauliche Zusammenkünfte unter vier Augen waren mit dem Verluste des guten Rufs von Seiten der

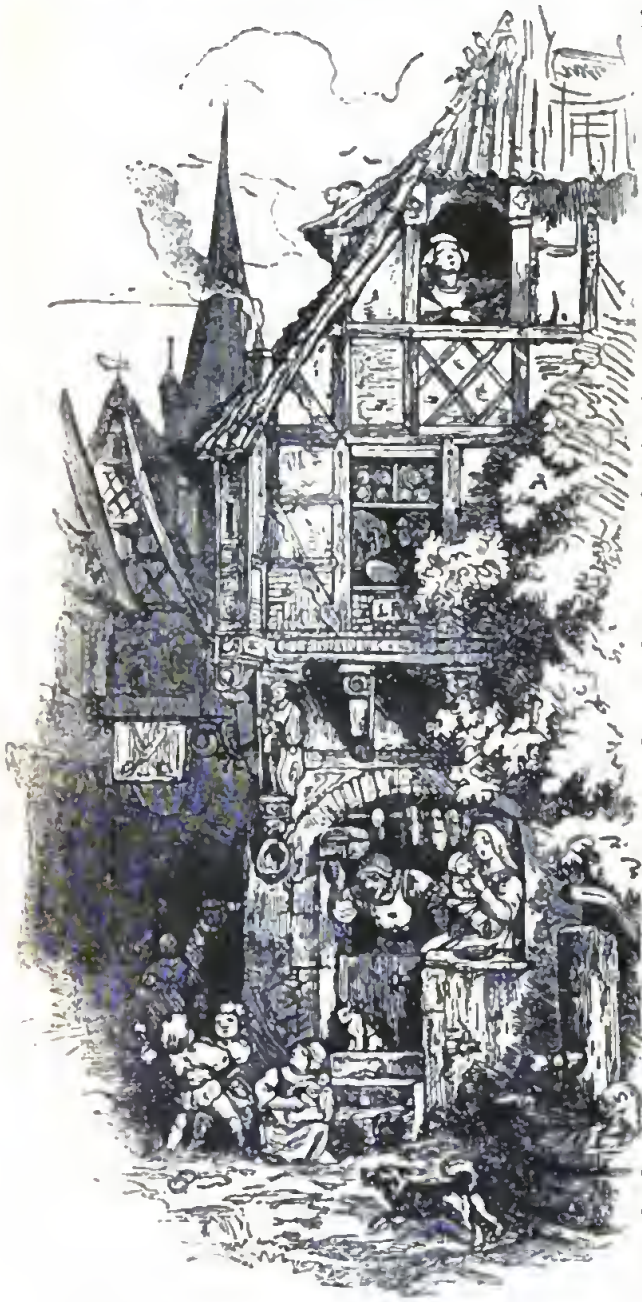
* ἀπὸ τῷ ὁρᾶν ἔρχεται τὸ ἐρᾶν.

weiblichen Teilhaberschaft verpönt, Promenaden, Esplanaden, Maskeraden, Picknicks, Goutés, Soupés und andere Erfindungen des neuern Witzes, die süße Minne zu begünstigen, gab es noch nicht, nur die verschwiegene Ehekammer gestattete die Konkurrenz beider Geschlechter zur Erörterung ihrer Herzensangelegenheiten. Dem ungeachtet gingen alle Dinge ihren Gang so gut wie bei uns. Gevatterschaften, Hochzeitsschmäuse, Leichenmahle waren, vornämlich in Reichsstädten, privilegierte Vehikel, Liebschaften anzuspinnen und Ehetraktaten zu betreiben, darum sagt das alte Sprüchwort: Es wird keine Hochzeit vollbracht, es wird eine neue erdacht. Aber einen verarmten Schlemmer begehrte niemand in seine geistliche Verwandschaft aufzunehmen, er wurde zu keinem Hochzeitmahl, zu keinem Leichenessen geladen. Der Schleifweg, durch die Zofe, durch die junge Magd oder einen andern dienstbaren Geist von Unterhändlerin zu negoziieren, war hier versperrt: Mutter Brigitta hatte weder Magd noch Zofe, der Flachs- und Garnhandel ging allein durch ihre Hand, und sie verließ die Tochter so wenig als ihr Schatten.

Unter diesen Umständen wars unmöglich, daß Nachbar Franz der geliebten Meta sein Herz entweder mündlich oder schriftlich entdecken konnte. Er erfand aber bald ein Sprachidiom, das für die Darstellung der Leidenschaften ausdrücklich gemacht scheinet. Zwar gebühret ihm nicht die Ehre der ersten Erfindung: lange vor ihm hatten die empfindsamen Seladons in Welschland und Spanien schmelzende Harmonien bei ihren Serenaden die Sprache des Herzens unter dem Balkon ihrer Donna reden lassen, und dieses melodische Pathos soll in Liebesdeklarationen des Zwecks nicht leicht verfehlen und nach dem Geständnis der Damen herzanfassender und hinreißender sein, als weiland die Wohlredenheit des ehrwürdigen Vaters Chrysostomus oder die Beredsamkeit des schulgerechten Cicero und Demosthenes. Aber davon hatte

der schlichte Bremer nie ein Wort gehöret, folglich war die Erfindung, seine Herzgefühle in musikalische Akkorde überzutragen und sie der geliebten Meta vorzulautenieren, ganz die seinige.

In einer empfindsamen Stunde ergriff er sein Instrument, ließ es jedoch nicht wie sonst bei dem bloßen Stimmen bewenden, sondern lockte rührende Melodien aus den harmonischen Saiten hervor, und in minder als einem Monat schuf die Liebe den musikalischen Stümper zum neuen Amphion um. Die ersten Versuche schienen eben nicht bemerkt zu werden; aber bald wurde im engen Gäßchen alles Ohr, wenn der Virtuos einen Akkord anschlug, die Mütter schwiegen die Kinder, die Väter wehrten den lärmenden Knaben vor den Türen, und er hatte das Vergnügen, durch den Spiegel zu bemerken, daß Meta mit ihrer alabasternen Hand zuweilen das Fenster öffnete, wenn er an-



fing zu präludieren. Wars ihm gelungen, sie herbei zu ziehen, daß sie ihm das Ohr lieh, so rauschten seine Phantasien im frohen Allegro oder hüpften in scherzenden Tanzmelodien daher; hielt sie aber der Umtrieb der Spindel oder die geschäftige Mutter ab, sich sehen zu lassen, so wälzte ein schwerfälliges Andante sich über den Steg der seufzenden Laute, welches in schmachtenden Modulationen ganz das Gefühl des Kummers ausdrückte, den Liebesqual in seine Seele goß.

Meta war keine ungelehrige Schülerin und lernte bald diese ausdrucksvolle Sprache verstehen. Sie machte verschiedene Versuche, zu prüfen, ob sie sich alles recht verdolmetscht hätte, und fand, daß sie nach ihrer Willkür die Virtuosenlaune des unsichtbaren Lautenschlägers regieren konnte: denn die stillen, sittsamen Mädchen haben, wie bekannt, einen ungleich schärfern Gefühlsblick, als die raschen, flatterhaften Dirnen, die mit schmetterlingsartigem Leichtsinn von einem Gegenstande zum andern forteilen und an keinen ihre Aufmerksamkeit heften. Sie fand ihre weibliche Eitelkeit dadurch geschmeichelt, und es behagte ihr, durch eine geheime Zaubermacht die nachbarliche Laute bald in den Ton der Freude, bald in den wimmernden Klageton stimmen zu können. Mutter Brigitta aber hatte mit dem Erwerb im Kleinen immer den Kopf so voll, daß sie nicht darauf achtete, und die schlaue Tochter hütete sich wohl, ihr die gemachte Entdeckung mitzuteilen und dachte vielmehr darauf, eine Gelegenheit auszuspähen, diese harmonischen Apostrophen an ihr Herz aus einem gewissen Wohlwollen gegen den girrenden Nachbar oder aus Eitelkeit, um ihren hermenevtischen Scharfsinn zu veroffenbaren, durch eine symbolische Gegenrede zu erwidern. Sie äußerte ein Verlangen, Blumentöpfe vor dem Fenster zu haben, und dieses unschuldige Vergnügen ihr zu gestatten, fand bei der Mutter keine Schwierigkeit, die nichts mehr von

dem lauerſamen Nachbar fürchtete, nachdem ſie ihn nicht mehr vor Augen ſahe.

Nun hatte Meta einen Beruf, ihre Blumen zu warten, zu begießen, für den Sturmwinden ſie zu ſichern und anzubinden, auch ihr Wachstum und Gedeihen zu beobachten. Mit unausſprechlichem Entzücken erklärte der glückliche Liebhaber dieſe Hieroglyphen ganz zu ſeinem Vorteil, und die beredte Laute ermangelte nicht, ſeine frohen Empfindungen in das horchſame Ohr der ſchönen Blumenfreundin über das enge Gäßchen hinüber zu modulieren. Das tat in dem zarten, jungfräulichen Herzen Wunder. Es fing an, ſie heimlich zu kränken, wenn Mutter Brigitta bei ihren weiſen Tiſchreden, wo ſie mit der Tochter zuweilen ein Stündchen zu koſen pflegte, den muſikaliſchen Nachbar in die Zenſur nahm, ihn einen Taugenichts und Lungerer ſchalt oder mit dem vorlornen Sohn verglich. Sie nahm immer ſeine Partei, wälzte die Schuld ſeines Verderbens auf die leidige Verführung und legte ihm nichts zur Laſt, als daß er das goldne Sprüchlein nicht erwogen hätte: junges Blut, ſpar dein Gut! Indeſſen verteidigte ſie ihn mit ſchlauer Vorſicht, daß es ſchien, es ſei damit mehr auf die Unterhaltung des Geſprächs abgeſehen, als daß ſie an der Sache ſelbſt Anteil nähm.

Während daß Mutter Brigitta innerhalb ihrer vier Wände gegen den jungen Wildfang eiferte, hegte dieſer für ſie gleichwohl die beſten Geſinnungen und machte die ernſthafteſte Spekulation, wie er nach Vermögen ihre dürftigen Umſtände verbeſſern und die wenige Habe, die ihm noch übrig war, mit ihr teilen möchte, ſo daß es ihr doch gänzlich verborgen blieb, daß ein Teil ſeines Eigentums in das ihrige übergegangen ſei. Eigentlich wars mit dieſer milden Spende freilich nicht auf die Mutter, ſondern auf die Tochter abgeſehen. Unter der Hand hatte er vernommen, daß der ſchönen Meta nach einem neuen Leibrock gelüſte, welchen zu kaufen die

Mutter ihr abschlug unter dem Vorwand schwerer Zeiten. Er urteilte aber ganz recht, daß ein Geschenk oder ein Stück Zeug von unbekannter Hand wohl schwerlich dürfte angenommen werden oder die Tochter sich darein kleiden möchte, und daß er alles verderben würde, wofern er sich als der Geber zu der Spende legitimieren wollte. Unversehens führte der Zufall eine Gelegenheit herbei, diesen guten Willen auf die schicklichste Art zu realisieren.

Mutter Brigitta beklagte sich gegen eine Nachbarin, der Flachs sei nicht geraten und koste mehr im Einkauf, als die Abnehmer dafür bezahlen wollten, daher sei dieser Nahrungszweig vor der Hand nichts anders als ein dürrer Ast. Horcher Franz ließ sich das nicht zweimal sagen. Er lief alsbald zum Goldschmied und vermäkelte die Ohrenspangen seiner Mutter, kaufte einige Steine Flachs ein und ließ sie durch eine Unterhändlerin, die er gewann, seiner Nachbarin für einen geringen Preis anbieten. Der Handel wurde geschlossen und wucherte so reichlich, daß die schöne Meta auf Allerheiligentag in einem neuen Leibrock prangte. Sie leuchtete in diesem Prunk dem spähenden Nachbar dergestalt in die Augen, daß er an den heilgen eilftausend Jungfrauen samt und sonders würde vorbeigegangen sein, wenn ihm vergönnt gewesen wär, sich ein Herzgespiel darunter zu suchen, um die reizende Meta zu wählen.

Doch eben da er sich über den guten Erfolg seiner unschuldigen List in der Seele freuete, wurde das Geheimnis verraten. Mutter Brigitta wollte der Flachsströdlerin, die ihr so reichen Erwerb eingebracht hatte, zur Vergeltung auch eine Güte tun und bewirtete sie mit einem wohlgezuckerten Reisbrei* und einem Quartierchen spanischen Sekt. Diese Näsche-

* Ehe der Kaffee bekannt war, pflegten Damen von Stande den weiblichen Besuch mit Konfekt oder anderm Backwerk und süßem Weine zu bedienen; wirtschaftlichere Hausmütter substituierten dafür Reisbrei und

rei ſetzte nicht nur den zahnloſen Mund, ſondern auch die geſchwätzige Zunge der Alten in Bewegung, ſie verhieß, den Flachshandel fortzuſetzen, wenn ihr Kommittent ſich ferner geneigt dazu finden ließ, wie ſie aus guten Gründen vermute. Ein Wort gabs andere, Mutter Evens Töchter forſchten, mit der ihrem Geſchlechte gewöhnlichen Neugier, ſo lange nach, bis ſie das morſche Siegel der weiblichen Verſchwiegenheit auflöſten. Meta erbleichte für Schrecken über dieſe Entdeckung, die ſie würde entzückt haben, wenn nicht die Mutter Teilhaberin derſelben geweſen wäre. Aber ſie kannte ihre ſtrengen Begriffe von Sittlichkeit und Anſtand, und die machten ihr für den Verluſt des neuen Leibrocks bange. Die ernſte Frau geriet nicht minder in Beſtürzung über dieſe Novelle und wünſchte ihrerſeits gleichfalls, daß ſie allein Notiz von der eigentlichen Beſchaffenheit ihres Flachshandels möchte erhalten haben, denn ſie fürchtete, die nachbarliche Großnut möchte auf das Herz der Tochter einen Eindruck machen, der ihren ganzen Plan verrückte. Daher beſchloß ſie, den noch zarten Keim des Unkrautes auf friſcher Tat aus dem jungfräulichen Herzen zu vertilgen. Der Leibrock wurde, aller Bitten und Tränen der lieblichen Beſitzerin ungeachtet, vorerſt in Beſchlag genommen und des folgenden Tages auf den Trödelmarkt geſchickt, das daraus gelöſte Geld mit dem übrigen aufs gewiſſenhafteſte berechneten Gewinn von dem Flachsnegoz zuſammengepackt und als eine alte Schuld unter der Aufſchrift: an Herrn Franz Melcherſon, ſeßhaft in Bremen, durch Beihülfe des Hamburger Boten zurück ſpediert. Der Empfänger nahm auf guten Glauben das Päckchen Geld als einen unvermuteten Segen an, wünſchte, daß

---

ein Glas Landwein. Der erſtere ſtund als eine vorzügliche Leckerei in großem Kredit und wurde bei den Gaſtmahlen der Fürſten aufgetragen. Ohne Reisbrei wurde ſelbſt kein kurfürſtlich Beilager vollzogen, wie die archivariſchen Urkunden aufbewahrter alten Küchenzeddel beſagen.

alle Schuldner seines Vaters in Abzahlung der alten Reste so gewissenhaft sein möchten als dieser biedere Unbekannte, und ahndete nichts von dem wahren Zusammenhange der Sache; die schwatzhafte Mäklerin hütete sich auch wohl, von ihrer Plauderei ihm Confidence zu machen, sie begnügte sich nur, ihm zu sagen, Mutter Brigitta habe den Flachshandel aufgegeben.

Unterdessen belehrte ihn der Spiegel, daß gegenüber die Adspekten in einer Nacht sich gar sehr verändert hatten. Die Blumentöpfe waren insgesamt verschwunden, und die Schleierwolken bedeckten wieder den freundlichen Horizont der gegenseitigen Fenster. Meta war selten sichtbar, und wenn sie ja einmal auf einen Augenblick zum Vorschein kam, wie der Silbermond in einer stürmischen Nacht aus dem Gewölke, so erschien sie mit gar trübseligem Gesicht, das Feuer ihrer Augen war verloschen und ihm bedünkte, sie zerdrücke zuweilen ein perlendes Tränlein mit dem Finger. Das griff ihm gewaltsam ans Herz, und die Laute hallte schwermutsvolle Mitempfindung in weichen lydischen Tönen. Er quälte sich und sann, die Ursache des Trübsinns seiner Liebschaft zu erforschen, ohne mit seinem Dichten und Denken etwas zu enden. Nach Verlauf einiger Tage bemerkte er mit großer Bestürzung, daß sein liebster Hausrat, der große Spiegel, ihm völlig unbrauchbar sei. Er lagerte sich an einem heitern Morgen in den gewöhnlichen Hinterhalt und wurde gewahr, daß die Wolken gegenüber alle wie nächtliche Nebel verschwunden waren, welches er anfangs einer großen Wäsche zuschrieb; aber bald sah er, daß inwendig im Zimmer alles öd und ledig war: die angenehme Nachbarschaft war Abends zuvor in aller Stille dekampieret und hatte das Quartier verändert.

Nun konnte er mit aller Muße und Bequemlichkeit wieder die freie Aussicht genießen, ohne zu befürchten, irgend jemand

durch ſein Ausſchauen läſtig zu fallen; allein für ihn wars ein peinlicher Verluſt, des wonnigen Anblicks ſeiner platoniſchen Liebſchaft entbehren zu müſſen. Stumm und fühllos ſtund er da, wie ehemals ſein Kunſtgenoß, der harmoniſche Orpheus, als der geliebte Schatten ſeiner Eurydice wieder zum Orkus hinabſchwand, und wenn zu ſeiner Zeit das Tollhäuslergefühl unſerer Kraftmänner, die im abgewichenen Jahrzehend toſeten, nun aber, wie die Hummeln beim erſten Froſte, verſchwunden ſind, zur Exiſtenz wär gediehen geweſen, ſo würde dieſe Windſtille in einen plötzlichen Orkan übergegangen ſein. Das Wenigſte, was er hätte tun können, wäre geweſen, ſich die Haare auszuraufen, auf der Erde ſich herum zu wälzen oder den Kopf gegen die Wand zu rennen, den Ofen und die Fenſter einzuſchlagen und ſich als ein Unſinniger zu gebärden. Alles das unterblieb aus dem ganz einleuchtenden Grunde, weil wahre Liebe nie Toren macht, ſondern das Univerſale iſt, kranke Gemüter von Torheit zu heilen, der Ausſchweifung ſanfte Feſſeln anzulegen und jugendliche Unbeſonnenheit von dem Wege des Verderbens auf die Bahn der Vernunft zu leiten: denn der Wüſtling, welchen die Liebe nicht wieder zurecht bringt, iſt unwiederbringlich verloren.

Sobald ſich ſein Geiſt wieder geſammlet hatte, ſtellte er über das unerwartete Phänomen am nachbarlichen Horizont mancherlei lehrreiche Betrachtungen an. Er vermutete allerdings, daß er der Hebel geweſen ſein möchte, der die Bewegung im engen Gäßchen veranlaßt und die Auswanderung der weiblichen Kolonie bewirket habe; der Geldempfang, der eingeſtellte Flachshandel und die darauf erfolgte Emigration dienten einander zu wechſelſeitigen Exponenten, ihm alles aufzuklären. Er merkte, daß Mutter Brigitta hinter ſeine Geheimniſſe gekommen ſei, und ſahe aus allen Umſtänden, daß er nicht ihr Held war, und dieſe Entdeckung munterte

eben seine Hoffnung nicht sehr auf. Die symbolische Rücksprache der schönen Meta hingegen, welche sie mittelst der Blumentöpfe auf seine harmonischen Liebesanträge mit ihm genommen hatte, ihr Trübsinn und die Zähre, die er kurz vor der Auswanderung aus dem engen Gäßchen in ihren schönen Augen bemerkt hatte, belebten seine Hoffnung wieder und erhielten ihn bei gutem Mute. Sein erstes Geschäfte war, auf Kundschaft auszugehen und in Erfahrung zu bringen, wo Mutter Brigitta ihre Residenz hinverlegt habe, um das geheime Einverständnis mit der zärtlichen Tochter auf irgend eine Weise zu unterhalten. Es kostete ihn wenig Mühe, ihren Aufenthalt zu erfahren, gleichwohl war er zu bescheiden, ihr mit wesentlicher Wohnung zu folgen und begnügte sich nur die Kirche auszuspähen, wo sie nun Messe hörten, um sich das Vergnügen des Anblicks seiner Geliebten täglich einmal zu verschaffen. Er verfehlte nie, ihr auf dem Heimwege zu begegnen, bald da, bald dort in einem Laden oder in einer Haustür, wo sie vorüber gehen mußte, ihr aufzupassen und sie freundlich zu grüßen, welches so viel galt als ein Billet doux und auch die nämliche Wirkung tat.

Wär Meta nicht allzu klostermäßig erzogen und von der strengen Mutter wie ein Schatz von den Augen eines Geizigen bewacht worden, so hätte Nachbar Franz mit seiner verborgenen Werbung auf ihr Herz ohne Zweifel wenig Eindruck gemacht. Aber sie war in dem kritischen Alter, wo Mutter Natur und Mutter Brigitta mit ihrer guten Lehr und Unterricht immer in Kollision kamen. Jene lehrte sie durch geheimen Instinkt Empfindungen kennen und pries ihr solche als die Panazee des Lebens an, für die sie keinen Namen hatte; diese warnte sie für den Überraschungen einer Leidenschaft, die sie nicht mit dem wahren Namen benennen wollte, die aber, ihrer Sage nach, für junge Mädchen schädlicher und verderblicher sein sollte als Blattergift. Jene belebte im

blühenden Lenz des Lebens, nach Beschaffenheit der Jahreszeit, ihr Herz mit wohltätiger Wärme, diese wollte, daß es immer so frostig und kalt als ein Eiskeller bleiben sollte. Dieses ganz entgegengesetzte pädagogische System zweier guten Mütter gab dem lenksamen Herzen der Tochter die Richtung eines Schiffs, das gegen den Wind gesteuert wird und weder dem Winde noch dem Ruder folgt, sondern ganz natürlich eine dritte Direktion nimmt. Sie behielt die Sittsamkeit und Tugend bei, die ihr durch die Erziehung von Jugend an war eingepräget worden, und ihr Herz war aller zärtlichen Empfindungen empfänglich. Weil nun Nachbar Franz der erste Jüngling war, der diese schlafenden Gefühle aufgeweckt hatte, so empfand sie ein gewisses Behagen an ihm, das sie sich kaum selbst gestand, das aber jedes minder unerfahrne Mädchen würde für Liebe erkläret haben. Darum ging ihr der Abschied aus dem engen Gäßchen so nahe, darum zitterte ein Tränlein von ihren schönen Augen, darum dankte sie dem lauersamen Franz so freundlich, wenn er sie auf dem Kirchwege grüßte und wurde rot dabei bis an die Ohren. Beide Liebenden hatten zwar nie ein Wort mit einander gesprochen, aber er verstand sie, sie verstand ihn so vollkommen, daß sie unter vier Augen sich gegeneinander nicht deutlicher würden haben erklären können, und beide Kontrahenten schworen, jeder Teil für sich im Herzen, unter dem Siegel der Verschwiegenheit dem andern den Bund der Treue.

In dem Viertel, wo Mutter Brigitta eingemietet hatte, gabs auch Nachbarschaften, und unter diesen auch Mädchenspäher, denen die Wohlgestalt der reizenden Meta nicht verborgen bleiben komte. Gerade ihrer Behausung gegenüber wohnte ein wohlhabender Brauherr, den die Scherztreiber, weil er sehr bei Mitteln war, nur den Hopfenkönig nannten. Er war ein junger, flinker Witwer, dessen Trauerjahr eben

zu Ende lief und der nun, ohne die Gesetze des Wohlstandes zu übertreten, berechtiget war, sich nach einer anderweiten Gehülfin in der Wirtschaft umzusehen. Er hatte gleich nach dem Hinscheiden der selgen Frau mit seinem Schutzpatron, dem heilgen Christoph, in aller Stille den Kontrakt gemacht, ihm eine Wachskerze zu opfern, so lang als eine Hopfenstange und so dick als ein Schürbaum, wenn er es ihm mit der zweiten Wahl nach dem Wunsch seines Herzens würde gelingen lassen. Kaum hatte er die schlanke Meta erblickt, so träumte ihm, der heilige Christoph sähe im zweiten Geschoß des Hauses* zum Fenster des Schlafgemachs herein und mahne seine Schuld ein. Das dünkte dem raschen Witwer ein himmlischer Beruf zu sein, unverzüglich das Netz auszuwerfen. Am frühen Morgen berief er die Mäkler der Stadt und gab ihnen Kommission auf gebleicht Wachs, darauf putzte er sich heraus wie ein Ratsherr, sein Heuratsgewerbe zu betreiben. Er hatte keine musikalischen Talente, und in der geheimen Symbolik der Liebe war er ein roher Idiot; aber er hatte ein reiches Brauerbe, ein bares Kapital auf der Stadtkämmerei, ein Schiff auf der Weser und einen Meierhof vor der Stadt. Unter diesen Empfehlungen hätte er auch wohl ohne Beistand des heiligen Christoffels auf einen erwünschten Erfolg seiner Werbung rechnen können, besonders bei einer Braut ohne Heuratsgut.

Er ging, dem alten Herkommen gemäß, gerade vor die rechte Schmiede und entdeckte der Mutter freundnachbarlich seine christliche Absicht auf ihre tugendliche und ehrsame Tochter. Keine Engelerscheinung hätte die gute Frau mehr entzücken können als diese frohe Botschaft. Sie sahe jetzt die

* Sankt Christoph erscheinet seinen Schutzbefohlenen nie in einem einsamen Kämmerlein wie die übrigen Heiligen, mit Himmelslicht umflossen: Für seine gigantesse Natur ist jedes Zimmer zu niedrig, daher tut der heilige Enaksohn alle Geschäfte mit seinen Pfleglingen nur vor dem Fenster ab.

Frucht ihres klugen Plans und die Erfüllung ihrer Hoffnung reifen, aus der bisherigen Dürftigkeit zu ihrem erſten Wohlſtand zurückzukehren, ſegnete den guten Gedanken, aus dem Winkelgäßchen weggezogen zu ſein, und in der erſten Aufwallung der Freude, da ſich tauſend heitere Ideen in ihrer Seele aneinander reiheten, dachte ſie auch an den Nachbar Franz, der die Veranlaſſung dazu gegeben hatte. Ohngeachtet

er eben nicht ihr Schoßjünger war, gelobte ſie ihm doch als dem zufälligen Werkzeuge ihres aufgehenden Glücksſterns eine heimliche Freude mit irgend einer Spende zu machen und dadurch zugleich Abtrag für den wohlgemeinten Flachshandel zu leiſten.

In dem mütterlichen Herzen waren die Heuratspräliminarien ſo gut als unterzeichnet, doch erlaubte der Wohlſtand nicht, in einer ſo wichtigen Sache zu raſch zu Werke zu gehen, daher nahm ſie den Antrag ad referendum, um nebſt ihrer Tochter die Sache mit Gebet zu überlegen, und beſtimmte eine

achttägige Frist, nach deren Verlauf sie den ehrsamen Brautwerber, wie sie sagte, mit genüglicher Antwort zu kontentieren verhoffte, welches er sich als die gewöhnliche Prozedur gar gern gefallen ließ und sich empfahl. Kaum hatte er den Rücken gewendet, so wurden Spindel und Weife, Schwingstock und Hechel ohne Rücksicht auf ihre treugeleisteten Dienste und so unverschuldet als zuweilen die Pariser Parlamentsherren ins Elend verwiesen und als unnütze Gerätschaften in die Rumpelkammer gestellt. Wie Meta aus der Messe zurückkam, erstaunte sie über die plötzliche Katastrophe in dem Wohnzimmer, es war alles aufgeputzt wie an einem von den drei hohen Festen im Jahr. Sie begriff nicht, wie die emsige Mutter an einem Werktage ihre tätige Hand so lässig in den Schoß legen konnte; doch ehe sie noch Zeit gewann, über diese Reform im Hause die freundlich lächelnde Mutter zu befragen, kam ihr diese schon mit Aufklärung des Rätsels entgegen. Die Suada saß auf ihren Lippen, und es ergoß sich ein Strom von weiblicher Wohlredenheit aus ihrem Munde, das bevorstehende Glück mit den lebhaftesten Farben abzuschildern, die ihre Einbildungskraft nur immer auftreiben konnte. Sie erwartete von der keuschen Meta das sanfte Erröten der jungfräulichen Verschämtheit, welches das Noviziat in der Liebe ankündiget, und dann eine völlige Resignation in den mütterlichen Willen. Denn bei Heuratspropositionen waren ehedem die Töchter in dem Fall unserer Fürstentöchter, sie wurden nicht um ihre Neigung befragt und hatten keine Stimme bei der Wahl ihres legalen Herzgespiels, als das Jawort vor dem Altar.

Allein Mutter Brigitta irrte sich in diesem Punkte gar sehr: die schöne Meta wurde bei dieser unvermuteten Notifikation nicht rot wie eine Rose, sondern totenblaß wie eine Leiche. Ein hysterischer Schwindel umnebelte ihre Sinnen, und sie sank ohnmächtig in den mütterlichen Arm. Nachdem

ihre Lebensgeister mit kaltem Wasser wieder waren aufgefrischt worden und sie sich in etwas erholet hatte, flossen ihre Augen von Tränen, als wenn ihr groß Unglück begegnet wäre. Daraus merkte die verständige Mutter bald ab, daß ihr das Heuratsgewerbe nicht zu Sinne sei, worüber sie sich denn höchlich verwunderte und weder Bitten noch Ermahnungen sparte, die Gelegenheit, durch eine gute Heurat ihr Glück zu machen, nicht aus Eigensinn und Widerspenstigkeit zu verscherzen. Aber Meta war nicht zu überreden, daß ihr Glück von einer Heurat abhinge, wozu ihr Herz nicht seinen Assent gäbe. Die Debatten zwischen Mutter und Tochter dauerten verschiedene Tage, vom frühen Morgen bis in die späte Nacht, der Termin zum Bescheid rückte heran, die gigantische Wachskerze für den heilgen Christoph, deren sich der König Og von Basan nicht würde geschämet haben, wenn sie als hochzeitliche Fackel bei seinem Beilager ihm vorgeleuchtet hätte, war auch bereits fertig und gar herrlich mit lebendigen Blumen bemalt wie ein buntes Licht, ob der Heilige sich gleich so untätig für seinen Klienten die ganze Zeit über bewiesen hatte, daß diesem das Herz der schönen Meta verriegelt und verschlössert blieb.

Indessen hatte sie sich die Augen ausgeweint, und die mütterliche Überredungskunst hatte so gewaltsam gewirket, daß sie wie eine Blume von schwüler Sonnenhitze zusammenwelkte und sichtbarlich abzehrte. Geheimer Kummer nagte an ihrem Herzen, sie hatte sich ein strenges Fasten auferlegt und seit drei Tagen keinen Mundbissen genossen, auch mit keinem

Tropfen Wasser ihre trocknen Lippen benetzt. Des Nachts kam ihr kein Schlaf in die Augen, und darüber wurde sie zum Sterben krank, daß sie die letzte Ölung begehrte. Da die zärtliche Mutter die Stütze ihrer Hoffnung wanken sah und bedachte, daß sie Kapital und Zinsen auf einmal verlieren könnte, fand sie nach genauer Überlegung, daß es ratsamer sei, die letztern schwinden zu lassen, als beide zu entbehren, und bequemte sich nach der Tochter Willen mit freundlicher Nachgiebigkeit. Es kostete ihr zwar große Überwindung und manchen schweren Kampf, eine so vorteilhafte Partie von der Hand zu weisen; doch gab sie sich endlich, wie es die Ordnung des Hausregiments mit sich bringt, ganz in den Willen ihres lieben Kindes und machte der Kranken deshalb weiter keine Vorwürfe. Da auf den bestimmten Tag der flinke Witwer sich anmeldete, in dem guten Vertrauen, daß sein himmlischer Geschäftsträger alles nach Wunsch zur Richtigkeit würde gebracht haben, erhielt er ganz gegen seine Erwartung abschlägige Antwort, die jedoch mit so vielem Glimpf versüßt war, daß sie ihm einging wie Wermutwein mit Zucker. Er fand sich indessen leicht in sein Schicksal und beunruhigte sich so wenig darüber, als wenn sich ein Malzhandel zerschlagen hätte. Im Grunde war auch keine Ursache vorhanden, warum er sich hätte kränken sollen: seine Vaterstadt hat nie Mangel gehabt an liebenswürdigen Töchtern, die der Salomonschen Skizze gleichen und sich zu vollkommenen Gattinnen qualifizieren; überdies verließ er sich, ungeachtet der mißlungenen Ehewerbung, mit festem Vertrauen auf seinen Schutzpatron, der ihn auch anderweit so gut bediente, daß er, ehe ein Monat verlief, mit großem Pomp die gelobte Kerze vor den Altar des Heiligen pflanzte.

Mutter Brigitta bequemte sich nun, die exilierte Spinngerätschaft aus der Rumpelkammer zurück zu berufen und wieder in Aktivität zu setzen. Alles ging wieder seinen ge-

wöhnlichen Gang. Meta blühete bald von neuem auf, war tätig zur Arbeit und ging fleißig in die Meſſe, die Mutter hingegen konnte den heimlichen Gram über fehlgeſchlagne Hoffnung und die Vernichtung ihres Lieblingsplans nicht verbergen, ſie war mürriſch, mißmütig und kleinlaut. Beſonders quälte ſie an dem Tage üble Laune, wo der Nachbar Hopfenkönig Hochzeit hielt. Als der Brautzug in die Kirche

begann und voraus von den Stadtpfeifern trommetet und ſchalmeiet wurde, wimmerte und erſeufzete ſie wie in der Unglücksſtunde, da ihr die Hiobspoſt gebracht wurde, die wütige See habe ihren Mann mit Schiff und Gut verſchlungen. Meta ſahe das Brautgepränge mit großer Gleichmütigkeit vorüberziehen, ſelbſt der herrliche Schmuck, die Edelſteine in der Myrtenkrone und die neun Reihen Zahlperlen um den Hals der Braut machten auf ihre Gemütsruhe keinen Eindruck, welches zu verwundern war, da eine neue Pariſer Haube oder ſonſt ein Meteor des modiſchen Flitterputzes doch ſo oft die Zufriedenheit und häusliche Glück-

ſeligkeit eines ganzen Kirchſpiels ſtöret. Nur der herznagende Kummer ihrer Mutter beunruhigte ſie und umnebelte den heitern Blick ihrer Augen. Sie war bemüht, durch tauſend Liebkoſungen und kleine Aufmerkſamkeiten ſich ihr anzuſchmeicheln; es gelang ihr damit nur inſoweit, daß die gute Mutter doch wieder etwas geſprächig wurde.

Auf den Abend, als der Brautreihen anhub, ſprach ſie: „Ach Kind! dieſen frohen Reihen könnteſt du jetzt anführen. Welche Wonne, wenn du die Mühe und Sorgen deiner Mutter mit dieſer Freude belohnt hätteſt! Aber du haſt dein Glück verſchmähet, und nun erleb ichs nimmer, dich zum Altar zu geleiten.“ — „Liebe Mutter,“ ſprach Meta, „ich vertrau dem Himmel, wenns droben angeſchrieben ſtehet, daß ich zum Altar geführet werden ſoll, ſo werdet Ihr mir den Kranz wohl ſchmücken: denn wenn der rechte Freier kommt, wird mein Herz bald ja ſagen.“ — „Kind, um Mädchen ohne Heuratsgut iſt kein Drang, müſſen kaufen, wer mit ihnen kaufen will. Die jungen Geſellen ſind heutzutage gar kehriſch, freien, um glücklich zu werden, aber nicht, um glücklich zu machen. Zudem weisſagt dir dein Planet nicht viel Gutes, du biſt im April geboren. Laß ſehen, wie ſteht im Kalender geſchrieben? Ein Mägdlein, in dieſem Monat geboren, iſt holdſeligen, freundlichen Angeſichts und ſchlanken Leibes, aber veränderlichen Gemüts, hat Belieben zum Mannsvolk. Mag ihr Ehrkränzlein wohl in acht nehmen, und ſo ein lachender Freier kommt, mag ſie ihr Glück nicht verpaſſen. Das trifft zu aufs Haar! Der Freier iſt da geweſen und kommt nicht wieder: du haſt ihn verpaßt.“ — „Ach Mutter, was der Planet ſagt, laßt Euch nicht kümmern, mein Herz ſagt mir, daß ich den Mann, der mich zum ehelichen Gemahl begehrt, ehren und lieben ſoll, und wenn ich den nicht finde, oder der mich nicht ſucht, will ich mich nähren von meiner Hände Arbeit bei heiterm Mute, Euch beiſtehn

und Euer pflegen dereinſt im Alter, als einer frommen Tochter ziemt. Kommt aber der Mann meines Herzens, ſo ſegnet meine Wahl, auf daß es Eurer Tochter wohlgehe auf Erden, und fraget nicht, ob er ſei vornehm, reich oder geehrt, ſondern ob er ſei gut und bieder, ob er liebe und geliebet werde." — „Ach Tochter, die Liebe hat gar eine dürftige Küche und nährt nur kümmerlich bei Salz und Brod." — „Aber doch wohnt Eintracht und Zufriedenheit gern bei ihr und würzet Salz und Brot mit fröhlichem Genuß des Lebens."

Die reichhaltige Materie von Salz und Brot wurde bis in die ſpäte Nacht erörtert, ſo lange ſich noch eine Geige auf dem Hochzeitgelage hören ließ, und die große Begnügſamkeit der beſcheidenen Meta, die bei Schönheit und Jugend doch nur auf ein ganz eingeſchränktes Glück Anſpruch zu machen ſchien, nachdem ſie eine ſehr vorteilhafte Partie ausgeſchlagen hatte, brachte die Mutter auf die Vermutung, daß ſich der Plan zu einem ſolchen Salzhandel in ihrem jungfräulichen Herzen wohl ſchon möchte angeſponnen haben. Sie erriet auch leicht den Handelskompagnon im engen Gäßchen, von dem ſie nie geglaubt hatte, daß er der Baum ſein würde, der in dem Herzen der liebenswürdigen Meta wurzeln würde. Sie hatte ihn nur als einen wilden Ranken betrachtet, der ſich nach jedem nahgelegnen Stäudchen hinbreitet, um ſich daran hinauf zu ſtängeln. Dieſe Entdeckung machte ihr wenig Freude, ſie ließ ſich gleichwohl nicht merken, daß ſie ſolche gemacht habe. Nach ihrer ſtrengen Moral aber verglich ſie ein Mädchen, daß vor der prieſterlichen Einſegnung Liebe im Herzen hat einniſten laſſen, einem wurmſtichigen Apfel, der nur fürs Auge tauge, nicht aber für den Genuß, und den man irgendwo auf einen Schrank ſtelle, ohne ſeiner weiter zu achten: denn der ſchädliche Wurm zehre am innern Mark und ſei nicht heraus zu bringen. Sie verzagte nun ganz daran, in ihrer Vaterſtadt jemals wieder empor zu kommen, ergab ſich

in ihr Geſchick und ertrug ſchweigend, was ſie meinte, das nicht mehr zu ändern ſtehe.

Unterdeſſen lief das Gerücht in der Stadt um, die ſtolze Meta habe dem reichen Hopfenkönig den Korb gegeben und erſcholl auch bis ins enge Gäßchen. Franz war außer ſich vor Freuden, als er dieſe Sage beſtätigen hörte, und die geheime Sorge, daß ein bemittelter Nebenbuhler ihn aus dem Herzen des lieben Mädchens verdrängen möchte, quälte ihn nicht mehr. Er war nun ſeiner Sache gewiß und wußte ſich das Rätſel, welches der ganzen Stadt ein unauflösliches Problem blieb, ganz leicht zu erklären. Die Liebe hatte zwar aus dem Wüſtling einen Virtuoſen gebildet: doch dieſes Talent war für einen Brautwerber damals gerade die kleinſte Empfehlung, welches in jenen rohen Zeiten weder ſo geehrt noch genährt wurde, wie in unſerm üppigen Jahrhundert. Die ſchönen Künſte waren noch nicht Kinder des Überfluſſes, ſondern des Mangels und der Dürftigkeit. Man wußte von keinen reiſenden Virtuoſen als den Prager Studenten, deren gellende Symphonien vor den Türen der Reichen um einen Zehrpfennig ſollizitierten; die Aufopferung des lieben Mädchens war auch zu groß, um ſie mit einer Serenade zu vergelten. Jetzt wurde ihm das Gefühl ſeiner jugendlichen Unbeſonnenheit ein Stachel in der Seele. Manch herziges Monodrama fing er mit O und Ach an, das ſeinen Unſinn beſeufzete: „Ach Meta," ſprach er zu ſich ſelbſt, „warum hab ich dich nicht früher gekannt! du wärſt mein Schutzengel geweſen und hätteſt mich vom Verderben errettet. Könnt ich meine verlornen Jahre wieder zurückleben und ſein, der ich war, ſo wäre mir jetzt die Welt Elyſium, und dir wollt ich ſie zu einem Eden machen! Edles Mädchen, du opferſt dich einem Elenden, einem Bettler auf, der nichts im Beſitz hat als ein Herz voll Liebe und Verzweiflung, daß er dir kein Glück, wie du es verdieneſt, anbieten kann." Unzähligemal

schlug er sich bei den Anwandlungen solcher empfindsamen Launen voll Unmut vor die Stirn mit dem reuevollen Ausruf: „O Unbesonnener! o Tor! zu spät wirst du klug.“

Die Liebe ließ indessen ihre Schöpfung nicht unvollendet, sie hatte bereits in seinem Gemüte eine heilsame Gärung hervorgebracht, das Verlangen nämlich, Tätigkeit und Kräfte anzuwenden, sich aus seinem gegenwärtigen Nichts hervor zu streben: sie reizte ihn nun zum Versuch, diesen guten Willen auszuführen. Unter mancherlei Spekulationen, die er gemacht hatte, seinen zerrütteten Finanzen aufzuhelfen, war die vernünftigste, welche einen guten Erfolg zu verheißen schien, diese, daß er die Handelsbücher seiner Vaters durchging und die Kaduzitäten, die als Verlust eingetragen waren, notierte, in der Absicht, das Land zu durchziehen und eine Ahrenlese anzustellen, um zu versuchen, ob aus diesen verlornen Halmen sich noch ein Maß Weizen sammlen ließ. Diesen Ertrag wollte er anlegen, einen kleinen Handel zu beginnen, welchen seine Einbildungskraft bald in alle Teile der Welt ausbreitete. Es dünkte ihn, er sähe schon Schiffe in der See, die mit seinem Eigentum befrachtet wären. Er ging rasch dran, sein Vorhaben auszuführen, machte das letzte goldne Nestei aus der Erbschaft, das Stundenei* seines Vaters, zu Gelde und kaufte dafür einen Reitklepper, der ihn als einen Bremer Kaufmann in die weite Welt tragen sollte.

Nur die Trennung von der schönen Meta ging ihm schwer ein. „Was wird sie,“ sprach er zu sich, „von dieser plötzlichen Verschwindung denken, wenn ich ihr nicht mehr auf dem Kirchweg begegne? Wird sie mich nicht für treulos halten und aus ihrem Herzen verbannen?“ Dieser Gedanke beunruhigte ihn außerordentlich, und er wußte lange keinen Rat, wie er sie von seinem Vorhaben verständigen sollte. Aber die er-

* Die ältesten Taschenuhren wurden von der Form, welche man ihnen zuerst gab, Stundeneier genannt.

findungsreiche Liebe gab ihm den glücklichen Einfall ein, von öffentlicher Kanzel seine Abwesenheit und deren Absicht ihr kund machen zu lassen. Er erkaufte deswegen in der Kirche, welche bisher das geheime Verständnis der Liebenden begünstiget hatte, eine Vorbitte für einen jungen Reisenden zu glücklicher Ausrichtung seiner Geschäfte; diese sollte so lange dauren, bis er den Groschen für die Danksagung erlegen würde.

Bei der letzten Begegnung hatte er sich reisefertig gekleidet und strich ganz nahe an seinem Liebchen vorbei, grüßte sie bedeutsam und mit mindrer Vorsicht als sonst, daß sie darüber errötete und Mutter Brigitta zu mancherlei Randglossen Gelegenheit bekam, ihr Mißfallen über die Zudringlichkeit des unbesonnenen Laffen, der ihre Tochter noch ins Gerede bringen würde, zu erkennen zu geben und letztere damit den lieben, langen Tag eben nicht auf die angenehmste Weise zu unterhalten. Von der Zeit an wurde Franz in Bremen nicht mehr gesehen und von dem schönsten Augenpaar seiner Vaterstadt vergeblich gesucht. Oft hörte Meta die Vorbitte verlesen, aber sie achtete nicht darauf, denn sie war äußerst bekümmert, daß sich ihr Geliebter verunsichtbart hatte. Diese Verschwindung war ihr unerklärlich, und sie wußte nicht, was sie davon denken sollte. Nach Verlauf einiger Monate, da die Zeit ihren geheimen Unmut in etwas gemildert hatte und ihr Gemüt ruhiger seine Abwesenheit ertrug, fiel ihr einsmals, als ihr eben die letzte Erscheinung ihres Herzgespiels vorschwebte, die Vorbitte sonderbar auf. Sie reimte und erriet den Zusammenhang der Sache und die Absicht dieser Notifikation. Ob nun gleich kirchliche Bitte, Gebet und Vorbitte eben nicht im Geruch großer Wirksamkeit stehen und für die andächtigen Seelen, die sich darauf steuren, nur ein schwacher Stab sind, indem das Feuer der Andacht in der christlichen Gemeinde beim Schluß der Predigt zu verlöschen pflegt, so fachte bei

der frommen Meta das Verlesen der Vorbitten solches erst recht an, und sie unterließ nie, den jungen Reisenden seinem Schutzengel bestens zu empfehlen.

Unter dieser unsichtbaren Geleitschaft und den guten Wünschen seiner Geliebten setzte Franz die Reise nach Brabant fort, um in Antwerpen einige beträchtliche Summen einzumahnen. Eine Reise von Bremen nach Antwerpen war zu der Zeit, wo es noch Wegelagerungen gab und jeder Grundherr einen Reisenden, der keinen Geleitsbrief gelöset hatte, zu plündern und im Verließ seines Raubschlosses verschmach-

ten zu lassen sich berechtiget hielt, mit mehr Gefahren und Schwürigkeiten verknüpft, als jetziger Zeit von Bremen bis nach Kamschatka: denn der Landfriede, den Kaiser Maximilian hatte ausrufen lassen, galt durchs Reich zwar als Gesetz, an vielen Orten aber noch nicht als Observanz. Dem ungeachtet gelang es dem einsamen Reisigen, das Ziel seiner Wallfahrt zu erreichen, ohne daß ihm mehr als ein einziges Abenteuer aufstieß.

Tief in dem öden Westfalen ritt er an einem schwülen Tage bis in die sinkende Nacht, ohne eine Herberge zu erreichen. Es türmten sich gegen Abend Gewitterwolken auf, und ein heftiger Platzregen durchnäßte ihn bis auf die Haut. Das

fiel dem Zärtling, der von Jugend an aller erſinnlichen Bequemlichkeiten gewohnt war, ſehr beſchwerlich, und er befand ſich in großer Verlegenheit, wie er die Nacht in dieſem Zuſtande hinbringen ſollte. Zum Troſt erblickte er, nachdem das Ungewitter vorübergezogen war, ein Licht in der Ferne, und bald darauf langte er vor einer dürftigen Bauernhütte an, die ihm wenig Troſt gewährte. Das Haus glich mehr einem Viehſtalle als einer Menſchenwohnung, und der unfreundliche Wirt verſagte ihm Waſſer und Feuer wie einem Geächteten, denn er war eben im Begriff, neben ſeine Stiere ſich auf die Streue zu wälzen und zu träge, um des Fremdlings willen das Feuer auf dem Herde wieder anzufachen. Franz intonierte aus Unmut ein klägliches Miſerere und verwünſchte die weſtfäliſchen Steppen mit emphatiſchen Flüchen. Der Bauer ließ ſich das wenig anfechten, blies mit großer Gelaſſenheit das Licht aus, ohne von dem Fremdling weiter Notiz zu nehmen, denn er war der Geſetze des Gaſtrechts ganz unkundig. Weil aber der Wandersmann vor der Tür nicht aufhörte, ihm mit ſeinen Lamenten Überlaſt zu machen, die ihn nicht einſchlafen ließen, ſuchte er mit guter Art ſeiner los zu werden, bequemte ſich zum Reden und ſprach: „Landsmann, ſo Ihr Euch wollt gütlich tun und Euer wohl pflegen, ſo findet Ihr hier nicht, was Ihr ſuchet. Aber reitet dort linker Hand durch den Buſch, dahinter liegt die Burg des ehrenfeſten Ritters Eberhard Bronkhorſt, der herbergt jeden Landfahrer, wie ein Hoſpitalier die Pilger vom heilgen Grabe. Nur hat er einen Tollwurm im Kopf, der ihn bisweilen zwickt und plagt, daß er keinen Wandersmann ungerauft von ſich läßt. So Euch's nicht irret, ob er Euch das Wams bläuet, wirds Euch bei ihm baß behagen."

Für eine Suppe und einen Schoppen Wein die Rippen einer Baſtonade preiszugeben, iſt freilich nicht jedermanns Ding, obwohl die Schmarotzer und Tellerlecker ſich rupfen

und zausen lassen und alle Kalamitäten der Übermütler willig dulden, wenn ihnen der Gaumen dafür gekitzelt wird. Franz bedachte sich eine Weile und war unschlüssig, was er tun sollte; endlich entschloß er sich dennoch, das Abenteuer zu bestehen. „Was liegt daran," sprach er, „ob mir hier auf einer elenden Streu der Rücken geradebrecht wird oder vom Ritter Bronkhorst? Die Friktion vertreibt wohl gar das Fieber, das im Anzuge ist und mich wacker schütteln wird, wofern ich die nassen Kleider nicht trocknen kann." Er gab dem Gaul die Sporen und langte bald vor der Pforte eines Schlosses von altgotischer Bauart an, klopfte ziemlich deutlich an das eiserne Tor, und ein ebenso vernehmliches „Wer da?" hallete ihm von innen entgegen. Dem frostigen Passagier kam das lästige Passagezeremoniell der Torwächterinquisition so ungelegen als unsern Reisenden, die mit Recht über Wächter- und Mautamtsdespotismus bei Toren und Schlagbäumen seufzen und fluchen. Gleichwohl mußte er sich dem Herkommen unterwerfen und duldsam abwarten, ob der Menschenfreund im Schlosse bei Laune sei, einen Gast zu prügeln oder geruhen würde, ihm ein Nachtlager unter freiem Himmel anzuweisen.

Der Eigentümer der alten Burg hatte von Jugend an als ein rüstiger Kriegsmann im Heere des Kaisers unter dem wackern Georg von Fronsberg gedienet und ein Fähnlein Fußvolk gegen die Venediger angeführet, sich nachher in Ruhe gesetzt und lebte auf seinen Gütern, wo er, um die Sünden der ehemaligen Feldzüge abzubüßen, viel gute Werke verrichtete, die Hungrigen speiste, die Durstigen tränkte, die Pilger herbergte und die Beherbergten wieder aus dem Hause prügelte. Denn er war ein roher, wüster Kriegsmann, der des martialischen Tons sich nicht wieder entwöhnen konnte, obgleich er seit vielen Jahren in stillem Frieden lebte. Der neue Ankömmling, der bereitwillig war, gegen gute Be-

wirtung ſich der Sitte des Hauſes zu unterwerfen, verzog nicht lange, ſo raſſelten von innen die Riegel und Schlöſſer am Tor, die keuchenden Türflügel taten ſich auf, als wenn ſie durch den Jammerton, den ſie hören ließen, den eintretenden Fremdling warneten oder beſeufzeten. Dem bangen Reiſigen überliefs mit einem kalten Schauer nach dem andern den Rücken herab, als er durch das Tor einritt; dem ungeachtet wurde er wohl empfangen, einige Bediente eilten herbei, ihm aus dem Sattel zu helfen, erzeigten ſich geſchäftig, das Gepäck abzuſchnallen, den Rappen in den Stall zu ziehen und den Reuter zu ihrem Herrn in ein wohl erleuchtetes Zimmer einzuführen.

Das kriegeriſche Anſehen des athletiſchen Mannes, der ſeinem Gaſte entgegenkam und ihm ſo nachdrücklich die Hand ſchüttelte, daß er hätte laut aufſchreien mögen, auch ihn mit ſtentoriſcher Stimme willkommen hieß, als wenn der Fremdling taub geweſen wär, übrigens ein Mann in ſeinen beſten Jahren ſchien, voll Feuer und Tatkraft, ſetzte den ſcheuen Wanderer in Furcht und Schrecken, alſo, daß er ſeine Zaghheit nicht verbergen konnte und am ganzen Leibe erbebte. „Was iſt Euch, junger Geſell," frug der Ritter mit einer Donnerſtimme, „daß Ihr zittert wie ein Eſpenlaub und erbleichet, als wollt' Euch eben der Tod ſchütteln?" Franz ermannete ſich, und weil er bedachte, daß ſeine Schultern nun einmal die Zeche bezahlen müßten, ging ſeine Poltronerie in eine Art Dreuſtigkeit über. „Herr," antwortete er traulich, „Ihr ſeht, daß mich der Platzregen durchweicht hat, als ſei ich durch die Weſer geſchwommen. Schaffet, daß ich meine Kleider mit trocknen wechſeln kann, und laſſet zum Imbiß ein wohlgewürztes Biermus auftragen, das den Fieberſchauer vertreibe, der an meinen Nerven zuckt, ſo wird mir wohl ums Herz ſein." — „Wohl!" entgegnete der Ritter, „heiſcht, was Euch nottut, Ihr ſeid hier zu Hauſe."

Franz ließ sich bedienen wie ein Bassa, und weil er [redacted] anders als Podoggen zu erwarten hatte, so wollte er sie verdienen, foppte und neckte die Diener, die um ihn geschäftig waren, auf mancherlei Weise. Es kommt, dachte er bei sich, doch alles auf eine Rechnung. „Das Wams," sprach er, „ist für einen Schmerbauch, bringt mir eins, das genauer auf den Leib paßt; dieser Pantoffel brennt wie Feuer auf dem Hühnerauge, schlagt ihn über den Leisten; diese Krause ist steif wie ein Brett und würgt mich wie ein Strick, schafft eine herbei, die mir sanfter tue und durch keinen Stärkebrei gezogen ist."

Der Hausherr ließ über diese bremische Freimütigkeit so wenig einen Unwillen spüren, daß er vielmehr seine Diener antrieb, hurtig auszurichten, was ihnen befohlen war, und sie Pinsel schalt, die keinen Fremden zu bedienen wüßten. Als der Tisch bereitet war, setzten sich Wirt und Gast und ließen sich beide das Biermus wohl behagen. Bald darauf frug jener: „Begehret Ihr auch etwas zur Nachkost?" Dieser erwiderte: „Laßt auftragen, was Ihr habt, daß ich sehe, ob Eure Küche wohl bestellt sei." Alsbald erschien der Koch und besetzte den Tisch mit einer herrlichen Mahlzeit, die kein Graf würde verschmähet haben. Franz langte fleißig zu und wartete nicht, bis er genötiget wurde. Als er sich gesättiget hatte, sprach er: „Eure Küche, seh ich, ist nicht übel bestellt, wenns um den Keller auch so stehet, so muß ich Eure Wirtschaft fast rühmen." Der Ritter winkte dem Kellner, dieser füllte flugs den Willkommen mit dem gewöhnlichen Tischwein und kredenzte ihn seinem Herrn, der ihn auf die Gesundheit des Gastes rein ausleerte. Darauf tat Franz dem Junker ehrlichen Bescheid, welcher sprach: „Lieber, was saget Ihr zu diesem Weine?" — „Ich sage, daß er schlecht sei," antwortete Franz, „wenns vom besten ist, den Ihr auf dem Lager habt, und daß er gut sei, wenns Eure geringste Num-

mer ist." — „Ihr seid ein Schmecker," entgegnete der Ritter: „Kellner, zapf uns aus dem Mutterfasse." Der Schenke brachte einen Schoppen zum Kostetrunk, und als ihn Franz versucht hatte, sprach er: „Das ist echter Firnwein, dabei wollen wir bleiben."

Der Ritter befahl, einen großen Henkelkrug zu bringen und trank sich mit seinem Gaste heiter und froh, fing an, von seinen Kriegszügen zu reden, wie er gegen die Venediger zu Felde gelegen, die feindliche Wagenburg durchbrochen und die welschen Scharen wie die Schafe abgewürgt habe. Bei dieser Erzählung geriet er in einen solchen kriegerischen Enthusiasmus, daß er Flaschen und Gläser niedersäbelte, das Tranchiermesser wie eine Lanze schwang und seinem Tischgenossen dabei so nahe auf den Leib rückte, daß diesem für Nase und Ohren bange war.

Es wurde spät in die Nacht, gleichwohl kam dem Ritter kein Schlaf in die Augen, er schien recht in seinem Elemente zu sein, wenn er auf den Kriegszug gegen die Venediger zu reden kam. Die Lebhaftigkeit der Erzählung mehrte sich mit jedem Becher, den er ausleerte, und Franz fürchtete, daß dieses der Prolog zu der Haupt- und Staatsaktion sein möchte, bei welcher er die interessanteste Rolle spielen sollte. Um zu erfahren, ob er innerhalb oder außerhalb des Schlosses pernoctieren werde, begehrte er einen vollen Becher zum Schlaftrunk. Nun meinte er, werde man ihm den Wein erst einnötigen, und wenn er nicht Bescheid tät, ihn unter dem Scheine eines Weinzwistes, nach der Sitte des Hauses, mit dem gewöhnlichen Viatikum fortschicken. Gegen seine Erwartung wurde ihm ohne Widerrede gewillfahrt, der Ritter riß augenblicklich den Faden seiner Erzählung ab und sprach: „Zeit hat Ehre, morgen mehr davon!" — „Verzeihet, Herr Ritter," antwortete Franz, „morgen, wenn die Sonne aufgehet, bin ich über Berg und Tal, ich ziehe einen fernen Weg

nach Brabant und kann hier nicht weilen. Darum beurlaubt mich heut, daß mein Abschied morgen Eure Ruhe nicht störe." — „Tut was Euch gefällt," beschloß der Ritter, „aber scheiden sollt Ihr nicht von hinnen, bis ich aus den Federn bin, daß ich Euch noch mit einem Bissen Brod und einem Schluck Danziger zum Imbiß labe, dann bis an die Türe geleite und nach Gewohnheit des Hauses verabschiede."

Franz bedurfte zu diesen Worten keiner Auslegung. So gern er dem Hauspatron die letzte Höflichkeit der Geleitschaft bis in die Haustür erlassen hätte, so wenig schien dieser geneigt, von dem eingeführten Ritual abzuweichen. Er befahl den Dienern, den Fremden auszukleiden und ins Gastbette zu legen, wo sich Franz wohl sein ließ und auf elastischen Schwanenfedern einer köstlichen Ruhe genoß, daß er sich, ehe ihn der Schlaf übermannte, selbst gestund, eine so herrliche Bewirtung sei um eine mäßige Bastonade nicht zu teuer erkauft. Bald umflatterten sein Phantasie angenehme Träume. Er fand die reizende Meta in einem Rosengehege, wo sie mit ihrer Mutter lustwandelte und Blumen pflückte. Flugs verbarg er sich hinter eine dichtbelaubte Hecke, um von der strengen Domina nicht bemerkt zu werden; wiederum versetzte ihn die Einbildungskraft in das enge Gäßchen, wo er durch den Spiegel die schneeweiße Hand des lieben Mädchens mit ihren Blumen beschäftiget sah; bald saß er neben ihr im Grase, wollte ihr seine heiße Liebe erklären, und der blöde Schäfer fand keine Worte dazu. Er würde bis an den hellen Mittag geträumet haben, wenn ihn nicht die sonore Stimme des Ritters und das Geklirr seiner Sporen aufgeweckt hätte, der bei Anbruch des Tages schon in Küch und Keller Revision hielt, ein gutes Frühstück zuzurichten befahl und jeden Diener auf den ihm zugeteilten Posten stellte, um bei Handen zu sein, wenn der Gast erwachen würde, ihn anzukleiden und zu bedienen.

Es koſtete dem glücken Träumer viel Überwindung, ſich von dem ſichern gaſtfreundlichen Bette zu ſcheiden, er wälzte ſich hin und her; doch die grelle Stimme des geſtrengen Junkers engte ihm das Herz ein, und einmal mußte er in den ſauren Apfel beißen. Alſo erhob er ſich von den Federn, und ſogleich waren ein Dutzend Hände geſchäftig, ihn anzukleiden. Der Ritter führte ihn ins Speiſegemach zu einer kleinen, wohl zugeſchickten Tafel; aber da es jetzt zum Abdrücken kam, fühlte der Reiſende wenig Eßluſt. Der Hauswirt ermunterte ihn: „Warum langt Ihr nicht zu? Genießt etwas für den böſen Nebel.“ — „Herr Ritter,“ antwortete Franz, „mein Magen iſt noch zu voll von Eurem Abendmahl, aber meine Taſchen ſind leer, die mag ich wohl füllen für den künftigen Hunger.“ Er räumte nun wacker auf und bepackte ſich mit dem Niedlichſten und Beſten, was transportabel war, daß alle Taſchen ſtrotzten. Wie er ſahe, daß ſein Gaul wohl geſtrichelt und aufgezäumt vorgeführet wurde, trank er ein Gläschen Danziger zum Valet, in der Meinung, das werde die Loſung ſein, daß ihn der Wirt beim Kragen faſſen und ſein Hausrecht werde fühlen laſſen.

Aber zu ſeiner Verwunderung ſchüttelte er ihm, wie beim Empfang, traulich die Hand, wünſchte ihm Glück auf die Reiſe, und die Riegeltür wurde aufgetan. Er ſäumte nun nicht, den Rappen anzuſtechen, und zak zak war er zum Tor hinaus, ohne daß ihm ein Haar gekrümmt wurde.

Jetzt fiel ihm ein ſchwerer Stein vom Herzen, da er ſich in völliger Freiheit befand und ſahe, daß er ſo mit heiler Haut davon gekommen war; er konnte nicht begreifen, warum ihm der Wirt die Rechnung kreditiert hatte, die ſeinem Bedünken nach hoch an die Kreide lief, und umfaßte nun den gaſtfreien Mann mit warmer Liebe, deſſen fauſt- und kolbengerechten Arm er gefürchtet hatte; trug aber noch groß Verlangen, Grund und Ungrund des ausgeſtreueten Gerüchtes

an der Quelle ſelbſt zu erforſchen. Darum wendete er flugs den Gaul und trabte zurück. Der Ritter ſtund noch im Tor und gloſſierte mit ſeinen Dienern, zu Beförderung der Pferdekunde, die ſein Lieblingsſtudium war, über Abkunft, Geſtalt und Bau des Rappen und ſeines harten Trabes, wähnte, der Fremdling vermiſſe etwas von ſeinem Reiſegepäck und ſahe die Diener wegen ihrer vermeinten Unachtſamkeit ſcheel an. „Was gebricht Euch, junger Geſell," rief er dem Kommen-

den entgegen, „daß Ihr umkehret, da Ihr wolltet förder ziehen?" — „Ach, noch ein Wort, ehrenfeſter Ritter!" antwortete der Reiſige. „Ein böſes Gerücht, das Euch Glimpf und Namen bricht, ſagt, daß Ihr jedes Fremdlings wohl pfleget, der bei Euch einſpricht, um ihn, wenn er wieder davon ſcheidet, Eure ſtarken Fäuſte fühlen zu laſſen. Dieſer Sage hab ich vertrauet und nichts geſparet, die Zeche Euch abzuverdienen: ich gedachte bei mir, der Junker wird mir nichts ſchenken, ſo will ich ihm auch nichts ſchenken. Nun laßt Ihr mich in Frieden ziehen, ſonder Strauß und Ge-

fährde, das nimmt mich Wunder. Lieber, sagt mir darum, ist einiger Grund oder Schein an der Sache, oder soll ich das faule Geschwätz Lügen strafen?" Der Ritter entgegnete: „Das Gerücht hat Euch keinesweges mit Lügen berichtet; es treibt sich keine Rede im Volk um, es liegt ein Körnlein Wahrheit darinnen. Vernehmt den eigentlichen Bericht, wie die Sache stehet. Ich beherberge jeden Fremdling, der unter mein Dach eingehet, und teile meinen Mundbissen mit ihm, um Gottes Willen. Nun bin ich ein schlichter deutscher Mann, von alter Zucht und Sitte, rede, wie mirs ums Herz ist, und verlange, daß auch mein Gast herzig und zuversichtlich sei, mit mir genieße, was ich habe, und frei sage, was er bedarf. Aber da gibts einen Schlag Leute, die mir mit allerlei Faxen Verdruß tun, foppen und äffen mich mit Kniebeugen und Bücklingen, stellen all ihre Worte auf Schrauben, machen viel Redens ohne Sinn und Salz; vermeinen mit glatten Worten mir zu hofieren, gebärden sich bei der Mahlzeit wie die Weiber beim Kindtaufschmause. Sag ich: ‚Langt zu!' so erwischen sie aus Reverenz ein Knöchlein von der Schüssel, das ich meinem Hunde nicht böt; sprech ich: ‚Tut Bescheid!' so netzen sie kaum die Lippen aus dem vollen Becher, als wenn sie Gottes Gabe verschmäheten; lassen sich zu jedem Dinge lang nötigen, tät schier Not auch zum Stuhlgang. Wenn mir es nun das leidige Gesindel zu bunt und kraus macht, und ich nimmer weiß, wie ich mit meinem Gaste dran bin, so werd ich endlich wild und brauche mein Hausrecht, fasse den Tropf beim Fell, balge ihn weidlich und werf ihn zur Tür hinaus. Das ist bei mir so Sitte und Brauch, und so halt ich es mit jedem Gast, der mir Überlast macht. — Aber ein Mann von Eurem Schlag ist mir stets willkommen; Ihr sagtet rund und deutsch heraus, was Euch zu Sinne war, wie's der Bremer Art ist. Sprecht getrost bei mir ein, wenn Euch der Weg wieder vorbei trägt. Damit Gott befohlen."

Franz trabte nun mit heiterm frohen Mut nach Antwerpen zu und wünschte allenthalben eine so gute Aufnahme zu finden als bei dem Ritter, Eberhard Bronkhorst genannt. Beim Einzug in die ehemalige Königin der flämischen Städte schwellte ein günstiger Wind das Segel seiner Hoffnung auf. In allen Straßen begegneten ihm Reichtum und Überfluß, und es schien, als wenn Not und Mangel aus der betriebsamen Stadt Landes verwiesen sei. Wahrscheinlicherweise, dacht er bei sich, ist mancher von den alten Schuldnern meines Vaters wieder emporgekommen und wird mir bereitwillig gute Zahlung leisten, wenn ich ihm meine rechtmäßige Forderung dokumentiere. Nachdem er sich von der Ermüdung der Reise erholet hatte, zog er in dem Gasthofe, wo er eingekehret war, vorläufige Nachricht von dem Zustande seiner Schuldleute ein. „Wie stehts mit Peter Martens," frug er eines Tages seine Tischgenossenschaft bei der Mahlzeit, „lebt er noch und macht er viel Geschäfte?" — „Peter Martens ist ein solider Mann," antwortete einer aus der Gesellschaft, „treibt Speditionshandel und zieht viel reinen Gewinn davon." — „Ist Fabian von Plürs noch in gutem Zustande?" — „O! der weiß seines Reichtums kein Ende, sitzt im Rate, und seine Wollmanufakturen geben reiche Ausbeute." — „Hat Jonathan Frischkier guten Vertrieb mit seinem Gewerbe?" — „Ei, der wär jetzt ein Kapitalmann, wenn sich Kaiser Max nicht hätte von den Franzosen die Braut weghaschen lassen*. Ihm war die Lieferung der Kanten zum Brautputz verdungen; aber der Kaiser hat den Kauf, wie ihm die Braut den Handel, aufgesagt. Wenn Ihr ein Liebchen habt, das Ihr mit den Kanten bedenken wollt, so verläßt er sie Euch ums halbe Geld." — „Ist das Handelshaus op de Bütekant gesunken oder hält sich's noch?" — „Dort hats vor einigen Jahren im Gesparre geknackt; aber die

* Anna von Bretagne.

ſpaniſchen Karavellen* haben eine neue Strebemauer dran geſetzt, daß es nun wohl halten wird.“

Franz erkundigte ſich nach mehrern Handelsleuten, an die er Forderungen hatte, erfuhr, daß die meiſten ſich in blühenden Umſtänden befanden, die zu ſeines Vaters Lebzeiten bonis zediert hatten, und merkte daraus ab, daß ein verſtändiger Bankerott von jeher die Fundgrube zukünftigen Erwerbs geweſen ſei. Dieſe Nachrichten heiterten ſein Gemüt ſehr auf, er ſäumte nicht, ſeine Papiere in Ordnung zu bringen und bei der Behörde die alten Schuldſcheine zu produzieren. Aber es erging ihm mit den Antwerpern, wie ſeinen peregrinierenden Landsleuten mit den Krämern in den deutſchen Städten, ſie genießen allenthalben einer freundlichen Aufnahme und werden an keinem Orte gern geſehen, wenn ſie kommen Schulden einzutreiben. Einige wollten von den alten Sünden nichts wiſſen und meinten, ſie wären aus der Konkursmaſſe mit fünf Prozent judizialiter rein abgetan. Es ſei des Gläubigers Schuld, daß er die Zahlung nicht akzeptiert hätte. Andere wußten ſich keines Melchiors von Bremen zu entſinnen, ſchlugen ihre infallibeln Bücher auf, fanden keine Schuldpoſt für dieſen unbekannten Namen angemerkt; noch andere brachten eine ſtarke Gegenrechnung zum Vorſchein, und es vergingen keine drei Tage, ſo ſaß Franz im Schuldturm, um für den väterlichen Kredit zu haften, wo er nicht eher herauskommen ſollte, bis er den letzten Heller bezahlen würde.

Das waren nicht die beſten Abſpekten für den jungen Mann, der Hoffnung und Vertrauen auf die Antwerper Beförderer ſeines Glücks geſetzt hatte und nun die ſchöne Seifenblaſe verſchwinden ſah. Er befand ſich in ſeinem engen Gewahrſam in dem qualenvollen Zuſtande einer Seele im Feg-

* So wurden die ſpaniſchen Schiffe ehemals genannt, die nach Amerika gingen.

feuer, nachdem sein Schifflein auf den Strand gelaufen und mitten im Hafen, wo er gegen die Stürme Sicherheit zu finden vermeinte, gescheitert war. Jeder Gedanke an Meta war ihm ein Dorn im Herzen; es war kein Schatten von Möglichkeit mehr vorhanden, jemals aus dem Strudel, in welchen er versunken war, wieder empor zu kommen, um seine Hand nach ihr auszustrecken; und gesetzt, er hätte den Kopf auch wieder über Wasser gebracht, so war sie, ihrerseits, doch außer Stande, ihn aufs Trockene zu heben. Er fiel in eine stumme Verzweiflung, hegte keinen Wunsch als den, zu sterben, um mit einemmale der Marter abzukommen, und machte wirklich den Versuch, sich durch Hunger zu töten. Aber das ist eine Todesart, die nicht jedermann zu Gebot stehet, wie dem abgezehrten Pomponius Attikus, dem seine Verdauungswerkzeuge den Dienst bereits versagt hatten; ein gesunder, rüstiger Magen ergibt sich nicht so leicht in die Beschlüsse des Kopfes und des Herzens. Nachdem der Sterbenslustige zwei Tage der Speise sich enthalten hatte, bemächtigte sich ein despotischer Heißhunger plötzlich der Herrschaft über den Willen und verrichtete alle Operationen, die sonst der Seele zukommen; er gebot der Hand, in die Schüssel zu greifen, dem Munde, die Speise anzunehmen, den Kinnladen, sich in Bewegung zu setzen, und er selbst verrichtete die gewöhnliche Funktion der Verdauung ungeheißen. Also scheiterte auch dieser Entschluß an einer harten Brodrinde, der im siebenundzwanzigsten Lebensjahre in der Tat etwas heroisches hat, das im siebenundsiebzigsten ganz daraus verschwunden ist.

Im Grunde wars der hartherzigen Antwerper Meinung nicht, Geld von dem angeblichen Schuldner zu erpressen, sondern nur keins an ihn zu bezahlen, da sie seine Forderungen nicht als liquid anerkannten. Es sei nun, daß die kirchliche Fürbitte in Bremen wirklich zu den Vorhöfen des Him-

mels gelanget war, oder daß die vermeinten Gläubiger nicht Luſt hatten, einen überläſtigen Koſtgänger auf Lebenszeit zu verpflegen; gnug, nach Verlauf von drei Monaten wurde Franz ſeiner Gefangenſchaft unter dem Beding entlediget, innerhalb vierundzwanzig Stunden die Stadt zu räumen und den Antwerper Grund und Boden nie wieder zu betreten. Zugleich empfing er fünf Gulden Reiſegeld aus den getreuen Händen der Juſtiz, die ſich ſeines Rappens und Gepäcks bemächtiget und den Ertrag des daraus gelöſten Geldes für Gerichts- und Atzungskoſten gewiſſenhaft berechnet hatte. Mit ſchwermütigem Herzen verließ er, mit dem Pilgerſtabe in der Hand, ganz demütig die reiche Stadt, in die er vor einiger Zeit voll hochfliegender Hoffnung eingeritten war. Mutlos und unſchlüſſig, was er nun beginnen ſollte, oder vielmehr gedankenlos wankte er durch die Straßen zum nächſten Tor hinaus, ohne ſich darum zu bekümmern, wo der Weg hinführe, den der Zufall ihn hatte nehmen laſſen. Er grüßte keinen Wanderer und fragte nach keiner Herberge, bis ihn Ermüdung oder Hunger nötigten, die Augen aufzuheben und ſich nach einer Kirchturmſpitze oder ſonſt einem Merkzeichen von Menſchenwohnung umzuſehen, wenn er von Menſchen Beiſtands bedurfte. Viele Tage war er ohne Zweck und Ziel in der Irre herumgeſchweift, und ein verborgner Inſtinkt hatte ihn unvermerkt, vermöge ſeiner geſunden Füße, geraden Weges nach ſeiner Heimat hinwärts geführet, als er gleichſam aus einem ſchweren Traum erwachte und inne ward, auf welcher Straße er ſich befand.

Er ſtand augenblicklich ſtille, um zu überlegen, ob er förder gehen oder wieder umkehren ſollte. Scham und Verwirrung bemächtigten ſich ſeiner Seele, wenn er bedachte, daß er als ein Bettler, mit dem Stempel der Verachtung gebrandmarkt, in ſeiner Vaterſtadt herumgehen und die Wohltätigkeit ſeiner Mitbürger, denen er es ehedem an Reichtum und

Wohlstand allen zuvor getan, nun in Anspruch nehmen sollte. Und wie konnte er der schönen Meta, ohne die Wahl ihres Herzens zu beschämen, in dieser Gestalt unter die Augen treten? Er ließ seiner Einbildungskraft nicht Zeit, dieses traurige Gemälde zu vollenden, sondern nahm den Rückweg mit solcher Eile, als wenn er schon vor dem hohen Tore in Bremen stünd und die Gassenbuben sich versammleten, ihn mit Hohn und Spott durch die Straßen zu begleiten. Sein Entschluß war gefaßt, er wollte einen Seehafen in den Niederlanden zu erreichen suchen, Matrosendienste auf einem spanischen Schiffe nehmen, nach der neuen Welt segeln und nicht eher nach seinem Vaterlande zurückkehren, bis er in dem goldreichen Peru die Reichtümer wieder erwerben würde, die er so unachtsam verschleudert hatte, ehe er den Wert des Geldes kannte. Bei Anlegung dieses neuen Planes kam die schöne Meta zwar weit im Hintergrunde zu stehen, daß sie auch dem schärfsten Seherauge nur als ein dämmernder Schatten in der Ferne vorschwebte; doch begnügte sich der wandernde Projektant damit, daß sie nun wieder in den Plan seines Lebens eingewebt war, und machte große Schritte, als wenn er durch diese Eilfertigkeit sie desto eher zu erreichen vermeinet hätte.

Schon befand er sich wieder an der niederländischen Grenze und langte unfern von Rheinberg bei Sonnenuntergang in einem kleinen Flecken an, Rummelsburg genannt, welcher nachher im dreißigjährigen Kriege ganz ist zerstöret worden. Eine Karawane Lyker Fuhrleute hatten bereits das Wirtshaus angefüllt, also, daß der Wirt keinen Platz hatte, ihn zu beherbergen, und ihn aufs nächste Dorf verwies; besonders, weil er wegen seiner jetzigen Landstreicherphysiognomie zu ihm eben nicht das beste Vertrauen hegte und ihn für einen Diebsspion hielt, der auf das Lyker Fuhrmannsgut eine Absicht habe. Er mußte sich, der großen Ermüdung unge-

achtet, zur weitern Wallfahrt rüsten und sein Reisebündel wieder auf den Rücken nehmen.

Indem er beim Abzuge einige bittere Klagen und Verwünschungen über die Hartherzigkeit des Wirtes zwischen den Zähnen hervor murmelte, schien dieser mit dem Zustande des Fremdlings einiges Mitleiden zu empfinden und rief ihm aus der Tür nach: „Hört doch, junger Gesell, was ich Euch sagen mag; wenn Ihr hier zu rasten begehret, will ich Euch wohl unterbringen. Hier oben im Schlosse sind der ledigen Zimmer genug, wenns Euch da nicht zu einsam ist, es wird nicht bewohnt, und ich habe die Schlüssel dazu." Franz nahm den Vorschlag mit Freuden an, rühmte ihn als ein Werk der Barmherzigkeit, bat nur um Dach und Fach und um ein Abendbrod, seis gleich in einem Schloß, oder in einer Baurenhütte. Der Wirt war aber ein heimlicher Schalk, dems wurmte, daß der Fremdling einige halblaute Schmähungen gegen ihn sich hatte entfallen lassen, und wollte sich dafür durch einen Plagegeist rächen, der in der alten Bergveste hauste und die Einwohner seit langen Jahren daraus vertrieben hatte.

Das Schloß lag nahe am Flecken auf einem schroffen Felsen, gerade dem Gasthof gegenüber, so daß es nur durch die Fahrstraße und einen kleinen Forellenbach davon geschieden wurde. Der angenehmen Lage halber wurde es noch immer im baulichen Stande erhalten, war auch mit allem Hausgeräte wohl versehen und diente dem Eigentümer zum Jagdschloß, der oft darin den Tag über bankettierte, aber, so bald die Sterne am Himmel funkelten, mit seinem Hofgesinde davon zog, um den Insulten des Poltergeistes, der die Nacht über darinne tosete, zu entweichen, denn am Tage ließ das Gespenst sich nicht vermerken. So unangenehm für den Grundherrn das Gespilde seines Schlosses mit dem nächtlichen Ungetüm war, so vorteilhaft war ihm der Spukgeist

in Rückſicht der großen Sicherheit für Diebe. Der Graf hätte keinen treuern und wachſamern Hüter des Schloſſes beſtellen können als eben das Nachtgeſpenſt, das die verwegenſten Diebesbanden in Reſpekt hielt. Daher wußte er keinen ſichrern Ort zur Aufbewahrung ſeiner Koſtbarkeiten als dieſes alte Bergſchloß, in dem Flecken Rummelsburg bei Rheinberg gelegen.

Hinunter war der Sonnenſchein, die finſtre Nacht brach ſtark herein, als Franz, mit einer Laterne in der Hand, vor der Pfortentür des Schloſſes unter Geleitſchaft des Wirtes anlangte, der in einem Korbe Lebensmittel trug nebſt einer Flaſche Wein, die, wie er ſagte, nicht in Rechnung kommen ſollte. Auch hatte er ein Paar Leuchter und zwo Wachskerzen mitgenommen: denn im ganzen Schloſſe war weder Licht noch Leuchter, weil man nie länger des Abends als bis zum Zwielichten daſelbſt verweilte. Unterwegs bemerkte Franz den kniſternden ſchwer beladenen Korb und die Wachslichter, deren er nicht zu bedürfen und ſie doch bezahlen zu müſſen glaubte. Darum ſprach er: „Wozu dieſer Überfluß und Unrat, als bei einem Gaſtmahl? Das Licht in der Leuchte iſt hinreichend, dabei zu ſehen, bis ich mich aufs Lager ſtrecke, und wenn ich erwache, wird die Sonne hoch herauf ſein, denn ich fühle große Ermüdung und werde auf beiden Ohren ſchlafen.“ — „Ich will Euch nicht verhehlen,“ antwortete der Wirt, „daß ſich ein Gerücht umtreibt, es gehe irre im Schloß und wohne ein Spukgeiſt darinnen. Ihr dürft Euch das gleichwohl nicht irren laſſen, wir ſind, wie Ihr ſehet, nahe genug, daß Ihr uns errufen könnt, wenn Euch etwas Unnatürliches zuſtoßen ſollte; ich werde mit meinem Geſinde flugs bei der Hand ſein, Euch Beiſtand zu leiſten. Unten im Hauſe wirds die ganze Nacht nicht ruhig, und es bleibt immer jemand wach. Ich wohne nun ſeit dreißig Jahren hier im Orte, kann gleichwohl nicht ſagen, daß ich je was geſehen hätte. Wenn

es ja zuweilen in der Nacht Gepolter gibt, so sind es Katzen und Marder, die auf dem Kornboden rasaunen. Aus Vorsorge habe ich Euch mit Licht versehen: die Nacht ist doch keines Menschen Freund, und die Kerzen sind geweiht, deren Schimmer die Gespenster, wenn welche im Schloß vorhanden sind, gewiß scheuen werden."

Der Wirt sagte daran keine Unwahrheit, daß er nie von einem Gespenste im Schlosse was innen worden sei, bei Nacht hatte er sich wohl in Acht genommen, jemals einen Fuß hinein zu setzen, und bei Tage ließ sich der Geist nicht sehen; auch jetzt wagte der Schalk sich nicht über die Grenze. Nachdem er die Tür geöffnet hatte, reichte er dem Wandrer den Korb mit den Viktualien, wies ihn zurechte und wünschte gute Nacht. Franz trat ohne Furcht und Scheu in das Vorhaus, vermeinte, die Spukgeschichte sei leeres Geschwätz, oder eine mißverstandene Tradition irgend einer wirklichen Ereignis, woraus die Phantasie ein unnatürlich Abenteuer gebildet hätte. Er gedachte an die Sage von dem wackern Ritter Eberhard Bronkhorst, für dessen schwerem Arm ihm so bange gemacht worden war, und bei welchem er dennoch einer so gastfreien Aufnahme genoß. Darum hatte er sich's aus seinen Reiseerfahrungen zur Regel gemacht, von der gemeinen Sage gerade das Gegenteil zu glauben, und ließ das Körnlein Wahrheit, das nach der Meinung des weisen Junkers darin verborgen liegen sollte, ganz aus der Acht.

Nach Anweisung des Wirtes stieg er die steinerne Wendeltreppe hinauf und kam vor eine verschlossene Tür, die er mit dem Schlüssel öffnete. Eine lange düstre Galerie, wo sein Fußtritt widerhallete, führte ihn in einen großen Saal, und aus diesem eine Seitentür in eine Reihe Gemächer, die mit allen Gerätschaften zur Zierde und Bequemlichkeit reichlich versehen waren. Er wählte sich eins darunter zum Schlafgemach, das ihm am freundlichsten schien, wo er ein wohlge-

polstertes Ruhebette fand und aus dessen Fenstern er, gerade unter sich, in den Gasthof sahe, auch jedes laute Wort, das daselbst geredet wurde, vernehmen konnte. Er zündete die Wachskerzen an, beschickte seine Tafel und speiste mit solcher Gemächlichkeit und Wohlgeschmack, als ein Nobile von Otaheite. Die gebauchte Flasche ließ ihn dabei keinen Durst leiden. So lange die Zähne in voller Arbeit waren, hatte er nicht Zeit, an die angebliche Spukerei im Schlosse zu gedenken; wenn sich auch zuweilen etwas in der Ferne regte und ihm die Furchtsamkeit zurief: Horch auf! horch auf! jetzt kommt der Poltergeist, so antwortete die Herzhaftigkeit: Possen! Es sind Katzen und Marder, die sich beißen und balgen. Aber in dem Dauungsviertelstündchen nach der Mahlzeit, da der sechste Sinn, die Empfindung des Hungers und Durstes, die Seele nicht mehr beschäftigte, richtete sie ihre Aufmerksamkeit unter den fünf übrigen allein auf das Gehör, und da flüsterte die Furcht schon immer drei bängliche Gedanken dem Horcher ins Ohr, ehe die Herzhaftigkeit einmal drauf antwortete.

Vor den ersten Anlauf schloß er die Tür ab, schob den Nachtriegel vor und nahm seine Retirade auf den gemauerten Sitz des gewölbten Fensters. Er öffnete solches, sahe, um sich in etwas zu zerstreuen, an den gesternten Himmel, blickte in den genärbten Mond und zählte, wie oft sich die Sterne putzten. Auf der Straße unter ihm wurds öde, und ungeachtet der ihm angerühmten nächtlichen Lebhaftigkeit im Gasthofe wurden die Türen verschlossen, die Lichter ausgetan, und es wurde darinnen so still als in einer Totengruft. Dagegen stieß der Nachtwächter ins Horn und ließ sein: hört ihr Herren, über den ganzen Flecken erschallen, intonierte auch zur Beruhigung des bangen Astronomen, der seine Augen noch immer an den funkelnden Sternen weidete, ein gellendes Abendlied gerade unter dem Fenster, also, daß Franz

leicht mit ihm Unterredung hätte pflegen können, welches er, um der Geselligkeit willen, auch gern getan hätte, wenn er vermuten können, daß ihm der Wächter zur Rede stehen würde.

In einer volkreichen Stadt, mitten unter einer zahlreichen Hausgenossenschaft, wo des Getümmels so viel ist als in einem Bienenkorb, mag es für den Denker eine angenehme Erholung sein, über die Einsamkeit zu philosophieren, sie als die lieblichste Gespielin des menschlichen Geistes zu gestalten, ihr alle vorteilhafte Seiten abzugewinnen und nach ihrem Genusse zu verlangen. Aber da, wo sie einheimisch ist, auf der Insel Juan Fernandez, wo ein einzelner, dem Schiffbruch entronnener Eremit lange Jahre mit ihr verlebt, oder bei schauervoller Nacht in einem tiefen Walde, oder in einem unbewohnten alten Schlosse, wo öde Mauren und Gewölbe Grausen erwecken und nichts Leben atmet außer die traurige Eule in dem zerfallnen Turm: da ist sie in Wahrheit nicht die angenehmste Gesellschafterin für den scheuen Anachoreten, der darinne übernachtet, besonders wenn er sich alle Augenblicke der Erscheinung eines Poltergeistes gewärtigen muß. Da kanns leicht der Fall sein, daß eine Unterredung mit dem Nachtwächter zum Fenster heraus eine bessere Unterhaltung gewähret für Geist und Herz, als die anziehendste Lektür eines Panegyrikus über die Einsamkeit. Wenn Freund Zimmermann in Freund Franzens Stelle sich befunden hätte, auf dem Schloß Rummelsburg an der westfälischen Grenze, so würde er ohne Zweifel in dieser Situation die Grundideen zu einer ebenso interessanten Schrift über die Geselligkeit ausgesponnen haben, als ihn, allem Vermuten nach eine lästige Assemblee bestimmt hat, aus der Fülle des Herzens der Lobredner der Einsamkeit zu werden.

Mitternacht heißt die Stunde, wo die intellektuelle Welt Leben und Tätigkeit gewinnt, wenn die vergröberte anima-

lische Natur in tiefem Schlummer begraben liegt. [illegible] wünschte um deswillen lieber, diese bedenkliche Stu[illegible] zu verschlafen als zu durchwachen, darum tat er das Fenster zu, ging nochmals die Runde im Zimmer, durchspähete Winkel und Ecken, zu sehen, ob alles geheuer sei; schneuzte die Lichter, daß sie heller brennten, und streckte sich flugs aufs Ruhebette, welches seinem ermüdeten Körper gar sanfte tat. Dennoch konnt er nicht so bald als er wünschte in Schlaf kommen. Ein kleines Herzpochen, welches er einer Wallung im Blute von der Hitze des Tages zuschrieb, erhielt ihn noch eine Zeitlang wach, und er unterließ nicht, diese Frist zu benutzen und einen so kräftigen Abendsegen zu beten, als er seit vielen Jahren nicht gebetet hatte; dieser tat die gewöhnliche Wirkung, daß er sanft dabei einschlief. Nach Verlauf einer Stunde, seinem Bedünken nach, erwachte er mit einem plötzlichen Schreck, welches bei einem unruhigen Blute eben nichts Ungewöhnliches ist. Dadurch wurde er ganz munter, horchte, ob alles ruhig sei, und hörte nichts als die Glocke, die eben zwölfe schlug, welche Neuigkeit der Nachtwächter bald darauf im ganzen Flecken mit lautem Gesange ankündigte. Franz lauschte noch eine Weile, legte sich aufs andre Ohr und war eben im Begriff, wieder einzuschlafen, da wars ihm, als knarre von ferne eine Tür, und gleich darauf schlug sie mit dumpfem Getöse zu. O wehe! wehe! raunte die Furcht ihm ins Ohr, das ist fürwahr der Poltergeist! Es ist der Wind und weiter nichts, tröstete die Herzhaftigkeit. Doch bald kams näher, immer näher, wie ein schwerer Mannestritt. Geklingel hier, Geklingel dort, als rasselte ein Delinquent mit schweren Ketten; oder als ging der Pförtner mit seinem Schlüsselbund im Schloß umher. Das war kein Windesspiel, die Herzhaftigkeit verstummte, die bange Furcht trieb alles Blut dem Herzen zu, daß es pochte wie ein Schmiedehammer.

Jetzt war die Sache außerm Spaß. Wofern die Furcht die

Herzhaftigkeit noch einmal hätte lassen zum Worte kommen, so würde diese den Verzagten an den Subsidien-Traktat mit dem Wirte erinnert und ihn angetrieben haben, die stipulierte Hülfe laut aus dem Fenster zu reklamieren; aber da gebrachs an Entschließung. Der ängstlich Zagende nahm seine Zuflucht zur Matratze, der letzten Schutzwehr der Furchtsamen, und zog sie dicht übern Kopf, wie Vogel Strauß das Haupt hinter ein Sträuchlein birgt, wenn er dem Jäger nicht mehr entrinnen kann. Draußen gings Tür auf, Tür zu, mit gräßlichem Gepolter, und nun kams auch ans Schlafgemach. Es drehte rasch am Schluß, versuchte viele Schlüssel, bis es den rechten fand; doch hielt der Riegel noch die Türe fest, bis sie ein harter Schlag, gleich einem Donnerschlag, eröffnete, daß Niet und Riegel sprang. Da trat herein ein langer hagrer Mann mit einem schwarzen Bart in alter Tracht und finsterm Angesicht, die Augenbraunen senkten sich zu tiefem Ernste von der Stirn herab. Um seine linke Schulter schlug er einen Scharlachmantel, und auf dem Haupt trug er einen spitzen Hut. Er zog mit schwerem Tritt dreimal das Zimmer schweigend auf und ab, besah die geweihten Kerzen und putzte sie, damit sie heller leuchteten. Drauf ließ er seinen Mantel fallen, schnürte einen Scherfack auf, den er darunter barg, und kramte ein Barbierzeug aus, strich flugs ein blankes Schermesser auf dem breiten Riemen, den er am Gürtel trug.

Franz schwitzte Judasschweiß unter der Matratze, befahl sich in den Schutz der heilgen Jungfrau und spekulierte ängstlich, was dies Manövre sollte, wußte nicht, obs damit auf die Gurgel oder auf den Bart gemeinet sei. Zu seiner Beruhigung goß das Gespenst aus einer silbernen Flasche Wasser in ein silbern Becken und schlug mit beinerner Hand die Seife zu leichtem Schaum, rückte einen Stuhl zurechte und winkte mit ernster Miene den angstvollen Lauerer aus seinem Hinterhalt hervor.

Gegen dieſen bedeutſamen Wink galt ſo wenig eine Einwendung, als gegen die ſtrengen Befehle des Großherrn, wenn er einem exilierten Vezier den Engel des Todes, den Capichi Baſchi, mit der ſeidnen Schnur nachſchickt, ſeinen Kopf in Empfang zu nehmen. Das Vernünftigſte, was ſich in dieſem kritiſchen Falle tun läßt, iſt, der Notwendigkeit nachzugeben, zum böſen Spiel gute Miene zu machen und ſich mit ſtoiſcher Gelaſſenheit die Kehle gemachſam zuſchnüren zu laſſen. Franz honorierte die empfangne Ordre: die Matratze begann ſich zu heben, er ſprang raſch vom Bette auf und nahm den ihm angewieſenen Platz auf dem Schemel ein. So wunderſam auch dieſer ſchnelle Übergang von der äußerſten Verzagtheit zur kühnſten Entſchloſſenheit ſcheinen mag, ſo natürlich wird dennoch das pſychologiſche Journal uns dieſe Erſcheinung zu erklären wiſſen.

Der ſpukende Barbier band ſeinem zitternden Bartkunden alsbald das Schertüchlein vor, ergriff darauf Kamm und Schere, beſchnitt ihm Haar und Bart. Dann ſeifete er ihn kunſtmäßig ein, zuerſt den Bart, hernach die Augenbraunen, zuletzt die Schläfe, Scheitel und das Hinterhaupt, und ſchor ihn von der Gurgel bis zum Nacken ſo glatt und kahl wie einen Totenkopf. Als er mit dieſer Operation zu Stande war, wuſch er ihm das Haupt, trocknete es ſäuberlich, machte ſeinen Reverenz und ſchnürete den Scherſack zu, hüllte ſich in den Scharlachmantel und ſchickte ſich zum Rückzug an. Die geweihten Kerzen brannten vortrefflich helle bei der ganzen Verhandlung, und Franz ſahe vermöge ihres Schimmers im Spiegel, daß ihn der Scherer in einen chineſiſchen Pagoden verwandelt hatte. Er bedauerte herzlich den Verluſt der ſchönen braunen Locken, gleichwohl ſchöpfte er nun wieder friſchen Atem, da er merkte, es ſei mit dieſem Opfer alles abgetan und der Geiſt habe weiter keine Macht an ihm.

So verhielt es ſich auch in der Tat, der Rotmantel ging

nach der Tür, ſtillſchweigend wie er gekommen war, ohne Gruß und Valet, und ſchien ganz das Widerſpiel ſeiner geſchwätzigen Profeſſionsverwandten. Kaum war er aber drei Schritte zurück, ſo ſtund er ſtille, ſahe ſich mit trauriger Gebärdung nach ſeinem wohlbedienten Kunden um und ſtrich mit der flachen Hand über den ſchwarzen Bart. Eben das tat er zum andern male, und nochmals, als er eben zur Tür hinaus ſchreiten wollte. Franz geriet dadurch auf die Vermutung, daß das Geſpenſt etwas verlange, und durch eine ſchnelle Kombination der Ideen riet er darauf, daß es vielleicht den nämlichen Dienſt von ihm erwarte, den es ihm vorher geleiſtet habe, und er trafs damit glücklicher, als weiland Geiſterſeher Oeder, der das renommierte Braunſchweiger Geſpenſt inquirierte, wie ein Amtmann den Delinquenten, ohne daß er es zum Geſtändnis brachte, was es eigentlich mit ſeiner frivolen Erſcheinung wolle.

Da der Geiſt, ungeachtet ſeines trübſinnigen Anblicks, mehr zu Schimpf als Ernſt aufgelegt ſchien und ſeinen Gaſt geſchabernakt, nicht aber gemißhandelt hatte, ſo war bei dieſem jetzt faſt alle Furcht verſchwunden. Alſo wagte er den Verſuch und winkte dem Geiſte, ſich auf den Schemel zu ſetzen, welchen er eben verlaſſen hatte. Sogleich gehorchte das Geſpenſt, warf den roten Mantel ab, legte das Barbierzeug auf den Tiſch und ſetzte ſich auf den Stuhl, in die Stellung eines Menſchen, der ſich will den Bart abnehmen laſſen. Franz beobachtete ſorgfältig die nämliche Prozedur, die der Geiſt zuvor mit ihm vorgenommen hatte, ſtutzte ihm den Bart mit der Schere, ſchnitt ihm das Haar ab, ſeifete ihm den ganzen Kopf ein, und das Geſpenſt hielt ſtill wie ein Haubenſtock. Der ungeſchickte Geſell wußte das Meſſer ſchlecht zu regieren, hatte noch nie eins in der Hand gehabt, ſchor den Bart gerade gegen den Strich, wobei der Geiſt eben ſo ſeltſame Grimaſſen machte, wie der Affe des Erasmus, indem er das

Bartputzen seines Herrn nachahmte. Dabei wurde dem unkundigen Pfuscher doch nicht wohl zu Mute, er dachte mehr als einmal an die sinnreiche Sentenz: was deines Amtes nicht ist, laß deinen Vorwitz; indessen zog er sich, so gut er konnte, aus der Affäre und schor das Gespenst so kahl als er selbst war.

Bisher war die Szene zwischen dem Geiste und dem Wanderer pantomimisch abgehandelt worden, jetzt wurde die Handlung dramatisch. „Fremdling," sprach jener mit freundlicher Gebärde, „habe Dank für den Dienst, den du mir geleistet hast: durch dich bin ich der langen Gefangenschaft nun ledig, die mich dreihundert Jahre in diese Mauren gekerkert hat und zu welcher meine abgeschiedene Seele so lange, einer Übeltat halber, verdammt ward, bis ein Sterblicher das Vergeltungsrecht an mir üben und tun würde, was ich bei meinen Lebzeiten andern tat.

„Wisse, daß hier ehemals ein frecher Übermütler wohnte, der sein Gespött mit Pfaffen und mit Laien trieb. Graf Hartmann hieß sein Name, war keines Menschen Freund, erkannte kein Gesetz und keinen Oberherrn, übte eitel Mutwill und Schälkelei und schändete des Gastrechts Heiligkeit. Den Fremdling, der unter sein Dach einging, den Dürftigen, der ihn um eine milde Gabe bat, entließ er nie, ohne einen bösen Tück ihm zu beweisen. Ich war sein Schloßbarbier, trieb Liebedienerei und tat, was ihm gefiel. So manchen frommen Pilger, der vorüberging, lockte ich mit Freundlichkeit ins Schloß, bereitete das Bad für ihn, und wenn er meinte, seiner wohl zu pflegen, schor ich ihn glatt und kahl und wies mit Hohn und Spott ihn aus der Tür. Da schauete Graf Hartmann aus dem Fenster und sah mit Lust, wie sich die Otternzucht der Knaben aus dem Flecken versammlet hatte, den Geschändeten zu höhnen, und über ihn, wie über den Propheten einst die freche Knabenrotte, Kahlkopf! Kahl-

kopf! ſchrie. Des freute ſich der Schadenfroh und lachte teufliſch darüber, daß er den Speckwanſt hielt und ihm die Augen tränten.

„Einſt kam ein heilger Mann aus fernen Landen, er trug, gleich einem Büßenden, ein ſchweres Kreuz auf ſeiner Schulter und hatte ſich fünf Nägelmal' an Händen, Füßen und der Seite, aus Andacht eingenarbt; auf ſeinem Haupte ſtund ein Kranz von Haaren, gleich der Dornenkrone. Er ſprach hier an, begehrte Waſſer, ſeine Füße zu waſchen und einen Biſſen Brod. Flugs bracht ich ihn ins Bad, um ihn nach meiner Weiſe zu bedienen, und reſpektierte nicht die heilge Glatze, ſchor ihm die Krone rein vom Haupte weg. Da ſprach der fromme Pilger einen ſchweren Bannfluch über mich: ‚Verruchter, wiſſe, daß nach dem Tode der Himmel und die Hölle und des Fegfeuers eherne Pforte deiner armen Seele verſchloſſen iſt. Sie ſoll als Plagegeiſt ſo lang in dieſen Mauren toſen, bis ungefordert, ungeheißen, ein Wandrer das Vergeltungsrecht an dir verüben wird.'

„Von Stund an wurd ich ſiech, das Mark in den Gebeinen vertrocknete, und ich verging gleich wie ein Schatten. Mein Geiſt verließ den abgezehrten Leichnam und blieb an dieſen Ort gebannt, wie ihm vom heiligen Mann ward auferlegt. Vergebens harrt ich der Erlöſung aus dieſen qualenvollen Feſſeln, die mich noch an die Erde ketteten: denn du ſollſt wiſſen, daß, wenn die Seele von dem Körper ſcheidet, ſie nach dem Ort der Ruh verlangt, und dieſe heiße Sehnſucht macht ihr die Jahre zu Aonen, ſo lange ſie in einem fremden Elemente ſchmachtet. Zu eigner Qual ſetzt ich das traurige Geſchäfte fort, das ich bei Leibesleben trieb. Ach! bald verödete mein Toſen dieſes Haus! Nur ſparſam kam ein Pilger, hier zu übernachten. Ob ich gleich allen tat wie dir, ſo wollte keiner dennoch mich verſtehn und mir, wie du, den Dienſt erweiſen, der meinen Geiſt aus dieſer Sklaverei befreite.

Hinfort wird ſich kein Poltergeiſt in dieſem Schloß mehr regen, ich gehe nun zur langgewünſchten Ruhe ein. Nun, junger Fremdling, nochmals meinen Dank, daß du mich nun erlöſet haſt. Wär ich der Hüter tiefverborgner Schätze, ſie wären alle dein; doch Reichtum war im Leben nie mein Los, es liegt in dieſem Schloſſe auch kein Schatz vergraben. Hör aber guten Rat. Verweile hier, bis Bart und Haupthaar Kinn und Glatze wieder decken, dann ziehe heim in deine Vaterſtadt und harre auf der Weſerbrücke daſelbſt, zur Zeit wenn Tag und Nacht im Herbſt ſich gleichen, auf einen Freund, der dir begegnen wird, der wird dir ſagen, was du tun ſollſt, daß dirs wohlergeh auf Erden. — Wenn aus dem güldnen Horn des Überfluſſes dir Segen und Gedeihen quillt, alsdann ſei meiner eingedenk und laß, ſo oft der Jahrestag wiederkehret, an welchem du mich des Verwünſchungsfluchs entbandeſt, zu meiner Seelenruh mir jedesmal drei Meſſen leſen. — Nun fahre wohl, ich ſcheide jetzt davon."

Mit dieſen Worten verſchwand der Geiſt, nachdem er durch ſeine Geſchwätzigkeit ſeine ehemalige Exiſtenz als Hofbarbier im Schloſſe Rummelsburg ſattſam dokumentiert hatte, und ließ ſeinen Befreier voll Verwunderung über das ſeltſame Abenteuer. Er ſtund lange unbeweglich und war zweifelhaft, ob ſich die ganze Geſchichte wirklich begeben, oder ob ihn nur ein ſchwerer Traum getäuſchet habe; allein ſein kahl geſchorner Kopf überzeugte ihn bald von der Wahrheit der Begebenheit. Er legte ſich drauf zur Ruhe und ſchlief auf das überſtandene Schrecken bis in die Mittagsſtunde. Der betrügliche Wirt hatte ſchon von frühem Morgen an gelauret, wenn der Wanderer mit der Glatze zum Vorſchein kommen würde, um ihn mit heimlichem Hohngelächter unter dem Anſchein der Verwunderung über das nächtliche Abenteuer zu empfangen. Da ihm dieſer aber zu lange zögerte und ſchon der

Mittag herannahete, wurde ihm die Sache bedenklich und er fing an zu fürchten, das Gespenst möchte etwas unsanft mit dem fremden Gaste gefahren sein, ihn erdrosselt oder in so übermäßige Furcht versetzt haben, daß er vor Entsetzen gestorben sei; und seine mutwillige Rache so weit zu treiben, war gleichwohl seine Absicht nicht. Er schellete dem Gesinde, lief mit Knecht und Magd in aller Eile auf die Burg und kam vor das Zimmer, in welchem er des Abends Licht bemerkt hatte. Er fand einen unbekannten Schlüssel an der Tür; aber diese war von innen verriegelt, denn nach der Ver-

schwindung des Geistes hatte Franz sie wieder verwahret. Er pochte mit ängstlicher Heftigkeit an, daß die heiligen Siebenschläfer von dem Getöse würden aufgewacht sein. Franz wurde munter und meinte in der ersten Bestürzung, der Geist stünd wieder vor der Tür und habe ihm einen nochmaligen Besuch zugedacht. Da er aber des Wirts Stimme vernahm, der nichts mehr verlangte, als daß sein Gast ein Zeichen des Lebens von sich geben sollte, raffte er sich auf und öffnete das Gemach.

Mit scheinbarem Entsetzen sprach der Wirt, indem er die Hände zusammenschlug: „Bei Gott und allen Heiligen! der Rotmantel ist hier gewesen (unter diesem Namen war das

Geſpenſte den Einwohnern bekannt) und hat Euch zum Kahlkopf geſchoren, nun iſt es vor Augen, daß die alte Sage kein Märchen iſt. Aber berichtet mir, wie ſahe der Poltergeiſt aus, was hat er geredt und wie hat er getan?" Franz, der den Frager vollkommen ausgemerket hatte, antwortete: „Der Geiſt glich einem Mann in einem roten Mantel, wie er getan hat, iſt Euch nicht verborgen, und was er ſprach, des bin ich wohl eingedenk: ‚Fremdling,' ſprach er, ‚trau keinem Wirte, der den Schalk im Schilde führt: was dir begegnen ſollte, war ihm wohl bewußt. Gehab dich wohl, ich ziehe fort aus dieſem alten Aufenthalte, denn meine Zeit iſt aus. Hinfort wird hier kein Poltergeiſt mehr ſpuken; ich werde nun zum ſtillen Alp, will baß den Gaſtwirt plagen, ihn kneipen, zwicken, drücken, wofern er ſeine Schuld nicht büßt, dir Dach und Fach und freie Zehrung gibt, bis um dein Haupt ſich wieder braune Locken krümmen.'"

Der Wirt erbebte bei dieſen Worten, ſchlug ein großes Kreuz vor ſich und gelobte bei der heiligen Jungfrau dem Abenteurer freie Zeche, ſolang er bei ihm verharren wollte, führte ihn in ſein Haus und bediente ihn aufs beſte. Es fehlte wenig, daß der Fremdling nicht in den Ruf eines Geiſterbanners kam, da ſich das Geſpenſt von nun an nicht mehr ſehen ließ. Er übernachtete oft in der alten Burg, und ein Waghals aus dem Orte hatte den Mut, ihm Geſellſchaft zu leiſten, ohne daß er zum Kahlkopf geſchoren wurde. Da der Gutsherr erfuhr, daß der fürchterliche Rotmantel nicht mehr in Rummelsburg ſpuke, ward er darüber ſehr froh und erteilte Befehl, des Fremdlings wohl zu pflegen, der ihn ſeiner Meinung nach weggebannt habe.

Um die Zeit, als ſich der Wein färbte und der herannahende Herbſt die Apfel an den Bäumen rötete, kräuſelten ſich die braunen Locken wieder, der Wandrer ſchnürte ſein Reiſebündel: ſeine Sinnen und Gedanken waren auf die Weſer-

brücke gerichtet, um den Freund aufzusuchen, der ihm nach der Verheißung des nächtlichen Barbiers Anweisung geben sollte, wie er sein Glück machen könnte. Indem er sich vom Wirt verabschiedete, zog dieser ein Pferd mit Sattel und Zeug aus dem Stalle, womit der Gutsherr aus Dankbarkeit ihn beschenkte, daß er sein Schloß wieder wohnbar gemacht hatte; auch ließ er ihm einen nachhaltigen Zehrpfennig reichen, und so kam Franz flink und wohlgemut in seine Vaterstadt wieder angeritten, wie er vor Jahresfrist daraus gezogen war. Er suchte sein altes Quartier im engen Gäßchen auf, hielt sich aber gar still und eingezogen und forschte nur unter der Hand, wie's mit der schönen Meta stünd, ob sie noch lebe und unvermählt sei. Auf diese Frage erhielt er eine befriedigende Antwort und begnügte sich vor der Hand daran; denn er wagte es nicht, ehe sein Schicksal entschieden wäre, ihr unter die Augen zu treten oder seine Ankunft in Bremen ihr vermerken zu lassen.

Mit heißer Sehnsucht erwartete er die Tag- und Nachtgleiche, seine Ungeduld machte ihm bis dahin jeden Tag zu einem Jahre. Endlich erschien der langgewünschte Termin. Die Nacht vorher konnte er vor Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, kein Auge zutun; das Blut wallete und pochte in den Adern wie im Schlosse Rummelsburg, da er des Besuchs von einem Poltergeiste sich versahe. Um den unbekannten Freund nicht zu verfehlen, stund er schon vor Tagesanbruch auf und begab sich in der ersten Morgendämmerung auf die Weserbrücke, die noch leer und ledig von Passanten war. Er ging verschiedene Mal einsam darauf hin und wieder, mit einem Vorgefühl freudiger Ahndung, das den eigentlichen Genuß aller irdischen Glückseligkeit in sich faßt, denn nicht die erreichten Wünsche, sondern die unbezweifelte Hoffnung, sie zu erreichen, gewähret dem menschlichen Geiste das volle Maß des höchsten und innigsten Ver-

gnügens. Er machte eine Menge Entwürfe, wie er sich im Besitz seines zu erwartenden Glückes bei der geliebten Meta produzieren wollte; ob es ratsamer sei, sich ihr in vollem Glanze zu zeigen, oder nur im ersten Schimmer des Morgenlichtes aus seiner bisherigen Dunkelheit hervorzugehen und sie nach und nach die glückliche Veränderung seiner Lage wahrnehmen zu lassen. Die Neugierde tat bei dieser Gelegenheit tausend Fragen an den Verstand; wer mag der Freund sein, der mir auf der Weserbrücke begegnen soll? Ob's wohl einer meiner alten Bekannten ist, bei denen ich seit meinem Verfall ganz vergessen bin? Wie wird er mir den Weg zum Glücke bahnen? Und wird dieser Weg kurz oder lang, bequem oder mühsam sein? Auf alles das wußte der Verstand, seines Sinnens und Spekulierens ungeachtet, keine Antwort.

Nach Verlauf einer Stunde fings an auf der Brücke lebhaft zu werden, es wurde darüber geritten, gefahren und gegangen, auch viel Kaufmannsgut hin und her gebracht. Die gewöhnliche Tagwache von Bettlern und preßhaften Personen besetzte nach und nach diesen zu ihrem Gewerbe wohlgelegnen Posten, um die Wohltätigkeit der Vorübergehenden in Kontribution zu setzen: an Armenanstalten und Arbeitshäuser hatte die weise Polizei damals noch nicht gedacht. Der erste von der zerfetzten Kohorte, der den jovialischen Spaziergänger, welchem frohe Hoffnung aus den Augen lachte, um eine milde Gabe ansprach, war ein verabschiedeter Kriegsmann, der mit dem militärischen Ehrenzeichen eines hölzernen Stelzfußes versehen war, das ihm, als er weiland für das Vaterland focht, zum Lohn seiner Tapferkeit verliehen wurde mit der Gerechtsame, zu betteln wo er wollte, und der nun als Physiognomist das Studium der Menschenkunde auf der Weserbrücke mit so gutem Erfolg trieb, daß er selten eine Fehlbitte um ein Almosen tat. Auch diesmal irrte sich sein Beschauungsblick keinesweges, indem ihm Franz in der Freu-

digkeit seines Herzens einen blanken Engelgroschen* in den Hut warf.

Zur Zeit der ersten Morgenstunden, wo nur der arbeitsame Handwerker tätig ist, der vornehmere Städter aber noch der trägen Ruhe pfleget, erwartete er die Erscheinung des verheißnen Freundes eigentlich noch nicht: er suchte ihn nicht in den niedrigsten Volksklassen und nahm daher von den Passanten nur wenig Notiz. Um die Stunde der Gerichtszeit aber, als die Proceres von Bremen in stattlichen Amtskleidern zu Rat fuhren, und um die Börsenzeit war er ganz Aug und Ohr, spähete die Kommenden von Ferne, und wenn ein rechtlicher Mann über die Brücke kam, geriet sein Blut in Bewegung, und er vermeinte an ihm den Schöpfer seines Glückes zu finden. Es verging indessen eine Stunde nach der andern, die Sonne rückte hoch herauf; bald machte die Mittagszeit einen Stillstand in den Geschäften; das Getümmel verlor sich, und der erwartete Freund zögerte noch immer mit seiner Ankunft. Franz promenierte jetzt ganz allein die Brücke auf und nieder, hatte keine andre Gesellschaft neben sich als die Bettler, die sich ihre kalte Küche servierten, ohne den Platz zu verlassen. Er trug ebenfalls Bedenken dieses zu tun, und weil er nicht mit Lebensmitteln versehen war, kaufte er einiges Obst und nahm sein Mittagsmahl ambulando ein.

Dem ganzen Klub, der auf der Weserbrücke tafelte, fiel der junge Mann auf, der vom frühen Morgen an bis an den Mittag hier gelauret hatte, ohne mit jemand Unterredung zu pflegen oder ein Geschäft auszurichten. Sie hielten ihn für einen Müßiggänger, und ungeachtet sie alle seine Mildtätigkeit erfahren hatten, entging er ihrem Spotte doch nicht: sie nannten ihn scherzweise den Brückenvogt. Der Physiognomist mit dem Stelzfuße aber bemerkte, daß seine Miene

* Eine Münze, die im Erzgebürge ausgeprägt wurde, aber überall im deutschen Reiche Kurs hatte, an Wert ungefähr vier Groschen.

nicht mehr so heiter war als in der Morgenstunde, er [illegible] einer Sache ernstlich nachzudenken, hatte den Hut tief ins Gesichte gedrückt, seine Bewegung war langsam und bedächtlich, er nagte lange Zeit an einem Apfelkröbse, ohne daß er dieses selbst zu wissen schien. Aus dieser Beobachtung vermeinte der Menschenspäher Vorteil zu ziehen, darum setzte er sein natürliches und sein hölzernes Bein in Bewegung, begab sich an das andre Ende der Brücke und lauerte dem Denker auf, um unter dem Anschein eines neuen Ankömmlings ihn nochmals um eine Beisteuer anzugehen, und dieser Fund gelang ihm aufs beste. Der tiefsinnige Philosoph richtete keine Aufmerksamkeit auf den Bettler, griff mechanisch in die Tasche und warf ihm ein Sechsgrotstück in den Hut, um seiner los zu werden.

Nach der Mittagszeit kamen wieder tausend neue Gesichter zum Vorschein, der Harrende war nun des Verzugs seines unbekannten Freundes müde, demungeachtet hielt die Hoffnung noch immer seine Aufmerksamkeit gespannt; er trat jedem Vorübergehenden unter die Augen, hoffte, daß ihn einer freundschaftlich umarmen sollte; aber alle gingen kaltsinnig ihres Weges, die meisten bemerkten ihn gar nicht, und wenige erwiderten seinen Gruß mit einem kleinen Kopfnicken. Die Sonne neigte sich bereits zum Untergange, die Schatten wurden länger, die Frequenz auf der Brücke nahm ab, und das Bettlerpikett zog nach und nach heim in seine Kasernen auf der Mattenburg. Eine tiefe Schwermut überfiel den Hoffnungslosen, da er seine Erwartung getäuscht und die herrliche Aussicht, die er des Morgens vor Augen hatte, am Abend nun verschwinden sahe. Er geriet in eine Art mißmütiger Verzweifelung, war nahe dabei, über Bord zu springen und sich von der Brücke herab in die Weser zu stürzen. Aber ein Gedanke an Meta hielt ihn zurück und bewog ihn, dieses Vorhaben so lange aufzuschieben, bis er sie noch einmal ge-

ſehen hätte; er beſchloß, den folgenden Tag ſie zu belauſchen, wenn ſie gehen würde Meſſe zu hören, zum letztenmal aus ihrem reizenden Anblick Wonne zu trinken und dann flugs die heiße Liebe in dem kalten Weſerſtrom auf ewig abzukühlen.

Indem er ſich anſchickte, die Brücke zu verlaſſen, begegnete ihm der verabſchiedete Lanzknecht mit dem Stelzfuß, der mancherlei Spekulationen zum Zeitvertreib gemacht

hatte, was des jungen Mannes Intent sei, daß er vom frühen Morgen bis zum Abend die Brücke bewacht hätte. Er hatte um seinetwillen länger als gewöhnlich verzogen, um ihn auszuharren. Weil er's ihm aber zu lange machte, reizte ihn die Neugierde, sich an ihn selbst zu wenden und ihn darum zu befragen. „Nichts vor ungut, lieber Herr," redete er ihn an, „vergönnt mir eine Frage." Franz, der eben nicht bei gesprächiger Laune war und die Ansprache, die er von einem Freunde so sehnlich erwartet hatte, nun aus dem Munde eines Krüppels vernahm, antwortete etwas mürrisch: „Nun, was ists? Alter Graubart, rede!" — „Wir zwei beide," fuhr jener fort, „sind heut die ersten hier auf dieser Brücke gewesen und sind nun auch die letzten. Was mich und andere meines Gelichters betrifft, uns führt der Beruf hierher, Almosen einzusammlen; aber Ihr seid doch, wahrlich! nicht von unsrer Gilde und habt gleichwohl hier den ganzen Tag gelauret. Lieber, sagt mir, wenns kein Geheimnis ist, welche Ursach bringt Euch hierher, oder welcher Stein liegt Euch auf dem Herzen, den Ihr hier abwälzen wolltet?" — „Was kanns frommen, Alter," sprach Franz launisch, „ob du weißt, wo mich der Schuh drückt; oder welch Anliegen ich auf dem Herzen habe, dich wird es wenig kümmern." — „Herr, ich will Euch wohl, darum, daß Ihr Eure Hand gegen mich aufgetan und mir zweimal Almosen gegeben habt, das Euch Gott belohne! Aber Euer Angesicht war am Abend nicht so heiter wie am Morgen, und das frißt mir's Herz." — Diese gutmütige Teilnehmung des alten Kriegsknechtes gefiel dem Misanthropen, daß er nun das Gespräch gern unterhielt. „Ei nun," antwortete er, „wenn dir daran gelegen ist, zu erfahren, warum ich mich hier die Langeweile habe plagen lassen, so wisse, daß ich einen Freund suchte, der mich hieher beschied und nun vergeblich auf sich warten läßt." — „Mit Verlaub," entgegnete der Stelzfuß, „daß ich frei reden

mag, Euer Freund, sei er auch wer er sei, ist 'n Schurke, daß er Euch so am Narrenseile führt. Tät er mir das, so sollt er, wahrlich! meine Krücken fühlen, wo er mir unter die Augen trät. War er verhindert, Wort zu halten, sollt er es kund tun und Euch nicht wie einen Knaben äffen." — „Ich kann ihm," entschuldigte Franz, „sein Ausbleiben gleichwohl nicht verargen, er hat mir nichts versprochen; es war nur ein Traum, der mir verhieß, hier meinen Freund zu treffen." — Die Gespenstergeschichte war ihm zu erzählen zu weitläuftig, darum hüllte er sie in einen Traum. — „Das ist ein andres," sprach der Alte, „wenn Ihr auf Träume baut, so wunderts mich nicht, daß Euch Eure Hoffnung betrügt. Mich hat in meinem Leben viel tolles Zeug geträumet; aber ich bin nie ein solcher Tor gewesen, darauf zu achten. Hätt ich alle die Schätze, die mir im Traume sind beschert gewesen, die Stadt Bremen wollt ich damit kaufen, wo sie feil geboten würde. Aber ich habe nie an Träume geglaubt, auch weder Hand noch Fuß geregt, ihren Wert oder Unwert zu prüfen, ich wußte wohl, daß es vergebne Mühe damit sei. Ha! ich muß Euch ins Gesichte lachen, daß Ihr um eines leeren Traumes willen einen schönen Lebenstag verschleudert, den Ihr bei einem fröhlichen Gelag besser zugebracht hättet." — „Der Erfolg beweist, daß du Recht hast, Alter, und daß Träume öfters trügen. Aber," verteidigte sich Franz, „ich träumte so lebhaft und umständlich, vor länger als drei Monden, daß ich an eben diesem Tage und an diesem Orte einen Freund antreffen sollte, der mir Dinge von großer Wichtigkeit zu sagen habe, daß es wohl der Mühe lohnte, zu erfahren, ob der Traum zutreffen würde." — „O," versetzte der Stelzfuß, „niemand träumt lebhafter als ich! Einen Traum vergeß ich doch in meinem Leben nicht. Träumte mich, weiß nicht vor wieviel Jahren, mein Schutzengel stünd an meinem Bette in Gestalt eines Jünglings mit goldgelockten

Haaren und zwei silberfarbenen Fittichen auf dem Rücken und sprach zu mir: ‚Berthold, vernimm die Worte meiner Rede, daß keins verloren gehe aus deinem Herzen. Es ist dir ein Schatz beschieden, den du heben sollst, um dir davon gütlich zu tun die übrige Zeit deines Lebens. Morgen Abend, wenn die Sonne zum Untergang sich neiget, nimm Schippe und Spaten auf deine Schulter, gehe aus von der Mattenburg, über die Tieber rechter Hand nach der Balgenbrücke, an dem Johanniskloster hin, bis zum großen Roland. Dann nimm deinen Weg über den Domhof durch den Schüsselkorb, daß du gelangest außer der Stadt an einen Garten, der das Merkzeichen hat, daß eine Steige von vier steinernen Stufen von der Straße hinunter zu dessen Eingang führet. Harre hier abseits im Verborgnen, bis die Mondssichel dir leuchtet: dann stemme dich mit Mannskraft gegen die leicht verwahrte Tür, die dir nur schwach widerstehen wird. Tritt getrost ein in den Garten und wende dich nach dem Traubengeländer, das den Bogengang beschattet, hinter demselben linker Hand überragt ein hoher Apfelbaum das niedrige Gebüsch, tritt an den Stamm dieses Baumes, das Angesicht gerade gegen den Mond gekehret, schaue drei Ellen breit vor dich auf die Erde, so wirst du zwei Zimtrosensträuche erblicken; dort schlage ein und grabe drei Spannen tief, bis du eine steinerne Platte findest, darunter liegt der Schatz begraben, in einer eisernen Truhe voll Gold und Geldeswert. Ob sie wohl schwer und unbehülflich ist, so scheue doch die Arbeit nicht, sie aus der Gruft zu heben, sie wird deiner Mühe wohl lohnen, wenn du den Schlüssel suchest, der unter der Truhe verwahrt ist.“

Vor Verwunderung starrte und staunte Franz den Träumer an über das, was er hörte, und würde seine Verwirrung nicht haben verbergen können, wo nicht die nächtliche Dämmerung ihm zustatten gekommen wär. Er erkannte aus allen angegebenen Merkzeichen seinen eignen vom Vater ererbten Gar-

ten, der des guten Mannes Steckenpferd bei seinem Leben gewesen war; um deswillen aber dem Sohne nicht behagte, vermöge der Erfahrungsregel, daß selten Vater und Sohn in einer Lieblingsneigung, wenn sie kein Laster ist, sympathisieren; denn im letztern Falle fällt der Apfel, wie man spricht, selten weit vom Stamme. Vater Melchior hatte den Garten ganz in seinem eignen Geschmacke angelegt, so bunt und seltsam wie sein Urenkelssohn, der sein Elysium durch eine originelle Beschreibung verewiget hat*. Er hatte zwar keine gemalte Menagerie darinne zur Schau ausgestellt; aber er unterhielt gleichwohl eine sehr zahlreiche daselbst, von springenden Rossen, geflügelten Löwen, Adlern, Greifen, Einhörnern und anderen Wundertieren, allesamt von reinem Gold geprägt, die er aber für jedermanns Augen sorgfältig verhehlte und unter die Erde verbarg. Dieses väterliche Tempe hatte der verschwenderische Sohn zur Zeit seiner Wildfangsepoke um ein Spottgeld verschleudert.

Jetzt wurde ihm der Stelzfuß auf einmal höchst interessant, da er merkte, daß eben dieser der Freund war, an den ihn das Nachtgespenst im Schlosse Rummelsburg adressiert hatte. Gern hätt er ihn umarmen und im ersten Entzücken Freund und Vater nennen mögen; doch hielt er sich zurück und fand ratsamer, sich gegen ihn über die mitgeteilte Nachricht nicht weiter auszulassen. Darum sprach er: „Das laß ich mir einen umständlichen Traum sein! Aber Alter, was tatest du am Morgen beim Erwachen? Befolgtest du nicht, wozu der Schutzengel dich anmahnte?" — „Ei, wie sollt ich," antwortete der Träumer, „vergebne Arbeit tun? Es war ja nichts als ein leidiger Traum. Wenn mir mein Schutzengel erscheinen wollte, so hab ich der schlaflosen Nächte in meinem Leben gar viel gehabt, wo er mich wachend hätte finden können; aber er hat sich wohl nie sehr um mich bekümmert, sonst würde ich nicht

* In Hirschfelds Gartenkalender vom Jahr 1783, auf der 126 u. f. S.

zu seiner Schande auf diesem Stelzfuß hinken." Franz zog sein letztes Silberstück hervor, das er bei sich trug: „Nimm," sprach er, „alter Vater, diese Gabe noch von mir zu einem Schoppen Wein für den Abendtrunk, dein Gespräch hat meine üble Laune verscheucht. Verabsäume nicht, dich fleißig auf dieser Brücke einzufinden, wir sprechen, hoff ich, uns hier wieder." Der lahme Greis hatte seit langer Zeit kein so reiches Almosen eingeerntet, als an diesem Tage, er segnete dafür seinen Wohltäter, krückte sich in ein Wirtshaus und tat sich eine Güte; Franz aber eilte, von neuer Hoffnung belebt, seiner Wohnung im engen Gäßchen zu.

Am folgenden Tage setzte er alles in Bereitschaft, was zum Schatzgraben erforderlich ist. Die außerwesentlichen Requisiten, Beschwörungsformeln, Zaubersegen, Zaubergürtel, hieroglyphische Charaktere und dergleichen mangelten ihm gänzlich; sie sind aber auch entbehrlich, wenn nur die drei Haupterfordernisse nicht fehlen, Schippe, Spaten und vor allen Dingen der Schatz unter der Erde. Das nötige Arbeitszeug schaffte er kurz vor Sonnenuntergang an Ort und Stelle und verbarg es einsweils in eine Hecke; was aber den Schatz selbst betraf, so hatte er den festen Glauben, daß der Geist im Schlosse und der Freund auf der Brücke an ihm nicht würden zu Lügnern werden. Mit sehnlichem Verlangen erwartete er nun den Aufgang des Mondes, und als dieser seine Silberhörner durchs Gebüsche streckte, begab er sich frisch an die Arbeit, beobachtete alles genau, was ihm der alte Invalid gelehret hatte, und hob den Schatz glücklich, ohne ein Abenteuer dabei zu bestehen; ohne daß ihn ein schwarzer Hund erschreckt oder ein blaues Flämmlein dazu geleuchtet hätte.

Vater Melchior, der aus weiser Vorsicht diesen Notpfennig hier vergrub, hatte keinesweges die Absicht, seinem Sohne diesen beträchtlichen Teil der Erbschaft zu entziehen; der Verstoß lag nur darinne, daß Freund Hein auf eine andre

Manier den Erblasser aus der Welt geleitete, als dieser vermutet hatte. Er war gänzlich überzeugt, daß er alt und lebenssatt, mit allen Formalitäten eines ordentlichen Krankenlagers, das Zeitliche gesegnen würde, wie ihm in der Jugend war prophezeiet worden. Da wollte er nun, wenn er nach Kirchengebrauch die letzte Ölung empfangen hätte, seinen geliebten Sohn ans Sterbebette zu sich rufen, nachdem er alle Umstehenden zuvor entlassen hätte, ihm den väterlichen Segen erteilen und zum Valet den im Garten vergrabenen Schatz nachweisen. Es wäre auch alles in seiner Ordnung gegangen, wenn das Lebenslicht des guten Alten ausgelöscht wär wie ein brennendes Tocht, dem es an Öl gebricht; da es aber der Tod hinterlistiger Weise auf einem Gastmahl ausputzte, so nahm er, wider Willen, sein Mammonsgeheimnis mit ins Grab, und es waren beinahe so viel glückliche Konkurrenzen erforderlich, ehe das verscharrte Patrimonium an den rechten Erben kam, als wenn es durch die Hand der Gerechtigkeit an die Behörde wäre befördert worden.

Mit unermeßlicher Freude nahm er die unförmlichen spanischen Matten in Empfang, die der eiserne Kasten, nebst einer großen Anzahl anderer Sorten von feinerm Gepräge, getreulich verwahret hatte. Nachdem der Taumel der ersten Wonnetrunkenheit etwas verraucht war, überlegte er, wie der Schatz unbemerkt und sicher ins enge Gäßchen zu transportieren sein möchte. Die Bürde war zu schwer, sie ohne Gehülfen fortzubringen, daher wachten mit dem Besitz des Reichtums auch alle damit verknüpfte Sorgen auf. Der neue Krösus wußte sich nicht anders zu raten, als sein Kapital einem hohlen Baume, der hinterm Garten auf einer Wiese stund, auf Treu und Glauben anzuvertrauen; den ausgeleerten Kasten vergrub er wieder in das Rosengebüsch und ebnete den Platz so gut er konnte. In Zeit von drei Tagen war der Schatz aus dem hohlen Baume wohlbehalten ins enge Gäß-

chen eingelotſet, und nun glaubte der Inhaber mit Ehren ſein ſtrenges Inkognito ablegen zu können. Er kleidete ſich aufs beſte, ließ die Vorbitte in der Kirche abſtellen und begehrte dagegen eine chriſtliche Dankſagung für einen Reiſenden, bei der Wiederkehr in ſeine Vaterſtadt nach glücklicher Ausrichtung ſeiner Geſchäfte. Er verbarg ſich in der Kirche in einen Winkel, wo er unbemerkt die ſchöne Meta beobachten konnte, verwendete von ihr kein Auge und trank aus ihrem Anblick alles das Entzücken, deſſen Vorempfindung ihn von dem Hallorenſprung von der Weſerbrücke zurückhielt. Wie's an die Dankſagung kam, blickte frohe Teilnehmung aus allen ihren Geſichtszügen und die jungfräulichen Wangen glüheten vor Freude. Die gewöhnliche Begegnung auf dem Heimwege war ſo ſprechend, daß ſie auch dem dritten Mann, der darauf gemerket hätte, wäre verſtändlich geweſen.

Franz erſchien nun wieder auf der Börſe, fing ein Gewerbe an, das in wenig Wochen ſchon ins Große ging, und da ſein Wohlſtand täglich mehr in die Augen fiel, urteilte Freund Neidhard der Läſterzüngler, er müſſe bei Einkaſſierung der alten Schulden mehr Glück als Verſtand gehabt haben. Er mietete ein großes Haus, dem Roland gegenüber auf dem Markte, nahm Buchhalter und Handelsdiener an und trieb ſeine Geſchäfte unverdroſſen. Da handhabte das leidige Völklein der Schmarotzer wieder fleißig die Klingel an der Tür, kamen zu Hauf und erdrückten ihn ſchier mit Freundſchaftsverſicherungen und Glückwünſchen zu erneuertem Wohlergehen; vermeinten ihn wieder mit ihren räuberiſchen Klauen zu erfaſſen. Aber er war durch Erfahrung klug worden, bezahlte ſie mit ihrer eignen Münze, ſpeiſte ihre falſche Freundlichkeit mit glatten Worten ab und ließ ſie mit leerem Magen abziehen, welches ſouveräne Mittel das läſtige Geſchmeiß der Gutſchmecker und Schranzen zu vertreiben, die beabſichtigte Wirkung tat, daß ſie wegblieben.

In Bremen war der neu emporſchwebende Franz das Märchen des Tages, die Fortüne, die er auf eine unbegreifliche Art in der Fremde, wie man glaubte, gemacht hatte, war der Inhalt aller Geſpräche, auf Ehrengelagen, vor den Gerichtsſchranken und auf der Börſe. Doch in dem Maße wie der Ruf von ſeinem Glück und Wohlſtand wuchs, nahm die Zu-

friedenheit und Gemütsruhe der ſchönen Meta ab. Der Freund in petto war ihrer Meinung nach jetzt wohl dazu qualifiziert, ein lautes Wort zu ſprechen. Demungeachtet blieb ſeine Liebe noch immer ſtumm, und außer der Begegnung auf dem Kirchwege ließ er nichts von ſich hören. Selbſt dieſe Art von Aufwartung wurde ſparſamer, und dergleichen Adſpekten deuteten nicht auf warme, ſondern auf kalte Witterung in der Liebe. Die traurige Harpye Celäno Eiferſucht umflatterte zur Nachtzeit ihr Kämmerlein und girrete, wenn der goldne

Schlaf ihr kaum die blauen Augen zugedrückt hatte, manche bange Ahndung der Erwachenden ins Ohr. „Laß die süße Hoffnung schwinden, einen Unbeständigen zu fesseln, der als ein leichter Ball von jedem Winde umgetrieben wird. Er liebte dich und war dir treu, so lang sein Glück dem deinigen die Wage hielt: nur gleich und gleich gesellet sich. Jetzt hebt ein günstger Los den Wankelmütigen weit über dich empor. Ach! nun verschmähet er die reinsten Triebe im dürftigen Gewand, da Prunk und Pracht und Reichtum wieder um ihn brauſt, und buhlt, wer weiß um welche stolze Schöne, die ihn verstieß, als er im Staube lag, und mit Sirenenruf nun wieder zu sich lockt. Vielleicht hat ihn des Schmeichlers Stimme von dir abgewendet, der zu ihm mit verführerischen Worten sprach: Dir blüht der Garten Gottes in deiner Vaterstadt, Freund, du hast jetzt die Wahl von allen Mädchen, drum wähle mit Verstand, nicht mit den Augen nur. Es gibt der Mädchen viel und viel der Väter, die heimlich auf dich lauren; dir weigert keiner seine Lieblingstochter. Nimm Glück und Ehre mit der Schönsten, auch Sippschaft und Vermögen hin. Die Ratsherrn-Würde kann dir nicht entgehen, wo der Gefreundschaft Stimme viel in der Stadt vermag."

Diese Eingebungen der Eifersucht beunruhigten und quälten ihr Herz unabläſſig, sie musterte ihre schönen Zeitgenoſſinnen in Bremen und maß den großen Abstand so vieler glänzenden Partien gegen sich und ihre Verhältnisse, und da fiel das Resultat nicht für sie günstig aus. Die erste Nachricht von der Glücksveränderung ihres Geliebten hatte sie im Geheim entzückt, nicht in der eigennützigen Absicht, Teilhaberin eines großen Vermögens zu werden, sondern um der guten Mutter Freude zu machen, die auf alles Erdenglück Verzicht getan, nachdem die Heurat mit dem Nachbar Hopfenkönig sich zerschlagen hatte. Jetzt wünschte Meta, der Himmel möchte die kirchliche Vorbitte nicht erhöret und den Verrich-

tungen des Reisenden keinen so glücklichen Erfolg verliehen, sondern ihn vielmehr bei Salz und Brod erhalten haben, welches er gern mit ihr teilen würde. Die schöne Hälfte der Menschheit ist ganz und gar nicht geschickt, ein geheimes Anliegen zu verhehlen: Mutter Brigitta merkte bald den Trübsinn ihrer Tochter und erriet auch, ohne eben eines Scharfblicks dazu benötiget zu sein, dessen Grund und Ursach vollkommen. Das Gerücht von dem wieder aufgegangenen Glücksstern ihres ehemaligen Flachsspediteurs, der jetzt als ein Muster eines ordentlichen, verständigen und tätigen Handelsmannes gepriesen wurde, war ihr eben so wenig, als die Gesinnung der holden Meta gegen ihn verborgen, und sie urteilte, wenn es mit seiner Liebe auf Ernst gemeinet sei, so wärs unnötig, so lange zu zaudern, ohne sich deutlich zu erklären. Doch zu Schonung ihrer Tochter erwähnte sie nie etwas davon, bis dieser endlich das Herz so voll war, daß sie die gute Mutter zur Vertrauten ihres Kummers machte und ihr die wahre Ursache desselben offenbarte. Die kluge Frau erfuhr dadurch wenig mehr, als sie bereits wußte. Aber dieses freie Geständnis gab Gelegenheit, daß sich Mutter und Tochter gegeneinander über diese Herzensangelegenheit expektorierten. Jene machte dieser diesfalls keine Vorwürfe weiter, sie glaubte, zu geschehenen Dingen müsse man das Beste reden; sie wendete vielmehr alle ihre Beredsamkeit an, die Niedergeschlagne zu trösten und anzumahnen, fehlgeschlagne Hoffnung mit standhaftem Mute zu ertragen.

In dieser Absicht buchstabierte sie ihr das sehr vernünftige moralische a-b-ab vor: „Kind, du hast a gesagt," sprach sie, „nun mußt du auch b sagen; du hast dein Glück verschmäht, da es dich suchte, nun mußt du dich auch drein ergeben, wenn es dir nicht wieder begegnet. Die Erfahrung hat mich gelehret, daß die zuversichtlichste Hoffnung am ersten trügt. Darum folge meinem Beispiel, entsage der schönen Gleis-

nerin, so wird sie deine Zufriedenheit nicht stören. Rechne nicht auf eine Verbesserung deines Schicksals, so wirst du dich mit deinem Zustande begnügen. Ehre die Spindel, die dich nährt, was kümmern dich Glück und Reichtum, wenn du ihrer entraten kannst?" Auf diese herzige Oration folgte eine rauschende Symphonie der Schnappweife und des Spinnrads, um die durch das Gespräch verlorne Zeit wieder beizubringen. Mutter Brigitta philosophierte in der Tat aus dem Herzen heraus: sie hatte den Plan ihres Lebens, nachdem sich die Anlage zu Wiederherstellung ihres ehemaligen Wohlstandes verschoben hatte, so vereinfacht, daß das Schicksal darin nichts mehr verwirren konnte; aber Meta war noch weit von diesem philosophischen Ruhepunkte entfernt. Daher wirkten diese Lehre, Vermahnung und Trost ganz anders, als sie gemeinet waren: die gewissenhafte Tochter betrachtete sich jetzt als die Zerstörerin der süßen mütterlichen Hoffnung und machte sich tausend Vorwürfe deswegen. Ob sie gleich den mütterlichen Heuratsplan nie adoptieret und nur auf Salz und Brod in der zukünftigen Ehe gerechnet hatte, so waren ihre Küchenprojekte, nachdem sie von der wieder aufblühenden Handlung und dem Reichtum ihres Herzgespiels Kundschaft erhalten hatte, schon auf sechs Schüsseln gestiegen, und es war für sie ein entzückender Gedanke, durch ihre Wahl den Wunsch der guten Mutter dennoch zu realisieren und sie wieder in den ehemaligen Wohlstand versetzt zu sehen.

Dieser schöne Traum verschwand nun allgemach, da Franz nichts mehr von sich hören ließ; dazu kam noch eine Sage, die in der ganzen Stadt umlief, er lasse sein Haus zu seiner bevorstehenden Vermählung mit einer reichen Antwerperin aufs herrlichste ausschmücken, und die Braut sei schon im Anzuge. Diese Hiobspost brachte das liebevolle Mädchen ganz aus der Fassung: sie sprach von Stund an dem Abtrünnigen das Verbannungsurteil aus ihrem Herzen, gelobte sich, nicht

mehr an ihn zu gedenken, und netzte dabei den ausgezognen Faden mit Tränen. In einer der schwermutsvollen Stunden, wo sie dies Gelübde brach und wider Willen an den Treulosen dachte, — denn sie hatte eben einen angelegten Rocken abgesponnen, und von der Mutter war ihr ehemals ein Sprüchlein gelehrt, zu Fleiß und Arbeit sie zu ermuntern, das lautete:

spinn, Töchterlein, spinn,
der Freier sitzt drin!

An dieses Sprüchlein dachte sie, so oft sie einen Rocken aufgesponnen hatte, und dabei mußte ihr notwendig der Wankelmütige einfallen — in einer solchen schwermutsvollen Stunde pochte ein Finger gar zierlich an die Tür. Mutter Brigitta sahe hinaus, da stund der Freier davor. — Und wer wars? — Wer anders, als Freund Franz aus dem engen Gäßchen? Er hatte sich mit einem prächtigen Feierkleide herausgeputzt, und seine wohlgekämmten lichtbraunen Locken düfteten Wohlgeruch. Dieser stattliche Aufzug ominierte allerdings eine andere Absicht, als ein Flachsnegoz; Mutter Brigitta bestürzte, sie wollte reden, aber die Worte versagten ihr. Meta erhob sich beklommen vom Sessel, glühete wie eine Purpurrose und schwieg. Franz aber war der Sprache mächtig, legte dem zärtlichen Adagio, das er ihr ehemals vorlauteniert hatte, nun einen schicklichen Text unter und erklärte ihr seine stumme Liebe mit deutlichen Worten. Hierauf tat er um sie bei der Mutter feierliche Anwerbung und legitimierte sich dadurch, daß die Zubereitungen in seinem Haus zum Empfange einer Braut auf die reizvolle Meta wären gemeinet gewesen.

Die umständliche Frau wollte, nachdem sie ihre Sensationen wieder ins Gleichgewicht gestellet hatte, den Antrag nach Gewohnheit in achttägige Überlegung ziehen, ob ihr gleich die Freudentränen über die Wangen rollten, die auf kein Hinder-

nis ihrerseits, sondern vielmehr auf beifällige Resolution deuteten. Franz war aber so dringend in seinem Gewerbe, daß sie zwischen dem mütterlichen Kostum und dem Verlangen des Freiwerbers einen Mittelweg suchte und die holde Meta bevollmächtigte, das Decisum in der Sache nach ihrem Gutbefinden zu fällen. In dem jungfräulichen Herzen hatte sich seit Franzens Eintritt ins Zimmer eine merkliche Re-

volution ereignet. Seine Erscheinung war der redendste Beweis seiner Unschuld, und da sich während der Unterredung deutlich ergab, daß der scheinbare Kaltsinn nichts anders als Eifer und Betriebsamkeit gewesen war, teils Handelsgeschäfte in Gang zu bringen, teils das Nötige zur bevorstehenden Eheverbindung zu veranstalten: so lag der geheimen Wiederaussöhnung kein Stein des Anstoßes im Wege. Sie verfuhr mit dem Verbanneten wie Mutter Brigitta mit der außer Aktivität gesetzten Spinngerätschaft, oder der erstgeborne Sohn der Kirche mit einem exilierten Parlement, be-

rief ihn mit Ehren in ihr hochklopfendes Herz zurück und verlieh ihm darin alle vormalige Gerechtsame. Das entscheidende bilitteralische Wörtlein, das das Glück der Liebe bestätiget, gleitete mit unaussprechlicher Anmut von ihren sanften Lippen, daß der erhörte Liebhaber sich nicht enthalten konnte, solches mit einem feurigen Kusse aufzufangen.

Das zärtliche Paar hatte nun Zeit und Gelegenheit, alle Hieroglyphen ihrer geheimnisvollen Liebe zu entziffern und zu pharaphrasieren, welches die angenehmste Unterhaltung gab, die jemals zwei Liebende mit einander gepflogen haben. Sie fanden, was sich unsre Exegeten wünschen sollten, daß sie den Grundtext immer richtig verstanden und interpretieret hatten, ohne jemals den wahren Sinn ihrer wechselseitigen Unterhandlungen zu verfehlen. Es kostete dem entzückten Bräutigam beinahe ebensoviel Überwindung, sich von der reizenden Braut zu scheiden, als an dem Tage, da er seinen Kreuzzug nach Antwerpen antrat. Er hatte aber noch einen notwendigen Gang zu tun, den er in Person zu verrichten sich nicht entbrechen wollte, daher wurds endlich Zeit, sich zu beurlauben.

Dieser Gang war auf die Weserbrücke gerichtet zum Freund Stelzfuß, der ihm noch unvergessen war, ob er gleich lange verzogen hatte, demselben Wort zu halten. So scharf der spähende Graukopf seit der Entrevue mit dem freigebigen Pflastertreter alle Passanten aufs physiognomische Korn genommen hatte, so wenig konnte er seiner doch wieder ansichtig werden, ob er ihm gleich einen anderweiten Besuch verheißen hatte. Seine Gestalt war ihm indessen noch nicht aus dem Gedächtnis verschwunden. So bald er den schöngeputzten Mann von ferne erblickte, kam er auf ihn zu und bewillkommte ihn freundlich. Franz erwiderte des Alten Gruß und sprach: „Freund, kannst du mit mir wohl einen Gang in die Neustadt tun, um ein Gewerbe auszurichten? Deine Mühe

soll nicht unvergolten bleiben." — „Warum das nicht", antwortete der Altvater, „ob ich gleich ein hölzern Bein habe, so kann ich doch damit so rüstig schreiten als der lahme Zwerg, der die Stadtflur umkrochen hat*: denn der hölzerne Fuß, sollt Ihr wissen, hat die Eigenschaft, daß er niemals ermüdet. Aber verzieht noch kurze Zeit, bis das Grauröcklein vorüber ist, das zwischen Tag und Nacht nicht verfehlt, über die Brücke zu wandeln." — „Was ists mit dem Grauröcklein?" frug Franz, „laß mich wissen, welche Beschaffenheit es damit habe." — „Das Grauröcklein bringt mir täglich einen Silbergroschen um die Abendzeit, weiß nicht von wannen. Es frommet auch nicht, jedem Dinge viel nachzugrübeln, darum laß ichs bleiben. Fällt mir bisweilen ein, das Grauröcklein sei gar der Teufel, der meine Seele mit dem Geld erkaufen wolle. Doch sei er's, oder sei er's nicht, was kümmerts mich? Ich bin den Kauf nicht eingegangen, so kann er auch nicht gelten." — „Ich denke wohl," sprach Franz mit lachendem Munde, „dem Grauröcklein läuft der Schalk hinterdrein. Folge du mir, der Silbergroschen soll dir drum nicht fehlen."

Der Stelzfuß machte sich auf, hinkte seinem Geleitsmanne nach, und dieser führte ihn straßauf, straßab in eine entlegne Gegend der Stadt nahe am Walle, blieb vor einem kleinen neuerbauten Hause stehen und klopfte an die Tür. Da solche aufgetan wurde, sprach er: „Freund, du hast mir einen heitern Abend im Leben gemacht, es ist billig, daß ich dir den Abend deines Lebens auch heiter mache. Dieses Haus, mit allem Zubehör und dem Garten, worauf es stehet, ist dein Eigentum; Küch und Keller ist gefüllt, ein Aufwärter be-

* Laut einer alten Sage verhieß eine benachbarte Gräfin den Bremern scherzweise so viel Land zu schenken, als ein Krüppel, der sie eben um ein Almosen bat, in einem Tage würde umkriechen können. Man hielt sie beim Wort, und der Krüppel kroch so gut, daß die Stadt die große Bürgerweide dadurch bekam.

ſtellt, dein zu pflegen, und den Silbergroſchen obendrein wirſt du jeden Mittag unter deinem Teller finden. Es ſoll dir daneben unverhalten bleiben, daß das Grauröcklein mein Diener iſt, den ich ſandte, dir täglich ein ehrliches Almoſen zu reichen, bis ich dieſe Wohnung für dich zubereiten ließ. Willſt du, ſo magſt du mich für deinen guten Engel halten, weils dein Schutzengel dir nicht zu Danke gemacht hat."

Er führte den Alten drauf in ſeine Wohnung ein, wo der Tiſch bereitet und alles zu ſeiner Bequemlichkeit und Leibespflege angeordnet war. Der Graukopf war von ſeinem Glück ſo überraſcht, daß er's nicht faſſen konnte. Es war ihm unbegreiflich, wie ein Reicher des Armen ſich alſo erbarmen ſollte, und es fehlte wenig, daß er nicht die ganze Begebenheit für Blendwerk hielt; Franz aber benahm ihm allen Zweifel. Ein Strom dankbarer Zähren floß von des Greiſes Angeſicht, und ſein Wohltäter begnügte ſich daran, ohne abzuwarten, daß ſich dieſer von ſeiner Beſtürzung erholte, um ihm mit Worten zu danken, ſchwand nach dieſer ausgerichteten Engelbotſchaft dem Altvater aus den Augen, wie die Engel pflegen, und überließ ihm, die Sache zu reimen wie er konnte.

Am folgenden Morgen wars in der Wohnung der lieblichen Braut wie Jahrmarkt. Franz ſchickte Kaufleute, Juwelier, Putzmacherinnen, Spitzenhändler, Schneider, Schuſter und Nähterinnen zu ihr, teils allerlei Waren, teils ihre guten Dienſte ihr anzubieten. Sie brachte den ganzen Tag damit zu, Stoffe, Spitzen und andere Erforderniſſe zum Brautſtaat auszuwählen und ſich das Maß zu neuen Kleidungsſtücken nehmen zu laſſen. Ihr niedlicher Fuß, der ſchön geſtaltete Arm und die ſchlanke Taille wurden ſo oft und ſo ſorgfältig ausgemeſſen, als wenn ein kunſtreicher Bildner das Modell zu einer Liebesgöttin von ihr hätte nehmen ſollen. Der Bräutigam ging indeſſen, das Aufgebot zu beſtellen, und

ehe drei Wochen verliefen, führte er die Braut zum Altare mit einer Feierlichkeit, die das glänzende Hochzeitgepränge des reichen Hopfenkönigs verdunkelte. Mutter Brigitta genoß die Wonne, der tugendſamen Meta den Brautkranz aufzuſchmücken, erreichte den Wunſch vollkommen, ihren Weiberſommer bei gutem Wohlſtand zu verleben, und ſie verdiente dieſe Zufriedenheit als eine Belohnung um einer lobenswürdigen Eigenſchaft willen, die ſie beſaß: ſie war die leidlichſte Schwiegermutter, die jemals iſt erfunden worden.

Melechsala

ater Gregor, des Namens der Neunte, auf Sankt Peters Stuhl, hatte in einer schlaflosen Nacht eine Inspiration, nicht vom Geiste der Weissagungen, sondern der politischen Schikane, dem deutschen Adler die Schwungfedern zu stutzen, damit er sich nicht über das stolze Rom erheben möchte. Kaum beleuchtete die Morgensonne den ehrwürdigen Vatikan, so klingelte schon Se. Heiligkeit dem aufwartenden Kämmerling und befahl, das heilige Kollegium zusammen zu berufen, worauf Vater Gregor in pontificalibus eine feierliche Messe hielt und nach deren Beendigung einen Kreuzzug proponierte, wozu alle Kardinäle, die die weisen Absichten desselben leicht errieten

und wohl merkten, wohin es mit der Heeresfahrt zur Ehre Gottes und dem gemeinsamen Wohl der werten Christenheit gemeinet sei, ihren Assent gern und willig erteilten.

Drauf zog ein schlauer Nuntius flugs hinab gen Neapel, wo Kaiser Friedrich von Schwabenland damals Hof hielt, der trug zwei Büchsen in seiner Reisetasche, die eine war gefüllt mit dem süßen Honigseim der Überredung, die andere mit Zunder, Stahl und Stein, damit den Bannstrahl anzuzünden, wofern der störrische Sohn der Kirche dem heiligen Vater nicht schuldige Parition leisten würde. Als der Legat zu Hofe kam, tat er die süße Büchse auf und sparte nichts an der glatten Latwerge. Aber Kaiser Friedrich war ein feiner Züngler, dem widerte bald der Pillen Geschmack, der in der Süßigkeit verborgen lag; auch kneipte es ihm davon weidlich in den krausen Därmen: drum verschmähete er die betrügliche Leckerei und begehrte nichts mehr davon. Da tat der Legat die andere Büchse auf und ließ einige Funken daraus sprühen, die den kaiserlichen Bart versengten und auf der Haut wie Nesseln brannten. Daraus vermerkte der Kaiser, daß ihm des heiligen Vaters Finger bald schwerer werden dürfte als des Legaten Lenden waren; er legte sich also zum Zweck, bequemte sich zum Gehorsam, die Kriege des Herrn gegen die Ungläubigen im Orient zu führen und betagte die Fürsten zur Heersfahrt ins heilige Land. Die Fürsten taten das kaiserliche Gebot kund den Grafen, die Grafen entboten ihre Lehnsleute, die Ritter und Edlen; die Ritter rüsteten ihre Knappen und Knechte, saßen auf und versammleten sich jeder unter sein Panier.

Nächst der Bartholomäusnacht hat keine soviel Jammer und Not auf Erden gestiftet als die, welche Gottes Statthalter auf Erden durchwachte, um einen verderblichen Kreuzzug zu gebären. Ach, wie viele heiße Tränen flossen, als Ritter und Knecht abdrückten und ihr Liebchen gesegneten!

Eine herrliche Generation deutſcher Heldenſöhne verſchmachtete in den Lenden der auswandernden Väter wie der Keimtrieb wuchernder Pflanzen in den ſyriſchen Wüſten, wenn der glühende Sirokko darüber wehet. Das Band von tauſend glücklichen Ehen wurde gewaltſam zerriſſen; zehntauſend Bräute hingen traurig ihre Kränze, wie die Töchter Jeruſalems, an die Babyloniſchen Weiden, ſaßen da und weinten,

und hunderttausend reizende Mädchen wuchsen dem Bräutigam vergebens entgegen, blüheten wie ein Rosengarten in einem einsamen Klosterzwinger, denn es war keine Hand da, die sie pflückte, und welkten ohne Genuß dahin. Unter den seufzenden Gattinnen, denen die schlaflose Nacht des heiligen Vaters den trauten Ehegemahl von der Seite führte, waren auch Elisabeth die Heilige, vermählte Landgräfin in Thüringen, und Ottilia, vermählte Gräfin von Gleichen, welche zwar nicht im Geruch der Heiligkeit stund; aber in Absicht der Leibesgestalt und ihres tugendsamen Wandels keiner ihrer Zeitgenossinnen nachstund.

Landgraf Ludwig, ein treuer Lehnsmann des Kaisers, ließ ein gemeines Aufgebot ins Land ergehen, daß sich seine Vasallen zu ihm sammlen und ihm ins Heerlager folgen sollten. Allein die mehresten suchten einen Vorwand, diese Fahrt in fremde Lande glimpflich von sich abzulehnen. Einen plagte das Zipperlein, den andern der Stein, dem waren seine Rosse gefallen, jenem die Rüstkammer aufgebrannt. Nur Graf Ernst von Gleichen nebst einer kleinen Schar rüstiger Kämpen, die frank und ledig waren und Lust hatten, ein fernes Abenteuer zu bestehen, waffneten ihre Reisigen und Knechte, gehorchten dem Gebot des Landgrafen und führten ihr Volk auf den Sammelplatz. Der Graf war seit zwei Jahren vermählt, und während dieses Zeitverlaufes hatte ihm seine liebreizende Gemahlin auch zwei Kinder zur Welt gebracht, ein Herrlein und ein Fräulein, die nach Beschaffenheit dieses rüstigen Weltalters ohne Beihülfe der Kunst so leicht und rasch geboren worden wie der Tau aus der Morgenröte; ein drittes Pfand der Liebe trug sie noch unter dem Herzen, welches um der päpstlichen Nachtwache willen der väterlichen Umarmung beim Eintritt in die Welt entbehren mußte. Ob sich Graf Ernst gleich stark machte wie ein Mann, so behauptete die Natur doch an ihm ihre Rechte, und er konnte

die mächtigen Gefühle der Zärtlichkeit nicht verhehlen, als er beim Scheiden ſich mit Gewalt ſeiner weinenden Gemahlin aus den Armen wand. Indem er mit ſtummem Schmerz ſie verlaſſen wollte, drehete ſie ſich raſch nach dem Bettlein ihrer Kinder, riß das ſchlummernde Herrlein daraus hervor, drückte es ſanft an ihre mütterliche Bruſt und reicht' es mit beträntem Blick dem Vater hin, um auch den väterlichen Abſchiedskuß auf die unſchuldsvolle Wange zu drücken. Ebenſo tat ſie mit dem Fräulein. Das griff dem Grafen gewaltſam ans Herz, die Lippen fingen ihm an zu beben, der Mund verzog

ſich ſichtbar in die Breite, wobei er laut aufſchluchzete, die Kinder an den ſtählernen Harniſch drückte, unter welchem ein ſehr weiches, empfindſames Herz ſchlug, ſie aus dem Schlafe küßte und nebſt ſeiner hochgeliebten Gemahlin in den Schutz Gottes und aller Heiligen befahl. Wie er nun nebſt ſeiner reiſigen Schar den krummen Burgweg von der Feſte Gleichen herabzog, ſahe ihm die Gräfin mit banger Wehmut nach, ſolange ſein Panier, worein ſie mit feiner Purpurſeide das rote Kreuz geſtickt hatte, noch vor ihren Augen wehete.

Landgraf Ludwig war hocherfreut, da er den ſtattlichen Lehnsmann mit Rittern und Knappen unter Vortragung des Kreuzpaniers herantraben ſahe; aber wie er ihn ins Auge faßte und den Trübſinn des Grafen wahrnahm, ward er

zornig, denn er meinte, der Graf sei flau und grämisch über den Heereszug und ihm nicht mit gutem Willen nachgezogen. Darum faltete sich seine Stirn, und die landgräfliche Nase schnaubte Unwillen. Graf Ernst aber hatte einen feinen pathognomischen Blick im Auge und merkte bald aus, was seinen Herrn wurmte, deshalb trat er ihn kecklich an und eröffnete ihm die Ursache seines Mißmuts. Das war Öl zum Essig des Unwillens, der Landgraf erfaßte mit biedrer Traulichkeit die Hand seines Vasallen und sprach: „Ists also, lieber Getreuer, wie Ihr saget, so drückt uns beide der Schuh an einem Ort, Liesbeth, mein ehelich Gemahl, hat mir auch beim Valet das Herz eingeflennt. Aber seid gutes Muts, indem wir kämpfen, werden unsre Weiber daheim beten, daß wir mit Glori und Ruhm zu ihnen zurückkehren.“ So wars damals Sitte im Lande, wenn der Mann zu Felde zog, blieb die Hausfrau in ihrem Kämmerlein still und einsam, fastete und betete und tat Gelübde ohn Unterlaß für eine glückliche Heimkehr. Dieser alte Brauch ist aber nicht allerwärts mehr landüblich, wie die jüngste Kreuzfahrt des deutschen Kriegsvolks ins ferne Abendland durch den reichlichen Familienzuwachs während der Abwesenheit der peregrinierenden Ehegenossen davon manchen Beweis vor Augen gestellet hat.

Die fromme Landgräfin empfand den Schmerz der Trennung von ihrem Gemahl ebenso lebhaft als ihre Schicksalsgenossin, die Gräfin von Gleichen. Ob ihr Herr, der Landgraf, gleich von etwas stürmischem Naturell war, so lebte sie doch mit ihm in vollkommenster Eintracht, und seine irdische Masse wurde von der Heiligkeit seiner frommen Betthälfte nach und nach dergestalt imbibiert, daß ihm sogar einige freigebige Geschichtschreiber selbst den Namen des Heiligen beilegen, wiewohl dieser mehr für ein Ehrenwort als für eine Realität bei ihm gelten kann, wie bei uns noch heutzutage das Beiwort

des Großen, des Hochwürdigſten, des Hocherfahrnen oder des Hochgelahrten auch nur eine äußere Randverguldung öfters andeutet. Soviel ergibt ſich aus allen Umſtänden, daß das erlauchte Ehepaar nicht immer in Ausübung der Werkheiligkeit harmonierte und daß die Mächte des Himmels in die daher entſtehenden Ehedifferenzen ſich zuweilen einmiſchen mußten, den Hausfrieden aufrecht zu erhalten, wie folgendes Beiſpiel zutage legt. Die fromme Landgräfin hatte zu großem Verdruß ihrer Höflinge und der genäſchigen Edelknaben die Gewohnheit, die reichhaltigſten Schüſſeln von der landgräflichen Tafel für hungrige Bettler, die ihre Burg unabläſſig belagerten, aufzuſparen und ſich das Vergnügen zu machen, wenn der Hof abgetafelt hatte, dieſe verdienſtliche Spende eigenhändig an die Armen auszuteilen. Das löbliche Küchamt führte nach höfiſcher Manier, vermöge welcher die Erſparnis im kleinen die Verſchwendung im großen immer ausgleichen ſoll, darüber von Zeit zu Zeit ſo nachdrückliche Klage, als wenn die ganze Landgrafſchaft Thüringen Gefahr lief, von dieſen magern Gäſten rein aufgezehret zu werden, und der Landgraf, der gern ökonomiſierte, hielt dieſe Spende für ein ſo wichtiges Objekt, daß er ſeiner Gemahlin dieſes chriſtliche Liebeswerk, das eigentlich ihr frommes Steckenpferd war, alles Ernſtes unterſagte. Eines Tages konnte ſie gleichwohl dem Triebe der Wohltätigkeit und der Verſuchung, den ehelichen Gehorſam dadurch zu verletzen, nicht widerſtehen. Sie winkte ihren Frauen, die eben abtrugen, einige unberührte Schüſſeln und einige Laiblein Brot von Weizenmehl konterband zu machen. Alles das ſammlete ſie in ein Körbchen und ſtahl ſich damit durch das Felſenpförtchen aus der Burg heraus.

Aber die Laurer hatten das ſchon ausgekundſchaftet und es dem Landgrafen verraten, welcher an allen Ausgängen des Schloſſes fleißig aufpaſſen ließ. Da ihm nun angeſagt wurde,

seine Gemahlin sei wohlbeladen zum Seitenpförtchen hinausgeschlüpft, kam er stattlich über den Schloßhof dahergeschritten und trat auf die Zugbrücke, gleichsam um freie Luft zu schöpfen. Ach! da hörte die fromme Landgräfin seine goldnen Sporen klirren. Alsbald befiel sie Furcht und Schrecken, daß ihr die Knie zitterten und sie nicht förder gehen konnte. Sie verbarg das Viktualienkörbchen so gut als möglich unter die Schürze, die bescheidene Decke der weiblichen Reize und Schalkheit. Aber so gegründete Privilegien dieses unverletzbare Asyl gegen Mautner und Zöllner haben mag, so ist es doch keine eherne Mauer für einen Ehemann: der Landgraf merkte Unrat, kam mit Eile herzu, seine bräunlichen Wangen rötete der Zorn, und die Kollerader trat mächtig an der Stirn hervor. „Weib," sprach er mit raschem Ton, „was trägst du in dem Korbe, welchen du mir verbirgst? Ists nicht der Abhub meiner Tafel, womit du das lose Gesindel der Lungerer und Bettler fütterst?" — „Mit nichten, lieber Herr," antwortete die fromme Landgräfin züchtiglich, aber gar beklommen, die in gegenwärtiger kritischen Lage, ihrer Heiligkeit unbeschadet, eine Notlüge für wohl erlaubt hielt, „es sind eitel Rosen, die ich in dem Burgzwinger gepflückt habe." Wär der Landgraf unser Zeitgenoß gewesen, so hätte er seiner Dame auf ihr Ehrenwort glauben und von aller weitern Untersuchung abstehen müssen; doch so geschliffen war die rasche Vorwelt nicht. „Laß sehen, was du trägst," sprach der gebieterische Eheherr und riß mit Ungestüm der Zagenden die Schürze weg. Das schwache Weib konnte sich gegen diese Gewalttätigkeit nur zurückweichend verteidigen: „Tut doch gemach, lieber Herr!" gegenredete sie und errötete vor Scham, daß sie vor ihrem Hofgesinde auf einer Lüge sollte erfunden werden. —

Aber o Wunder! o Wunder! das corpus delicti hatte sich wirklich in die schönsten aufblühenden Rosen verwandelt:

aus den Semmeln waren weiße, aus den Schlackwürſten purpurfarbene und aus den Eierkuchen waren gelbe Roſen geworden. Mit freudigem Staunen nahm die heilge Frau dieſe wunderbare Metamorphoſe wahr, wußte nicht, ob ſie ihren Augen glauben ſollte, denn ſie hatte ſelbſt ihrem Schutzheiligen nicht die Politeſſe zugetrauet, zum Vorteil einer Dame ein Wunder zu bewirken, wenns darauf ankommt, einen ſtrengen Ehemann zu düpieren und eine weibliche Notlüge bei Ehren zu erhalten.

Dieſer augenſcheinliche Beweis der Unſchuld beſänftigte den erzürnten Löwen. Er wendete nun ſeine furchtbaren Blicke auf die beſtürzten Hofſchranzen, welche ſeiner Meinung nach die fromme Landgräfin unſchuldig verleumdet hatten, ſchalt ſie heftig aus und tat einen teuren Schwur, den erſten Ohrenbläſer, der ſeine tugendſame Gemahlin wieder bei ihm verunglimpfen würde, alsbald in das Verlies werfen und darinnen peinlich verſchmachten zu laſſen. Hierauf nahm er eine der Roſen und ſteckte ſie zum Triumph der Unſchuld auf den Hut, die Geſchichte meldet aber nicht, ob er den folgenden Tag eine verwelkte Roſe oder eine Schlackwurſt darauf fand, indes berichtet ſie, daß die heilge Eliſabeth, ſobald ihr Herr mit dem Kuß des Friedens ſie verlaſſen und ſie ſich vom

ersten Schrecken erholt hatte, getrosten Mutes nach dem Anger, wo ihre Pfleglinge, die Lahmen und Blinden, die Nackenden und Hungrigen, ihrer warteten, den Berg hinabgewandelt sei, dort ihre gewöhnlichen Spenden auszuteilen. Denn sie wußte wohl, daß die wundertätige Täuschung dort wieder verschwinden werde, wie denn wirklich geschah: da sie ihr Viktualienmagazin öffnete, fand sie keine Rosen mehr, wohl aber die nahrhaften Brocken darinne, die sie den höfischen Tellerleckern aus den Zähnen gerückt hatte.

Ob sie nun wohl, da ihr Herr ins heilge Land zog, seiner strengen Aufsicht entlediget wurde, und freie Macht und Gewalt bekam, Liebeswerke im Geheim oder öffentlich, wie und wenn es ihr gefiel, auszuüben: so liebte sie doch den gebieterischen Ehgemahl so treu und aufrichtig, daß sie sich, ohne innigste Betrübnis, nicht von ihm scheiden konnte. Ach, es ahndete ihr wohl, daß sie ihn in diesem Erdenleben nicht wiedersehen würde. Und mit dem Genuß im Zukünftigen stunds auch gar mißlich. Dort behauptet eine kanonisierte Heilige einen so hohen Rang, daß alle übrigen verklärten Seelen gegen sie nur selger Pöbel sind.

So hoch auch der Landgraf in dieser Unterwelt gestellet war: so wars doch noch immer die Frage, ob er in den Vorhöfen des Himmels würdig erfunden wurde, an den Teppich ihres Throns zu knien und die Augen gegen seine gewesene Bettgenossin aufheben zu dürfen. So viel Gelübde sie auch tat; so viel gute Werke sie ausübte; so viel ihre Vorbitte sonst bei allen Heiligen galt: so wenig vermochte ihr Kredit im Himmel, das Lebensziel ihres Gemahls auch nur um eine Spanne lang weiter hinauszurücken. Er starb auf dieser Heeresfahrt, in der besten Blüte des Lebens an einem bösen Fieber, zu Hidrunt, ehe er noch das ritterliche Verdienst sich erworben hatte, einen Sarazenen bis auf den Sattelknopf zu spalten. Als er sich zur Hinfahrt anschickte und es an dem

war, daß er die Welt gesegnen sollte, berief er unter den umstehenden Dienern und Vasallen Graf Ernsten zu sich ans Sterbebett, ernennte ihn, an seiner Statt, zum Anführer des Häufleins der Kreuzfahrer, die ihm gefolget waren, und nahm einen Eid von ihm, nicht wieder heimzukehren, er habe denn dreimal gegen die Unglaubigen das Schwert gezückt. Hierauf empfing er vom Reisekapellan das heilige Viatikum, verordnete so viel Seelmessen, daß er und sein ganzes Gefolge daran genug gehabt hätte, mit Pomp in das himmlische Jerusalem einzuziehen und verschied. Graf Ernst ließ den erbleichten Leichnam seines Herrn einbalsamieren, verschloß ihn in eine silberne Truhe, und schickte ihn der verwittibten Landgräfin zu, die um ihren Ehgemahl Leide trug, wie eine römische Kaiserin, denn sie legte die Trauerkleider nicht wieder ab, dieweil sie lebte.

Graf Ernst von Gleichen förderte die Wallfahrt, so sehr er konnte, und gelangte mit den Seinigen glücklich im Heerlager bei Ptolemais an. Hier fand er freilich mehr eine theatralische Vorstellung des Krieges als einen ernsthaften Feldzug. Denn wie auf unsern Schaubühnen, bei der Vorbildung eines Heerlagers oder einer Feldschlacht, nur im Vordergrunde wenig Zelte ausgespannt sind, und eine kleine Zahl von Schauspielern mit einander scharmützeln; in der Ferne aber viele gemalte Gezelte oder Geschwader die Illusion befördern und das Auge täuschen, indem alles auf einen künstlichen Betrug der Sinnen abgesehen ist: so war auch die Kreuzarmee eine Mixtur von Fiktion und Realität. Von den zahlreichen Heldenscharen, die aus ihrem Vaterlande auswanderten, gelangte immer nur der kleinste Teil bis an die Grenzen des Landes, auf dessen Eroberung sie ausgingen. Die wenigsten fraß das Schwert der Sarazenen, diese Unglaubigen hatten mächtige Bundesgenossen, die sie dem feindlichen Heere weit über die Grenze entgegenschickten, und die wacker darunter aufräum-

ten, ob sie gleich weder Lohn noch Dank für ihre guten Dienste erhielten. Das waren namentlich Hunger, Blöße, Fährlichkeit zu Land und Wasser und unter bösen Brüdern; Frost und Hitze, Pest und böse Beulen; auch das peinliche Heimweh fiel zuweilen wie ein schwerer Alp auf die stählernen Harnische, preßte sie wie geschmeidige Pappe zusammen, und spornte die Rosse zur flüchtigen Heimkehr. Unter diesen Umständen hatte Graf Ernst wenig Hoffnung, so eilfertig als er wohl wünschte, seiner Zusage Gnüge zu tun, und sein ritterliches Schwert dreimal gegen die Sarazenen blitzen zu lassen, ehe er an den Rückzug ins Vaterland gedenken durfte. Drei Tagereisen rings ums Lager ließ sich kein arabischer Bogenschütze blicken, die Ohnmacht des Christenheeres lag hinter Bollwerk und Schanzen verborgen und wagte sich nicht daraus hervor, den fernen Feind aufzusuchen, sondern harrete auf die zögernde Hülfe des schlummernden Papstes, der seit der schlaflosen Nacht, welche den Kreuzzug angesponnen hatte, einer ungestörten Ruhe genoß, und sich um den Erfolg des heiligen Krieges wenig kümmerte.

In dieser Untätigkeit, die dem Heere der Christen eben so unrühmlich war, als weiland die dem Heere der Griechen vor dem blutigen, doch mutigen Troja, wo der Held Achill mit seiner Bundesbrüderschaft so lange um ein Freudenmädchen maulte, trieb die christliche Ritterschaft im Lager groß Wohlleben und Kurzweil, die müßige Zeit zu töten und die Grillen zu verscheuchen; die Welschen mit Sang und Saitenspiel, wozu die leichtfüßigen Franzosen hüpften; die ernsten Hispanier mit dem Brettspiel; die Britten mit dem Hahnenkampf, die Deutschen mit Schwelgen und Zechgelagen. Graf Ernst, der an all diesem Zeitvertreib wenig Gefallen trug, erlustigte sich mit der Jagd, bekriegte die Füchse in der dürren Wüste und verfolgte die schlauen Felsgemsen in den verbrannten Gebürgen. Die Ritter von seinem Gefolge

ſcheueten die glühende Sonne am Tage, und die feuchte Nachtluft unter dieſem fremden Himmel, und ſchlichen ſich ſeitab, wenn ihr Herr auffatteln ließ: daher pflegte ihm nur ſein getreuer Schildknappe, der flinke Kurt genannt, und ein einzelner Reiſige auf die Jagd zu folgen. Einsmals hatte ihn die Neigung, den Gemſen nachzuklettern, ſo weit geführt, daß die Sonne ſchon ins Mittelmeer tauchte, ehe er an den Rückzug gedachte, und ſo ſehr er ſich auch ſputete, das Lager zu erreichen, ſo überfiel ihn doch die Nacht, eh er dahin gelangte. Eine Erſcheinung trüglicher Irrlichter, welche er für die Wachtfeuer des Lagers hielt, entfernte ihn noch weiter davon. Da er ſeines Irrtums inne ward, beſchloß er unter einem Feldbaume bis zu Tagesanbruch zu raſten. Der getreue Knappe bereitete ſeinem ermüdeten Herrn ein Lager von weichem Moos, der von der Hitze des Tages abgemattet einſchlief, ehe er die Hand erhob, ſich nach Gewohnheit mit dem heiligen Kreuz zu ſegnen. Aber dem flinken Kurt kam kein Schlaf in die Augen, er war von Natur ſo wachſam wie ein Nachtvogel, und wenn ihm auch das Talent der Wachſamkeit nicht wäre verliehen geweſen, ſo würde ihn die treue Sorgfalt für ſeinen Herrn munter gehalten haben. Die Nacht war, wie es dem Klima von Aſien gewöhnlich iſt, hell und klar, die Sterne funkelten im reinen Brillantenlichte, und feierliche Stille, wie im Tale des Todes, herrſchte in der weiten Einöde. Kein Lüftchen atmete, demungeachtet goß die nächtliche Kühlung Leben und Erquickung auf Pflanzen und Tiere. Aber um die dritte Nachtwache, da der Morgenſtern den kommenden Tag verkündete, erhob ſich ein Getöſe in düſterer Ferne, gleich einem rauſchenden Waldſtrom, der ſich über einen jähen Abſturz herabwälzt. Der wachſame Knappe horchte hoch auf, und ging auch mit ſeinen übrigen Sinnen auf Kundſchaft aus, da ſein ſcharfes Auge den Schleier der nächtlichen Dämmerung zu durchdringen nicht vermochte. Er

horchte und windete zugleich wie ein Spürhund, [illegible] wehete ein Geruch an, wie der von wohlriechenden Kräutern und zerquetschten Grashalmen; auch schien das befremdende Getöse sich immer mehr zu nähern. Er legte das Ohr auf die Erde, und vernahm ein Trappeln wie von Rosses Hufen, welches ihn auf die Vermutung brachte, das wilde Heer ziehe vorüber, da überliefs ihn mit einem kalten Schauer und wandelte ihm große Furcht an. Er rüttelte deshalb seinen Herrn aus dem Schlafe, und dieser merkte bald, nachdem er sich ermuntert hatte, daß hier ein anderes als ein gespenstisches Abenteuer zu bestehen sei. Indem der Reisige die Pferde aufzäumte, ließ er in aller Eil waffnen.

Die dunkeln Schatten schwanden nun allgemach, und der herannahende Morgen färbte den Saum des östlichen Horizonts mit seinem Purpurlichte. Da sahe der Graf, was er geahndet hatte, einen Haufen Sarazenen heranziehen, alle wohlgerüstet zum Streit, um eine Beute von den Christen zu erjagen. Ihren Händen zu entfliehen, war keine Möglichkeit, und der wirtbare Baum im weiten Blachfelde gab keinen Schutz, Roß und Mann dahinter zu verbergen. Zum Unglück war der große Gaul kein Hippogryph, sondern ein schwerbeleibter Friesländer, dem vermöge seiner Struktur das wünschenswerte Talent, seinen Herrn auf den Fittichen der Winde davon zu tragen, nicht verliehen war. Darum befahl der mannliche Held seine Seele in den Schutz Gottes und der heilgen Jungfrau und faßte den Entschluß, ritterlich zu sterben. Er gebot seinen Dienern ihm zu folgen, und ihr Leben so teuer zu verkaufen, als sie könnten. Hierauf stach er den Friesländer wacker an und setzte mitten in das feindliche Geschwader, welches sich eines so plötzlichen Angriffs von einem einzelnen Ritter nicht versahe. Die Ungläubigen bestürzten und stoben auseinander, wie leichte Spreu, die der Wind zerstreuet. Da sie aber inne wurden, daß der Feind

nicht stärker sei als drei Helme, wuchs ihnen der Mut, und es begann ein ungleiches Gefechte, wo die Tapferkeit der Menge unterlag. Der Graf tummelte sich indessen wacker auf dem Kampfplatz herum, die Spitze seiner Lanze blitzte Tod und Verderben auf die feindlichen Heerschaaren, und wenn

sie ihren Mann faßte, so flog er unwiderstehbar aus dem Sattel. Selbst den Anführer des sarazenischen Pulks, der grimmig auf ihn einrennte, streckte der mannfeste Arm des Grafen zu Boden, und durchstach ihn, da er sich wie ein Wurm im Sande wälzte, mit der sieggewohnten Lanze, wie der Ritter St. Georg den scheußlichen Lindwurm. Der flinke Kurt hielt sich nicht minder hurtig. Ob er wohl zum Angriff

nicht taugte, so war er doch ein Meister im Nachhauen und hieb alles in die Pfanne, was sich nicht zur Wehre setzte, wie ein Kunstrichter, der das wehrlose Gesindel der Krüppel und Lahmen abwürgt, die sich jetzt so dreuste auf die literarische Stechbahn wagen; und wann auch zuweilen ein matter Invalide mit großem Grimm, wie ein erboster Pasquillanten- und Rezensentenjäger, aus entnervter Faust einen Stein gegen ihn schleuderte, so ließ ihn das nicht anfechten: denn er wußte wohl, daß seine eiserne Sturmhaube nebst dem Harnisch einen mäßigen Wurf wohl ertragen konnte. Auch der Reisige tat sein Bestes, reine Bahn um sich her zu machen, und hielt dabei seines Herrn Rücken frei. Wie aber neun Bremsen das stärkste Pferd, vier Stiere der Kaffern einen afrikanischen Löwen, und gemeiner Sage nach, eine Mäuserotte einen Erzbischof überwältigen und bezwingen können, davon der Mäuseturm im Rhein, laut Hübnern, kundig Zeugnis gibt: so wurde der Graf von Gleichen nach einem ritterlichen Gefechte von der Zahl der Feinde auch endlich übermannet. Sein Arm ermüdete, die Lanze war zersplittert, das Schwert gestümpft, der Gaul strauchelte auf dem mit Feindesblut getünchten Schlachtfelde. Des Ritters Fall war die Losung des Sieges, hundert rüstige Arme stürmten auf ihn ein, das Schwert ihm zu entringen, und seine Hand hatte zum Widerstande keine Kräfte mehr. So bald der flinke Kurt den Ritter fallen sah, entfiel ihm auch der Mut und zugleich der Streithammer, mit dem er die Sarazenenschädel so meisterlich zerhämmert hatte. Er ergab sich auf Diskretion und bat flehentlich um Quartier. Der Reisige stund in dumpfem Hinbrüten da, verhielt sich leidend, und erwartete mit stierischer Gleichmütigkeit den Schlag einer Streitkolbe auf seine Sturmhaube, die ihn zu Boden stürzen würde.

Die Sarazenen waren indessen menschlichere Sieger, als die Überwundenen hoffen durften, sie begnügten sich, die drei

Kriegsgefangenen zu entwaffnen, ohne ihnen am Leibe Schaden noch Leid zu tun. Diese milde Schonung war eben keine Regung der Menschenliebe, sondern nur Kundschafterbarmherzigkeit: von einem erschlagenen Feinde ist nichts auszuforschen, und die Absicht der streifenden Horde war eigentlich, von dem Zustande des christlichen Heeres bei Ptolemais sichere Kundschaft einzuziehen. Nachdem die Gefangenen verhört waren, wurden ihnen, nach asiatischem Kriegsgebrauch, die Fesseln angelegt, und weil eben ein Schiff nach Alexandrien segelfertig lag, schickte sie der Bey von Asdod zum Soldan von Egypten, um am Hofe ihre Aussage von der Beschaffenheit der christlichen Heeresmacht zu bestätigen. Das Gerücht von der Tapferkeit des wackern Franken war bereits vor seiner Ankunft bis zu den Toren von Großkairo erschollen, und ein solcher streitbarer Kriegsgefangener hätte in der feindlichen Hauptstadt wohl eben die pompöse Aufnahme verdienet, welche der 12. April dem Gallischen Seehelden* in London erwarb, wo die frohe Königstadt sich wetteifernd bemühete, dem Überwundenen die Ehre des britischen Triumphs empfinden zu lassen; doch der muselmännische Eigendünkel läßt fremdem Verdienst keine Gerechtigkeit widerfahren. Graf Ernst wurde in dem Aufzuge eines Baugefangenen, mit schweren Ketten belastet, in den vergitterten Turm gesperrt, wo die Sklaven des Soldans pflegten aufbewahret zu werden. Hier hatte er Zeit und Muße, in langen, peinlichen Nächten und einsamen, traurigen Tagen das eherne Schicksal seines künftigen Lebens zu überdenken, und es gehörte eben so viel Mut und Standhaftigkeit dazu, unter diesen Kontemplationen nicht zu erliegen, als sich mit einer ganzen Horde streifender Araber auf dem Schlachtfelde herumzutummeln. Oft schwebte das Bild seiner ehemaligen häuslichen Glückseligkeit ihm vor Augen, er dachte an seine holde Ge-

* Graf von Grasse.

mahlin und an die zarten Sproſſen keuſcher Liebe. Ach! wie verwünſchte er die unglückliche Fehde der heiligen Kirche mit dem Gog und Magog in Orient, die ihn des glücklichen Loſes ſeines Erdenlebens beraubt und an unauflösliche Sklavenketten gefeſſelt hatte. In dieſen Augenblicken war er der Verzweiflung nahe, und es fehlte wenig, daß ſeine Frömmigkeit an dieſer Klippe der Anfechtung nicht ſcheiterte.

Zu Lebzeiten Graf Ernſts von Gleichen trieb ſich unter den Anekdotenjägern eine abenteuerliche Geſchichte herum, von Herzog Heinrich dem Löwen, die damals, als eine bei Menſchengedenken vorgefallene Begebenheit, im ganzen deutſchen Reiche großen Glauben fand. Der Herzog, ſo erzählt die Volksſage, wurde auf ſeiner Wallfahrt über Meer ins heilige Land durch einen ſchweren Sturm an eine unbewohnte afrikaniſche Küſte verſchlagen, wo er von ſeinen Unglücksgenoſſen allein dem Schiffbruch entrann, und in der Höhle eines gaſtfreien Löwen Obdach und Zuflucht fand. Die Gutmütigkeit des grauſamen Bewohners der Höhle hatte aber eigentlich nicht ihren Sitz im Herzen, ſondern in der linken Hintertatze: er hatte ſich auf der Jagd in den Lybiſchen Wüſten einen Dorn eingetreten, der ihm ſo viel Schmerzen machte, daß er ſich weder regen noch bewegen konnte und darüber ſeiner natürlichen Freßbegierde ganz vergaß. Nach gemachter Bekanntſchaft und gewonnenem wechſelſeitigen Zutrauen vertrat der Herzog bei dem König der Tiere die Stelle eines Aſkulaps und grub ihm mühſam den Dorn aus dem Fuße. Der Löwe wurde heil, und eingedenk der ihm von ſeinem Gaſt erwieſenen Wohltat, verpflegte er dieſen aufs beſte von ſeinem Raube, und war ſo freundlich und zutätig gegen ihn als ein Schoßhund.

Der Herzog wurde aber der kalten Küche ſeines vierfüßigen Wirtes gar bald überdrüſſig und ſehnte ſich nach den Fleiſchtöpfen ſeiner ehemaligen Hofküche: denn er wußte das ihm

zugeteilte Wildpret nicht so niedlich zuzurichten, als vordem sein Mundkoch. Da überfiel ihn das Heimweh gar mächtig, und weil er keine Möglichkeit sahe, jemals in seine Erblande zurück zu kehren, betrübte ihn das in der Seele also, daß er sichtbar verkümmerte wie ein wunder Hirsch. Da trat der Versucher mit der bekannten, an wüsten Ortern ihm gewöhnlichen Effronterie zu ihm, in Gestalt eines kleinen schwarzen Männleins, welches der Herzog beim ersten Anblick für einen Orang Utang hielt; es war aber unsers Herregotts Affe, der Satanas, leibhaftig, grinsete ihn an und sprach: „Herzog Heinrich, was jammerst du? So du mir vertraueſt, will ich all deinem Kummer ein Ende machen und dich heimführen zu deinem Gemahl, daß du noch heut Abend neben ihr im Schloß zu Braunschweig tafelst, denn es ist dort ein herrlich Abendmahl zugeschickt: sintemal sie mit einem andern hochzeitet, dieweil sie sich deines Lebens verziehen hat."

Diese Depesche rollte wie ein Donnerschlag in des Herzogs Ohren und schnitt ihm wie ein zweischneidiges Schwert durchs Herz. Wut brannte in seinen Augen wie Feuerflammen, und in seiner Brust tobte Verzweiflung. Will mir der Himmel nicht, dacht er in diesem kritischen Augenblicke, so mag die Hölle raten! Das war eine von den verfänglichen Situationen, welche der ausgelernte psychologische Tausendkünstler so meisterhaft zu nutzen weiß, wenn ihm die Werbung um eine Seele, auf die er lüstern ist, gelingen soll. Der Herzog legte, ohne sich lange zu bedenken, die güldnen Sporen an, gürtete das Schwert um die Lenden und machte sich reisefertig. „Hurtig, Gesell," sprach er, „führe mich und diesen meinen getreuen Löwen gen Braunschweig, ehe noch der freche Buhl mein Bett besteigt." — „Wohl!" antwortete der Schwarzbart, „aber weißt du auch, welcher Lohn mir für die Überfracht gebührt?" — „Fordere was du willst," sprach Herzog Heinrich, „es soll dir aufs Wort gewähret sein." —

„Deine Seele auf Sicht bis in jene Welt," antwortete Beelzebul. „Es sei! Schlag ein!" rief tobende Eifersucht aus Heinrichs Munde.

Sonach war der Kontrakt zwischen beiden Teilhabern in bester Form Rechtens geschlossen. Der höllische Weih verwandelte sich augenblicklich in einen Vogel Greif, faßte in eine Kralle den Herzog, in die andere den getreuen Löwen und führte beide in einer Nacht vom lybischen Gestade gen Braunschweig, die hochgebaute Stadt auf der festen Erdscholle des Harzes, welche selbst die lügenhafte Prophezeihung des Zellerfelder Sehers zu erschüttern nicht gewagt hat, setzte seine Bürde wohlbehalten mitten auf dem Marktplatz ab und verschwand, als eben der Wächter ins Horn stieß, um die Mitternachtstunde abzurufen und ein verjährtes Brautlied aus der rauhen Mummenkehle zu karjöhlen. Der herzogliche Palast und die ganze Stadt flimmerte noch wie der gestirnte Himmel von der hochzeitlichen Beleuchtung, und auf allen Straßen war Lärm und Getöse des frohlockenden Volkes, das herzuströmte, die geschmückte Braut und den feierlichen Fackeltanz, der das Vermählungsfest beschließen sollte, zu begaffen. Der Aeronaut, der von seiner weiten Luftreise keine Ermüdung spürte, drängte sich mitten im Volksgetümmel durch den Eingang des Palastes, trat mit klingenden Sporen, unter Geleitschaft des getreuen Löwen, ins Tafelgemach, zückte das Schwert und sprach: „Heran, wer treu bei Herzog Heinrich hält, und auf Verräter Fluch und Dolch!" Zugleich brüllte der Löwe, wie wenn sieben Donner ihre Stimme hören lassen, schüttelte die furchtbare Mähne und reckte zornmütig den Schwanz zum Zeichen des Angriffs empor. Die Zinken und Posaunen verstummten, und ein grausendes Schlachtgetöse rauschte von dem Gewühl im Brautsaal zum gotischen Gewölbe hinauf, davon die Mauern dröhnten und die Schwellen bebten.

Der goldgelockte Hochzeiter und die bunte Schmetterlingsschaar seiner Höflinge fielen unter dem Schwert des Herzogs, wie die tausend Philister unter dem Eselskinnbacken in der benervten Faust des Sohnes Manoah, und wer dem Schwerte entging, der lief dem Löwen in den Rachen und wurde abgewürgt wie ein wehrloses Lamm. Nachdem der zudringliche Freier nebst der Gespanschaft seiner Edeln und Diener aufgerieben war und Herzog Heinrich sein Hausrecht auf eben so strenge Manier gebraucht hatte, wie ehedem der weise Odysseus* gegen den Buhlerklub der keuschen Penelope, setzte er sich wohlgemut zu seiner Gemahlin an Tafel, die von dem Todesschrecken, das er ihr gemacht hatte, eben anfing sich wieder zu erholen. Indem er sich die Speisen seiner Mundköche wohlschmecken ließ, die nicht für ihn zugerichtet waren, warf er einen triumphierenden Blick auf die neue Eroberung und sahe, daß sich die Herzogin in rätselhaften Tränen badete, welche eben so gut auf Verlust als Gewinn sich ausdeuten ließen. Indessen erklärte er sie, als ein Mann der zu leben wußte, lediglich zu seinem Vorteil, und verwies ihr nur, mit liebreichen Worten, die Übereilung ihres Herzens, worauf er von Stund an wieder in alle seine Rechte trat.

Diese sonderbare Geschichte hatte sich Graf Ernst auf dem Schoße seiner Amme gar oft erzählen lassen, nachher bei reiferm Alter die Wahrheit derselben, als ein heller Kopf, bezweifelt. In der traurigen Einöde des vergitterten Turms aber bildete sich ihm das alles wohl möglich vor, und sein schwankender Ammenglaube gedieh beinahe zur Überzeugung. Ein Transito durch die Luft schien ihm die leichteste Sache von der Welt zu sein, wenn der Geist der Finsternis in schauervoller Mitternacht seinen Fledermausfittich dazu her-

* So ists jetzt Sitte im Lande, das Kind beim rechten Namen zu nennen, und keinen griechischen Namen mehr nach römischer Mundart zu verhunzen.

leihen wollte. Ungeachtet er vermöge seiner religiösen Grundsätze keinen Abend verabsäumte ein großes Kreuz vor sich zu schlagen, so regte sich doch ein geheimes Verlangen in seiner Seele, das nämliche Abenteuer zu bestehen, ob er gleich diesen Wunsch sich selbst nicht eingestund. Wenn indessen eine wandernde Maus zwischen der Vertäfelung der Wände zur Nachtzeit kraspelte, wähnte er flugs, der höllische Proteus signaliere seine dienstfertige Ankunft, und zuweilen brachte er schon in Gedanken den Frachtakkord mit ihm vorläufig in Richtigkeit. Allein außer der Illusion eines Traumes, die ihm die schwindelnde Luftreise ins deutsche Vaterland vorgaukelte, hatte der Graf von seinem Ammenglauben keinen Gewinn, als daß er mit diesem Gedankenspiel ein Paar leere Stunden ausfüllete und wie ein Romanleser sich in die Stelle des auftretenden Helden versetzte. Warum sich aber Meister Abaddon so untätig bewies, da es doch auf eine Seelenkaperei ankam und nach allen Umständen die Entreprise gelingen mußte, davon läßt sich eine oder die andere triftige Ursache angeben. Entweder war der Schutzpatron des Grafen wachsamer als der, welchem Herzog Heinrich die Obhut seiner Seele anvertrauet hatte, und wehrte kräftig ab, daß der böse Feind keine Macht noch Gewalt an ihm finden konnte, oder dem Geiste, der in der Luft herrscht, war der Speditionshandel in diesem seinem Elemente dadurch verleidet, daß er von Herzog Heinrich um die stipulierte Fracht dennoch geprellt wurde. Denn da es mit ihm zum Abdrücken kam, hatte des Herzogs Seele so viel gute Werke auf ihrer Rechnung, daß die Zeche auf dem höllischen Kerbholz dadurch reichlich getilget wurde.

Während daß Graf Ernst in romantischen Grillen einen schwachen Schein von Hoffnung zur Erledigung aus dem düstern Gitterturme träumte und auf wenig Augenblicke seines Kummers und Unmuts dabei vergaß, brachten die heimkehrenden Diener der harrenden Gräfin die Botschaft

zurück, ihr Herr sei aus dem Lager verschwunden, ohne daß sie zu sagen wußten, welches Abenteuer ihm zugestoßen sei. Einige mutmaßten, er sei der Raub eines Drachen oder Lindwurms geworden; andere, ein verpestetes Lüftlein habe ihn in den syrischen Wüsteneien angewehet und getötet; noch andere, er sei von einer arabischen Räuberbande geplündert und gemordet oder gefangen weggeführet worden. Darin kamen alle überein, daß er pro mortuo zu achten, und die Gräfin ihrer ehelichen Gelübde quitt und ledig sei. Sie beweinte ihren Herrn auch wirklich als einen Toten. Und als ihre verwaisten Kindlein in der Unbefangenheit ihres Herzens, sich der schwarzen Käpplein freueten, die ihnen Mama hatte machen lassen, den guten Vater, dessen Verlust sie noch nicht fühlten, darin zu betrauren: so jammerte es ihr in die Seele, und ihre Augen zerflossen in Tränen vor wehmutsvoller Betrübnis. Aber eine geheime Ahndung sagte ihr demungeachtet, der Graf sei noch am Leben. Sie erstickte diesen Gedanken, der ihr so wohl tat, auch keinesweges in ihrem Herzen: denn Hoffnung ist doch die kräftigste Stütze der Leidenden, und der süßeste Traum des Lebens. Um diese zu unterhalten, rüstete sie im Geheim einen treuen Diener aus, und schickte ihn auf Kundschaft übers Meer ins heilige Land. Der schwebte, wie der Rabe aus der Arche, über den Gewässern hin und her, und ließ weiter nichts von sich hören. Drauf sendete sie einen andern Boten aus, der kam nach sieben Jahren, nachdem er Land und Meer durchzogen hatte, wieder heim, ohne daß er das Ölblatt guter Hoffnung im Schnabel trug. Gleichwohl zweifelte die standhafte Frau nicht im geringsten, ihr Herr sei noch im Lande der Lebendigen anzutreffen, denn sie vertrauete fest darauf, ein so zärtlicher, getreuer Gatte könne unmöglich aus der Welt geschieden sein, ohne bei dieser Katastrophe an sein Weib und seine Kindlein daheim zu gedenken und ein Anzeichen seines Abschieds aus

der Welt zu geben. Aber es hatte sich, seit dem Abzug des Grafen nicht geeignet, weder in der Rüstkammer, durch Waffengeräusch; noch auf dem Söller, durch einen rollenden Balken; noch im Bettgemach, durch einen leisen Wandeltritt, oder durch einen herzhaften Stiefelgang. Auch hatte keine nächtliche Wehklage von der hohen Giebelzinne des Palastes ihre Nänie herabgetönet, noch das berüchtigte Vöglein Kreideweiß seinen grausenvollen Totenruf hören lassen. Aus der Abwesenheit aller dieser Anzeichen von böser Bedeutung schloß sie nach den Grundsätzen der weiblichen Vernunftlehre*, die bei dem zarten Geschlechte auch noch in unsern Tagen lange nicht so sehr in Verfall geraten ist, als Vater Aristoteles' Organon bei dem männlichen, daß ihr vielgeliebter Ehgemahl noch lebe, und wir wissen, daß diese Konklusion ihre gute Richtigkeit hatte. Daher ließ sie sich den unfruchtbaren Erfolg der beiden ersten Entdeckungsreisen, deren Zweck ihr wichtiger war, als uns die Aufsuchung der südlichen Polarländer, keinesweges abschrecken, den dritten Apostel in alle Welt zu senden. Dieser war von träger Gemütsart, hatte sich das Sprüchlein wohl gemerkt: zum Laufen hilft nicht schnell sein; darum hielt er bei jedem Wirtshaus an, und tat sich gütlich. Und da er es ungleich bequemer fand, die Leute, bei welchen er des Grafen wegen Nachfrage halten sollte, zu sich kommen zu lassen, als ihnen in der weiten Welt nachzuspüren und sie aufzusuchen: so stellte er sich an einen Posten, wo er alle Passanten aus dem Orient mit der insolenten Forschbegierde eines Zöllners am Schlagbaume examinieren konnte, das war der Hafen an der Wasserstadt Venedig. Dieser war damals gleichsam das allgemeine Tor, durch welches die Pilger und Kreuzfahrer aus dem heiligen Lande in ihre Heimat zurückkehrten. Ob der schlaue Mann das beste oder das schlechteste Mittel wählte, seiner aufhabenden Funk-

* Rockenphilosophie, nach einem vergröberten Ausdruck.

tion Gnüge zu leisten, das wird sich in der Folge zeigen.

Nach einer siebenjährigen Kustodie in dem engen Gewahrsam des vergitterten Turms zu Großkairo, die dem Grafen ungleich länger däuchte, als den heiligen Siebenschläfern ihr siebenzigjähriger Schlaf in den römischen Katakomben, vermeinte er von Himmel und Hölle verlassen zu sein, und verzieh sich gänzlich seines Leibes Erlösung aus diesem trübseligen Käfig, in welchem er des wohltätigen Anblicks der Sonne entbehren mußte, und wo das gebrochne Tageslicht nur kümmerlich durch ein enges, mit eisernen Stäben verwahrtes Fenster einfiel. Sein Teufelsroman war lange zu Ende, und das Vertrauen auf die wundertätige Hülfe seines Schutzheiligen wog ein Senfkorn auf. Er vegetierte mehr als daß er lebte, und wenn er in diesem Zustande noch einen Wunsch gebähren konnte, so war es der, vernichtet zu sein.

Aus diesem lethargischen Taumel, weckte ihn plötzlich das Rasseln von einem Schlüsselbund vor der Tür seiner Klause. Seit dem Eintritt in dieselbe hatte der Kerkermeister das Amt der Schlüssel hier nicht wieder verwaltet, denn alle Bedürfnisse des Gefangenen gingen durch eine Klappe in der Tür aus und ein, daher gehorchte das verrostete Schloß dem Kapital erst nach langem Widerstand, vermittelst der Lockspeise des Baumöls. Aber das Knarren der eisernen Bänder an der aufgehenden Tür, die sich schwerfällig um den Angel bewegten, war dem Grafen ein lieblicher Ohrenschmaus schmelzender Harmonieen gleichwie von Schöpfer Franklins Harmonika. Ein ahndungsvolles Herzklopfen setzte sein stockendes Blut in Umlauf, und er erwartete mit ungeduldigem Verlangen die Botschaft von der Veränderung seines Schicksals, übrigens war es ihm gleichgültig, ob sie ihm Tod

oder Leben verkünden würde. Zwei ſchwarze Sklaven traten mit dem Kerkermeiſter herein, die auf deſſen Wink dem Gefangnen die Feſſeln abnahmen, und ein anderer ſtummer Wink des ernſten Graubarts gebot dem Entledigten, ihm zu folgen. Er gehorchte mit wankenden Schritten, die Füße verſagten ihm den Dienſt, und er bedurfte der Unterſtützung der beiden Sklaven, um die ſteinerne Wendeltreppe hinab zu taumeln. Man führte ihn vor den Hauptmann der Gefangenen, der ihn mit ſträflichem Geſicht alſo anredete: „Hartnäckiger Frank, warum haſt du verheimlichet, welcher Kunſt du erfahren ſeiſt, da du in den Gitterturm geleget wurdeſt? Einer deiner Mitgefangenen hat dich verraten, daß du ein Meiſter ſeiſt der Gärtnerei. Gehe, wohin dich der Wille des Soldans ruft, richte einen Garten an nach der Weiſe der Franken, und pflege ſein, wie deines Augapfels, daß die Blume der Welt darinnen luſtig blühe, zum Schmuck des Orients.“

Wenn der Graf nach Paris zum Rektor der Sorbonne wär vocirt worden, ſo hätte ihn dieſer Beruf nicht mehr befremden können als der, die Funktion eines Luſtgärtners beim Soldan von Egypten zu verwalten. Er verſtund von der Gärtnerei ſo wenig, als ein Laie von den Geheimniſſen der Kirche. Zwar hatte er in Wälſchland und Nürnberg viel Gärten geſehen, denn daſelbſt brach die Morgenröte der Gartenkunſt zuerſt in Deutſchland an, ob ſich gleich der Gartenluxus der Nürnberger damals nicht viel höher, als auf eine Boſelbahn und den Anbau des römiſchen Kopfſalats erſtreckte. Aber um die Anlage der Gärten, um die Pflanzenkunde und um die Baumzucht hatte er, nach Standesgebühr, ſich niemals bekümmert, noch ſeine botaniſche Kenntnis ſo weit getrieben, daß er von der Blume der Welt Notiz genommen hätte. Er wußte auch nicht, nach welcher Methode ſie wollte behandelt ſein, ob ſie wie die Aloe durch die Kunſt, oder wie eine gemeine Ringelblume, allein durch die wirkſame Natur zur Flor müſſe

gebracht werden. Gleichwohl wagte er es nicht, seine Unwissenheit zu bekennen, oder das ihm zugedachte Ehrenamt auszuschlagen, aus gegründeter Besorgnis, durch eine Bastonade auf die Fußsohlen von seiner Amtstüchtigkeit überzeugt zu werden.

Es wurde ihm ein angenehmer Park angewiesen, welchen er zu einem europäischen Lustgarten umschaffen sollte. Dieser Platz hatte entweder von der freigebigen Mutter Natur oder von der Hand der ältern Kultur eine so glückliche Anlage und Ausschmückung empfangen, daß der neue Abdolonymus mit aller Anstrengung seiner Sinnen keinen Fehl oder Mangel daran wahrnehmen konnte, der einer Verbesserung bedurft hätte. Zudem erweckte der Anblick der lebendigen und wirksamen Natur, dessen er seit sieben Jahren in dem düstern Kerker hatte entbehren müssen, seine stumpfe Sinnlichkeit auf einmal so mächtig, daß er aus jeder Grasblume Entzücken einsog, und alles um sich her mit Wonnegefühl betrachtete, wie der erste Menschenvater im Paradiese, dem auch der kritische Gedanke nicht einkam, etwas an dem Garten Gottes meistern zu wollen. Der Graf befand sich daher in keiner geringen Verlegenheit, wie er mit Ehren des ihm geschehenen Auftrags sich entledigen wollte; er besorgte, jede Veränderung würde den Garten einer Schönheit berauben, und wenn er als ein Stümper erfunden würde, dürfte er wohl wieder in den Gitterturm wandern müssen.

Da ihn nun der Scheik Kiamel, Oberintendant der Gärten und Favorit des Soldans, fleißig antrieb, das Werk zu beginnen, forderte er funfzig Sklaven, deren er zur Ausführung seines Entwurfs benötiget sei. Des folgenden Tages, bei frühem Morgen waren sie alle zur Hand, und passierten die Musterung vor ihrem neuen Befehlshaber, der noch nicht wußte, wie er einen einzigen beschäftigen sollte. Aber wie groß war seine Freude, als er den flinken Kurt und den schwerfälligen Reisigen, seine beiden Unglücksgefährten, unter dem

Haufen ansichtig wurde. Ein Zentnerstein fiel ihm [illegible] vom Herzen, das Schwermutsfältchen verschwand von der Stirn, und seine Augen wurden wacker, als wenn er seinen Stab in Honigseim getaucht und davon gekostet hätte. Er nahm den getreuen Knappen beiseits und offenbarte ihm unverhohlen, in welches heterogene Element er durch den Eigensinn des Schicksals sei verschlagen worden, worin er weder zu schwimmen noch zu baden wisse; auch sei's ihm unbegreiflich, welcher rätselhafte Mißverstand sein angebornes Ritterschwert mit dem Spaten verwechselt habe. Nachdem er ausgeredet hatte, fiel der flinke Kurt mit nassen Augen ihm zu Füßen, erhob seine Stimme und sprach: „Verzeihung, lieber Herr! Ich bin Ursächer Eurer Bekümmernis und Eurer Befreiung aus dem schändlichen Gitterturm, der Euch so lange Zeit gefangen hielt. Zürnet nicht, daß Euch der unschuldige Betrug Eures Knechtes daraus errettet hat, freuet Euch vielmehr, daß Ihr Gottes Sonne wieder über Eurem Haupte leuchten sehet. Der Soldan begehrte einen Garten nach der Weise der Franken und ließ kund tun allen gefangenen Christen, die im Bazam waren, wer ihm einen solchen Garten zuzurichten wisse, der solle hervortreten und großen Lohns gewärtig sein, so ihm das Beginnen gedeihen würde. Das unterwand sich nun keiner von allen; ich aber gedachte an Eure schwere Haft. Da gab mir ein guter Geist den Lug ein, Euch für einen Meister in der Gärtnerei zu verkundschaften, so mir auch trefflich gelungen ist. Nun grämt Euch nicht, wie Ihrs anstellen möget, mit Ehren zu bestehen: dem Soldan lüstet, nach der Weise der Großen, nicht nach etwas bessern als er schon hat, sondern nach etwas andern, das neu und seltsam sei. Darum wüstet und wühlet in dieser herrlichen Aue nach Eurem Gefallen, und glaubet mir, alles, was Ihr tut und vornehmet, wird in seinen Augen gut und recht sein."

Diese Rede war das Rauschen einer murmelnden Quelle

in den Ohren eines ermatteten Wanderers in der Wüste. Der Graf schöpfte daraus Labsal für seine Seele, und Mut, das mißliche Unternehmen standhaft zu beginnen. Er legte auf gut Glück, ohne Plan, die Arbeiter an und verfuhr mit dem wohlgeordneten, schattenreichen Park wie ein Kraftgenie mit einem veralteten Autor, der in seine schöpferischen Klauen fällt und sich ohne Dank und Willen muß modernisieren, das heißt wieder lesbar und genießbar machen lassen, oder wie ein neuer Pädagog mit der alten Lehrform der Schulen. Er warf bunt durcheinander, was er vorfand, machte alles anders und nichts besser. Die nutzbaren Fruchtbäume rodete er aus und pflanzte Rosmarin und Baldrian, auch ausländische Hölzer oder geruchlose Amaranten und Sammetblumen an ihre Stelle. Das gute Erdreich ließ er ausstechen und den nackten Boden mit buntfarbigem Kies überführen, welchen er sorgfältig feststampfen und ebnen ließ wie eine Dreschtenne, daß kein Gräslein darinne wurzeln konnte. Den ganzen Platz schied er in mancherlei Terrassen, die er mit einem Rasensaum umfaßte, und zwischendurch schlängelten sich wunderbar gewundene Blumenbeete in mancherlei grotesken Figuren, die in einen stinkenden Buchsbaumschnörkel ausliefen. Weil auch der Graf, vermöge seiner botanischen Unkunde, die Zeit, zu säen und zu pflanzen, nicht in Obacht nahm: so schwebte seine Gartenanstalt lange Zeit zwischen Tod und Leben und hatte das Ansehen eines Kleiderbesatzes à feuille mourante.

Scheik Kiamel und selbst der Soldan ließen den abendländischen Gartenschöpfer gewähren, ohne durch ihre Dazwischenkunft oder ihr diktatorisches Gutachten ihm das Konzept zu verrücken und durch zu frühzeitige Kritteleien den Gang des Gartengenieweſens zu unterbrechen. Und daran taten sie weislicher als unser vorlautes Publikum, das von der bekannten philantropischen Eckersaat nach ein paar Som-

mern gleich hohe Eichen erwartete, aus welchen ſich Maſtbäume zimmern ließen; da doch die Pflanzung noch ſo zart und ſchwach war, daß ſie eine einzige kalte Nacht hätte zugrunde richten können. Aber nun beinahe in der Mitte der zweiten ablaufenden Dekade von Jahren, da die Erſtlingsfrüchte wohl müßten überreif ſein, wärs wohl an der Zeit und Stunde, daß ein deutſcher Kiamel mit der Frage hervorträt: „Pflanzer, was ſchaffſt du? Laß ſehen, was dein Rejolen und das laute Getöſe deiner Schuttkarren und Radeberren gefruchtet hat!“ Und wenn dann die Pflanzung ſo da ſtünd wie die im Gleichiſchen Garten zu Großkairo, mit traurendem Blatt, ſo hätte er wohl Fug und Macht, nach billiger Würderung der Sache, wie der Scheik ſtillſchweigend den Kopf zu ſchütteln, zwiſchen den Zähnen über den Bart zu ſpucken und bei ſich zu gedenken: ſonach hätt's auch können beim Alten gelaſſen werden. Denn eines Tages, da der Luſtgärtner ſeine neue Schöpfung mit Wohlgefallen überſah, ſelbſt über ſich kunſtrichterte und urteilte, das Werk lobe den Meiſter, und im ganzen genommen ſei alles beſſer ausgefallen als er ſelbſt anfangs geglaubt hätte; indem er ſein ganzes Ideal vor Augen hatte, nicht nur ſahe, was da war, ſondern auch, was noch daraus werden konnte, trat der Oberintendant und Favorit des Soldans in den Garten und ſprach: „Frank, was ſchafft du? Und wieweit iſt es mit deiner Arbeit gediehen?“ Der Graf merkte wohl, daß ſein Kunſtprodukt jetzt werde eine ſtrenge Zenſur paſſieren müſſen, indeſſen war er auf dieſen Fall längſt vorbereitet. Er nahm alle Gegenwart des Geiſtes zuſammen und ſprach mit Zutrauen auf ſein Händewerk: „Komm, Herr, und ſiehe! Dieſe vormalige Wildnis hat der Kunſt gehorcht und iſt nach dem Ideal des Paradieſes zu einem Luſtrevier umgeſchaffen worden, welches die Houris* nicht verſchmähen würden, zum

* Die Geſellſchafterinnen der frommen Muſelmänner in jener Welt.

Aufenthalt zu wählen.“ Der Scheik, der einen angeblichen Künstler mit solcher scheinbaren Wärme und Gnügsamkeit von der Ausübung seiner Talente sprechen hörte und dem Meister der Kunst in seiner Sphäre doch tiefere Einsichten zutrauen mußte als sich selbst, hielt das Geständnis seines Mißbehagens an der ganzen Anstalt zurück, um seine Unwissenheit nicht bloß zu geben, war so bescheiden, solches seiner Unkunde des ausländischen Geschmacks zuzuschreiben und die Sache selbst auf ihrem Wert und Unwert beruhen zu lassen. Gleichwohl konnte er sich nicht enthalten, einige Fragen zu seiner Belehrung an den Gartensatrapen gelangen zu lassen, worauf dieser ihm die Antwort nicht schuldig blieb.

„Wo sind die herrlichen Fruchtbäume geblieben,“ fing der Scheik an, „die auf dieser Sandebene standen, von roten Pfirschen und süßen Limonien belastet, die das Auge ergötzten und den Lustwandelnden zum erfrischenden Genuß einladeten?“

„Sie sind insgesamt bei der Erde weggehauen, daß ihre Stätte nicht mehr zu finden ist.“

„Und warum das?“

„Ziemt sich solcher Troß von Bäumen wohl in den Lustgarten des Soldans, die der gemeinste Bürger von Kairo in seinem Garten hegt und von deren Früchten ganze Eselsladungen zum Verkauf ausgeboten werden?“

„Was bewog dich, den lustigen Dattel- und Tamarindenhain zu verwüsten, der des Wanderes Schutz war bei schwüler Mittagsglut und ihm unter dem Gewölbe seiner belaubten Aste Schatten und Erquickung gab?“

„Was soll der Schatten einem Garten, der, solange die Sonne feurige Strahlen schießet, verödet und einsam ist und nur vom kühlen Abendwinde gefächelt balsamische Wohlgerüche düftet?“

„Aber bedeckte dieser Hain nicht mit einem undurchdring-

lichen Schleier die Geheimnisse der Liebe, wenn der Soldan, von den Reizen einer zirkassischen Sklavin bezaubert, seine Zärtlichkeit den eifersüchtigen Augen ihrer Gespielinnen verbergen wollte?"

„Einen undurchsichtigen Schleier, die Geheimnisse der Liebe zu bedecken, gewähret jene Laube, von Geißblatt und Efeuranken umschlungen; oder diese kühle Grotte, in welcher ein kristallener Quell aus künstlichem Felsen in ein Marmorbecken rauscht; oder jener bedeckte Gang von Weinreben am Traubengeländer; oder das mit weichem Moos gepolsterte Sofa in der ländlichen Schilfhütte am Fischteich, ohne daß diese Tempel verschwiegener Zärtlichkeit schädlichem Gewürm und schwirrenden Insekten zum Aufenthalt dienen, die wehende Luft abhalten oder die freie Aussicht behindern, wie der dumpfe Tamarindenhain tat."

„Warum hast du aber Salbei und Ysop, der auf der Mauer wächst, dahin gepflanzet, wo vorher das köstliche Balsamstäublein aus Mekka blühete?"

„Weil der Soldan keinen arabischen, sondern einen europäischen Garten wollte. In Welschland aber und in den deutschen Gärten der Nürnberger reifen keine Datteln noch gedeihet daselbst das Balsamstäublein aus Mekka."

Gegen dieses Argument ließ sich keine Einwendung weiter machen. Da weder der Scheik noch irgend einer der Heiden* aus Kairo in Nürnberg gewesen war, so mußte er die Dolmetschung des Gartens aus dem Arabischen ins Deutsche auf Treu und Glauben dahinnehmen. Nur konnte er sich nicht bereden, daß die Gartenreformation nach dem Ideal des von dem Propheten den glaubigen Muselmännern verheißnen Paradieses sollte ausgeführet sein, und angenommen, daß es mit dieser Angabe seine Richtigkeit hätte, versprach er sich

* Zuzeiten des Grafen von Gleichen war es gewöhnlich, alle Nichtchristen, folglich auch die Muhammedaner, Heiden zu nennen.

von den Freuden des zukünftigen Lebens eben keinen sonderlichen Trost. Er konnte daher wohl nichts anders tun, als obenerwähntermaßen den Kopf schütteln, kontemplativisch zwischen den Zähnen hindurch über den Bart spucken und gehen, woher er gekommen war.

Der Soldan, welcher damals über Egypten herrschte, war der wackere Malek al Aziz Othmann, ein Sohn des berühmten Saladins. Den Beinamen des wackern hatte er mehr den Talenten für seinen Harem als den Eigenschaften des Gemüts zu verdanken: er hatte sich in der Propagation seines Geschlechtes so tätig und wacker bewiesen, daß, wenn jeder seiner Prinzen eine Krone hätte tragen sollen, die Königreiche aller damals bekannten drei Weltteile nicht wären hinreichend gewesen, sie damit zu versorgen. Seit siebzehn Jahren aber war in einem heißen Sommer diese fruchtbare Quelle versiegt. Fräulein Melechsala beschloß die lange Reihe der soldanischen Deszendenz, und nach dem einstimmigen Zeugnis des Hofs war sie das Kleinod in diesem zahlreichen Blumengewinde und genoß auch reichlich des Vorrechts der letztgebornen Kinder, der Prädilektion vor allen andern. Hierzu kam, daß sie die einzige lebende von allen Töchtern des Soldans war, und daß die Natur sie mit so vielen Reizen ausgesteuert hatte, daß diese selbst das väterliche Auge entzückten. Denn das muß man überhaupt den orientalischen Prinzen lassen, daß sie, in Regula, es ungleich weiter in der weiblichen Schönheitskunde gebracht haben als unsere abendländischen, die ihr unzuverlässiges Kennerauge, was diesen

Punkt betrifft, von Zeit zu Zeit verraten *. Das Fräulein war der Stolz der ſoldaniſchen Familie, ſelbſt ihre Brüder wetteiferten in der Aufmerkſamkeit gegen die reizende Schweſter und in dem Beſtreben, ihr Achtung und Zuneigung zu beweiſen, es einander zuvorzutun. Der ernſte Divan erwog oft in politiſchen Konſultationen, welchen Prinzen man vermöge des Bundes der Liebe durch ſie an das Intereſſe des egyptiſchen Staates verknüpfen würde. Indeſſen ließ das der Vater Soldan ſeine geringſte Sorge ſein und war nur unabläſſig darauf bedacht, der Lieblingstochter ſeines Herzens jeden Wunſch zu gewähren und ihre Seele immer in einer heitern Stimmung zu erhalten, damit der reine Horizont ihrer Stirn durch kein Wölkchen getrübet würde.

Die erſten Jahre der Kindheit hatte das Fräulein unter der Aufſicht einer Amme zugebracht, die eine Chriſtin und welſcher Abkunft war. Dieſe Sklavin wurde in früher Jugend durch einen Seeräuber aus der Barbarei vom Strande ihrer Vaterſtadt weggeraubt, in Alexandrien verkauft, ging durch Handel und Wandel daſelbſt aus einer Hand in die andere, und ſo gelangte ſie endlich in den Palaſt des Soldans von Egypten, wo ihre nahrhafte Leibeskonſtitution ihr zu dem Amte verhalf, dem ſie mit aller Ehre vorſtund. Ob ſie gleich nicht ſo geſangreich war wie die Amme des galliſchen Thronerben, die für ganz Verſailles die Loſung zum Chorus gab, wenn ſie mit melodiſcher Kehle ihr Malbrough s'en va en guerre intonierte: ſo hatte ſie die Natur durch eine deſto geläufigere Zunge dafür ſattſam entſchädigt. Sie wußte ſoviel Geſchichtchen und Märchen wie die ſchöne Scheherazade in der Tauſend und einen Nacht, womit ſich, wie es ſcheint, die ſoldaniſchen Sippſchaften in der Verſchloſſenheit der Serails gern unterhalten laſſen. Die Prinzeſſin wenigſtens fand nicht

* Journal der Moden. Junius 1786.

tausend Nächte, sondern tausend Wochen lang daran Geschmack, und wenn ein Mädchen einmal zu dem Alter von tausend Wochen gelangt ist, so genüget ihr nicht mehr an fremden Erzählungen, sie findet nun in sich Stoff, ein eignes Geschichtchen anzuspinnen. In der Folge vertauschte die weise Amme ihre Kindermärchen mit der Theorie europäischer Sitten und Gewohnheiten, und weil sie selbst noch viel Vaterlandsliebe hegte und in der Zurückerinnerung an dasselbe Vergnügen empfand: so schilderte sie dem Fräulein die Vorzüge von Welschland so malerisch, daß davon die Phantasie ihrer zarten Pflegetochter erwärmt wurde, welchen angenehmen Eindruck sie nachher nie wieder aus dem Gedächtnis verlor. Je mehr Fräulein Melechsala heranwuchs, desto mehr wuchs mit ihr die Liebe zum ausländischen Putz und den Gerätschaften des damals noch gar bescheidenen europäischen Luxus, und ihr ganzes Betragen artete mehr nach europäischer Sitte als den Gebräuchen ihres Vaterlandes.

Sie war von Jugend auf eine große Blumenfreundin, ein Teil ihrer Beschäftigung bestund darinne, nach arabischer Gewohnheit bedeutsame Sträußchen und Kränze zu binden, durch welche sie auf eine scharfsinnige Art die Gesinnungen ihres Herzens offenbarte. Ja, sie war so erfindungsreich, daß sie ganze Sentenzen, auch Sittensprüche des Korans, in einer Zusammenreihung von Blumen von verschiedenen Eigenschaften oft sehr glücklich auszudrücken vermochte. Sie ließ hernach ihren Gespielinnen den Sinn davon erraten, welche diesen selten verfehlten. So formte sie eines Tages aus Chal-

cedonischer Lychnis die Gestalt eines Herzens, umfaßte dieses mit weißen Rosen und Lilien, befestigte darunter zwei emporstrebende Königskerzen, die ein herrlich gezeichnetes Anemonenröslein einschlossen, und alle ihre Frauen sprachen, als sie ihnen das Blumengewinde vorzeigte, einstimmig: „Unschuld des Herzens ist über Geburt und Schönheit erhaben.“ Oft beschenkte sie ihre Sklavinnen mit frischen Sträußen, und diese Blumenspenden enthielten gemeiniglich Lob oder Tadel für die Empfängerin. Ein Kranz von Flatterrosen beschämte den Leichtsinn; die strotzende Mohnblume Dünkel und Eitelkeit; ein Strauß von Wohlgeruch duftenden Zochzinken*, mit herabsinkenden Glöcklein panegyrisierte die Bescheidenheit; die Goldlilje, welche ihren Blütenkelch bei Sonnenuntergang verschließt, kluge Vorsicht; die Meerwinde** strafte die Liebedienerei, und die Blüten des Stechapfels nebst der Zeitlose, deren Wurzel vergiftet, bösen Leumund und heimlichen Neid.

Vater Othmann vergnügte sich innig an den scharfsinnigen Spielen der Phantasie seiner reizenden Tochter, ob er gleich wenig Talent besaß, diese witzigen Hieroglyphen selbst zu entziffern und oft mit dem Kalbe seines ganzen Divans pflügen mußte, ihre Deutung auszuklauben. Ihm war der exoterische Geschmack der Prinzessin nicht verborgen, als ein schlichter Muselmann konnte er hierinne nicht mit ihr sympathisieren; aber als ein nachsichtiger und zärtlicher Vater suchte er gleichwohl mehr diese Lieblingsneigung der Prinzessin zu unterhalten, als sie zu unterdrücken. Er verfiel darauf, ihre Blumenliebhaberei mit der Vorliebe zum Ausländischen zu vereinbaren, und einen Garten im Geschmack der Abendländer ihr zurichten zu lassen. Dieser Einfall dünkte ihn so wohl ausgesonnen, daß er keinen Augenblick verabsäumte,

* Der eigentliche altdeutsche Name der Hyazinthen. ** Convolvulus marinus.

solchen seinem Günstling, dem Scheik Kiamel, mitzuteilen, um ihn aufs förderſamſte zur Ausführung zu bringen. Der Scheik, der wohl wußte, daß die Wünſche ſeines Herrn für ihn Befehle waren, denen er ohne Widerrede gehorchen nußte, unterwand ſich nicht, ihm die Schwürigkeiten entgegen zu ſtellen, die er bei der Sache empfand. Er ſelbſt hatte ſo wenig eine Idee von der Einrichtung eines europäiſchen Gartens, als der Soldan ſelbſt, und in ganz Kairo war ihm kein Menſch bekannt, den er hierüber hätte zu Rate ziehen können. Darum ließ er unter den Chriſtenſklaven nach einem Gartenverſtändigen forſchen, und da kam er gerade an den unrechten Mann, der ihm aus der Verlegenheit helfen ſollte. Alſo wars kein Wunder, daß der Scheik gar bedenklich den Kopf ſchüttelte, da er die Prozedur der Gartenverbeſſerung in Augenſchein nahm, denn er fürchtete, wenn ſie dem Soldan ſo wenig behagte, als ihm ſelbſt, ſo dürfte er wohl zu ſchwerer Verantwortung gezogen werden, und zum mindeſten dürfte es um ſeine Günſtlingſchaft getan ſein.

Vor den Augen des Hofs war dieſe Gartenkultur bisher als ein Geheimnis traktieret worden, allen Bedienten des Serails war der Eintritt unterſagt. Der Soldan wollte das Fräulein bei der Feier ihres Geburtstages mit dieſem Geſchenke überraſchen, ſie in Pomp dahin führen, und ihr den Garten zum Eigentum übergeben. Dieſer Tag rückte nun heran, und Se. Hoheit trug Verlangen, vorher alles ſelbſt in Augenſchein zu nehmen, ſich von den neuen Anlagen unterrichten zu laſſen, um ſich das Vergnügen zu verſchaffen, der ſchönen Melechſala die ſonderbaren Schönheiten des Gartens vordemonſtrieren zu können. Er tat dem Scheik davon Eröffnung, dem dabei nicht wohl zu Mute war, deswegen dachte er auf eine Schutzrede, wodurch er den Kopf aus der Schlinge zu ziehen vermeinte, wenn der Soldan ſich mißfällig über die Gartenanſtalt vernehmen laſſen ſollte. Beherrſcher der Glau-

bigen, wollte er ſagen, dein Wink iſt die Richtſchnur meines Ganges, meine Füße laufen, wohin du ſie leiteſt, und meine Hand hält feſt, was du ihr vertraueſt. Du wollteſt einen Garten nach der Weiſe der Franken: hier ſteht er vor deinen Augen. Dieſe ungeſchlachten Barbaren wiſſen nichts, als dürftige Sandwüſten hervorzubringen, die ſie in ihrem rauhen Vaterlande, wo keine Dattel noch Limonie reift, und wo es weder Kalaf noch Bahobab* gibt, mit Gras und Unkraut bepflanzen. Denn der Fluch des Propheten ſtäupet mit ewiger Unfruchtbarkeit die Auen der Unglaubigen, und er gibt ihnen nicht zu koſten den Vorſchmack des Paradieſes durch den Wohlgeruch des Balſamſtäudleins aus Mekka, noch durch den Genuß würzhafter Früchte.

Der Tag begann ſich bereits zu neigen, da der Soldan, allein von dem Scheik begleitet, in den Garten trat, voller Erwartung, was er da für Wunderdinge erblicken würde. Eine weite freie Ausſicht über einen Teil der Stadt und über die Spiegelfläche des Nilſtroms mit den darauf hin- und herfahrenden Muſchernen, Schambecken und Scheomeonen**, im Hintergrunde die himmelanſtrebenden Pyramiden, und eine Kette von blauen, mit Duft umfloſſenen Gebürgen, eröffnete ſich auf der obern Terraſſe ſeinem Auge, das nicht mehr durch den undurchſichtigen Palmenhain gehalten wurde. Zugleich wehete ihn ein erfriſchendes Lüftchen an, das ihm wohltat. Eine Menge neuer Gegenſtände drängten ſich ihm auf, von allen Seiten her. Der Garten hatte freilich jetzt eine wildfremde Anſicht gewonnen, daß der alte Park, in welchem er von Kindheit auf geluſtwandelt, und der durch ſein ewiges Einerlei ſeine Sinnen längſt ermüdet hatte, nicht mehr zu

* Kalaf, ein Strauch, aus deſſen Blüten ein Waſſer gezogen wird, das mit unſerm Kirſch- und Lindenblütenwaſſer übereinkommt, und in Hauskuren häufig gebraucht wird. Bahobab, eine Frucht, welche die Egypter ſehr lieben. ** Verſchiedene Arten von Nilſchiffen.

erkennen war. Der ſchlaue Kurt hatte wohl und weislich geurteilet, der Reiz der Neuheit werde ſeine Wirkung nicht verfehlen. Der Soldan prüfte die Gartenmetamorphoſe nicht mit der Einſicht eines Kenners, ſondern nach dem erſten Eindruck auf die Sinnen, und weil dieſen das Ungewöhnliche ſo leicht zum Köder des Vergnügens dienet, ſo ſchien ihm alles gut und recht zu ſein, wie er es fand. Selbſt die krummen, unſymmetriſchen Gänge, mit feſtgeſtampftem Kies belegt, gaben ſeinen Füßen eine elaſtiſche Kraft, und einen leichten, feſten Gang, da er ſonſt gewohnt war, nur auf weichen perſiſchen Teppichen oder auf grünen Matten zu wandeln. Er wurde nicht müde, die labyrinthiſchen Gänge zu durchkreuzen, und bezeugte beſonders ſeine Zufriedenheit über die Flora der mannigfaltigen Grasblumen, die aufs ſorgfältigſte kultivieret und gewartet wurden, ob ſie gleich jenſeit der Mauer freiwillig ebenſogut und in größerer Menge blüheten.

Nachdem er ſich auf eine Ruhebank niedergelaſſen hatte, ſprach er mit heiterer Miene: „Kiamel, du haſt meine Erwartung nicht getäuſchet, ich dacht es wohl, daß du mir etwas Sonderbares aus dem alten Park ſchaffen würdeſt, das von der Landesſitte abweicht, darum ſoll dir mein Wohlgefallen unverhalten bleiben. Melechſala mag dein Werk für einen Garten nach Art der Franken dahin nehmen.“ Da der Scheik ſeinen Deſpoten aus dem Tone reden hörte, wunderte er ſich baß, daß alles ſo gut ging, und freuete ſich, daß er ſeine Zunge geſchweiget, und ſeine Vorklage nicht hatte laut werden laſſen. Er bemerkte bald, daß der Soldan alles für ſeine eigne Erfindung anzunehmen ſchien, daher drehete er das Ruder ſeiner Suada flugs nach dem günſtigen Lüftlein, das in ſeine Segel blies, und redete alſo: „Großmächtiger Beherrſcher aller Glaubigen, du ſollſt wiſſen, daß dein gehorſamer Sklave Tag und Nacht darauf geſonnen hat, etwas Unerhörtes, dergleichen in Egypten noch nie geſehen worden,

aus dieſem alten Dattelhain nach deinem Wink und Willen hervorzubringen. Es iſt ohne Zweifel eine Eingebung des Propheten geweſen, daß ich darauf verfallen bin, nach dem Ideal des Paradieſes der Glaubigen meinen Plan anzulegen, denn ich vertrauete darauf, daß ich ſolchergeſtalt die Meinung deiner Hoheit nicht verfehlen würde.“ Der gute Soldan hatte von dem Paradieſe, zu deſſen Beſitz er nach dem Laufe der Natur eben keine allzu entfernte Anwartſchaft zu haben ſchien, von jeher ſo verworrene Begriffe gehabt, als unſere zukünftigen Himmelsbürger von dem Zuſtande und der Beſchaffenheit des himmliſchen Jeruſalems; oder eigentlich hatte er, wie alle Glückskinder, die in der Unterwelt ſich wohl ſein laſſen, um die Ausſichten in eine beßre Welt ſich nie bekümmert. Es ſchwebte daher jederzeit, wenn ja einmal ein Iman oder Derwiſch, oder ſonſt eine religiöſe Perſon des Paradieſes erwähnte, das Bild des alten Parks ſeiner Phantaſie vor, und dort war eben nicht ſein Lieblingsaufenthalt. Jetzt wurde ſeine Einbildungskraft auf eine ganz andere Vorſtellung geſteuert, das neue Bild ſeiner zukünftigen Hoffnung erfüllte ſeine Seele mit freudigem Entzücken, wenigſtens vermutete er nun, das Paradies möchte doch wohl anmutiger ſein, als er ſich's bisher vorgeſtellet hatte; und weil er ein Modell davon im Kleinen zu beſitzen glaubte: ſo bekam er von dem Garten eine hohe Meinung, die er dadurch augenſcheinlich zu erkennen gab, daß er den Scheik ſtehenden Fußes zum Bey erhob und ihn mit dem Ehrengewand des Kaftans bekleidete. Der abgefeimte Höfling verleugnet ſeinen Charakter in keinem Weltteile: Freund Kiamel trug kein Bedenken, die Prämie eines Verdienſtes, die ſeinem Geſchäftsträger gebührte, ſich ganz unbefangen zuzueignen, ohne ſeiner mit einer Sylbe gegen den Soldan zu erwähnen, und achtete ihn für überflüſſig belohnt, daß er ſeinen täglichen Sold um einige Aſper vermehrte.

Um die Zeit, wenn die Sonne in den Steinbock tritt, welches Himmelszeichen bei den Nordländern die Losung des Winters ist, in dem mildern Klima von Egypten aber die schönste Jahreszeit verkündet, trat die Blume der Welt in den für sie zubereiteten Garten und fand ihn völlig nach ihrem ausländischen Geschmack. Sie war freilich die größte Zierde desselben: jeder Ort, wo sie lustwandelte, wärs auch eine Wüste in dem steinigen Arabien, oder ein grönländisches Eisgefilde gewesen, würde in den Augen eines Mädchenspähers sich bei ihrem Anblick in Elysium verwandelt haben. Die mannigfaltigen Blumen, welche der Zufall in unabsehlichen Reihen untereinander gemischt hatte, gaben ihrem Auge und Geiste gleiche Beschäftigung: sie wußte die Unordnung selbst durch sinnreiche Anspielungen auf die verschiedenen Eigenschaften der Blumen einer methodischen Ordnung zu verähnlichen. Nach Landesgewohnheit wurde jedesmal, wenn die Prinzessin den Garten besuchte, alles was männlich war, von Arbeitern, Pflanzern und Wasserträgern, durch die Wache der Verschnittenen daraus entfernt. Die Grazie, für welche der Kunstmeister gearbeitet hatte, blieb also seinen Augen verborgen, so sehr ihn auch gelüstete, die Blume der Welt, die seiner botanischen Unwissenheit so lange ein Rätsel gewesen war, in Augenschein zu nehmen. Wie sich aber das Fräulein über manche vaterländische Sitte hinaussetzte, so wurde ihr, da der Garten immer mehrere Reize für sie gewann, welchen sie des Tages mehrmals besuchte, die Begleitung der Verschnittenen in der Folge zu lästig, die in Prozession so feierlich vor ihr herzogen, als wenn der Soldan am Bairamfeste zur Moschee ritt. Sie erschien oftmals allein, oft an dem Arm einer Vertrauten, jedoch allezeit mit einem dünnen Schleier über dem Gesicht und einem aus Binsen geflochtenen Körbchen in der Hand, wandelte die Gänge auf und ab, um Blumen zu pflücken, die sie nach Gewohnheit

durch allegoriſche Verbindung zu Dolmetſcherinnen ihrer Gedanken machte und an ihr Hofgeſinde austeilte.

Eines Morgens, ehe der Tag heiß ward, und als der Tau noch im Graſe alle Regenbogenfarben ſpiegelte, begab ſie ſich in ihr Tempe, der balſamiſchen Frühlingsluft zu genießen, da ihr Gärtner eben geſchäftig war, einige abgeblühete Gewächſe aus der Erde zu nehmen und ſie mit andern neuaufblühenden umzutauſchen, die er in Blumentöpfen ſorgfältig aufzog, welche er hernach kunſtreich in die Erde vergrub, als wären ſie durch eine zauberhafte Vegetation in einer einzigen Nacht aus dem Schoß der Erde hervorgewachſen. Das Fräulein wurde dieſen artigen Betrug der Sinnen mit Vergnügen gewahr, und da ſie das Geheimnis entdeckt hatte, wie die abgepflückten Blumen täglich durch andere erſetzt wurden, daß nie Mangel daran war, ſo gefiel es ihr, dieſe Entdeckung zu nutzen und dem Gärtner Anweiſung zu geben, wo und wenn bald dieſe, bald jene Blume blühen ſollte. Indem er die Augen aufhob, erſchien ihm die weibliche Engelgeſtalt, welche er für die Eigentümerin des Gartens hielt, denn ſie war mit himmliſchen Reizen wie mit einem Heiligenſchein umfloſſen. Er wurde durch dieſe Erſcheinung ſo überraſcht, daß ihm ein Blumentopf mit einer herrlichen Colocaſſia aus der Hand entfiel, die ihr zartes Pflanzenleben eben ſo tragiſch endigte, als Herr Pilaſtre de Rozier, ob ſie gleich beide nur der mütterlichen Erde in den Schoß fielen.

Der Graf ſtund ſteif und ſtarr wie eine Bildſäule, ohne Leben und Bewegung, daß man ihm wohl hätte die Naſe mögen einſchlagen, ohne daß er ſich geregt hätte, wie die Türken mit den ſteinernen Bildſäulen in Tempeln und Gärten es zu machen pflegen; aber die ſüße Stimme des Fräuleins, die ihren Purpurmund eröffnete, brachte ſeinen Geiſt wieder zu ſich. „Chriſt,“ ſprach ſie, „fürchte nichts! Es iſt meine Schuld, daß du dich zugleich mit mir an dieſem Orte

befindeſt, fördere dein Tagewerk und ordne die Pflanzen, wie ich es von dir heiſche.“ — „Glanzvolle Blume der Welt,“ gegenredete der Gärtner, „für deren Schimmer alle Farben dieſer Blumenpflanzung erbleichen, du herrſchſt hier an deinem Firmamente gleich der Sternenkönigin an der Feſte des Himmels. Dein Wink belebe die Hand des glücklichſten deiner Sklaven, der ſeine Feſſeln küßt, wofern du ihn wert achteſt, deine Befehle auszurichten.“ Die Prinzeſſin hatte nicht erwartet, daß ein Sklav den Mund gegen ſie öffnen, noch viel weniger, daß er ihr was Verbindliches ſagen würde, ſie hatte ihre Augen mehr auf die Blumen als auf den Pflanzer gerichtet. Jetzt würdigte ſie auch dieſen eines Anblicks und erſtaunte, einen Mann von der glücklichſten Bildung vor ſich zu ſehen, der alles übertraf, was ſie jemals von männlicher Wohlgeſtalt erblickt oder geträumet hatte.

Graf Ernſt von Gleichen war in ganz Deutſchland ſeiner männlichen Anmut halber berühmt. Schon auf dem Turnier zu Würzburg war er der Held der Damen. Wenn er das Viſier aufſchlug, um friſche Luft zu ſchöpfen, war das Rennen der kühnſten Lanzenbrecher für jedes weibliche Auge verloren; alle ſahen nur auf ihn; und wenn er den Helm ſchloß, ein Stechen zu beginnen, hob ſich der keuſcheſte Buſen höher, und das Herz klopfte ängſtliche Teilnehmung dem herrlichen Ritter entgegen. Die parteiliche Hand der liebeſchmachtenden Nichte des Herzogs in Bayern krönte ihn mit einem Ritterdanke, welchen der junge Mann anzunehmen errötete. Die ſiebenjährige Haft im vergitterten Turme hatte zwar die blühenden Wangen gebleicht, die prallen Muskeln erſchlafft und den Lichtblick der Augen ermattet; aber der Genuß der freien Atmoſphäre und die Geſpielin der Geſundheit, Tätigkeit und Arbeit, hatten mit reichem Erſatz den Verluſt vergütet. Er grünte wie ein Lorbeerbaum, der den langen Winter hindurch im Gewächshaus getrauert hat und bei der Wieder-

kehr des Frühlings junges Laub treibt und eine schöne Krone gewinnt.

Vermöge der Vorliebe der Prinzessin zu allem Ausländischen konnte sie sich nicht enthalten, die einnehmende Gestalt des herrlichen Fremdlings mit Wohlgefallen zu betrachten, ohne zu wähnen, daß der Anblick eines Endymions auf das Herz eines Mädchens ganz andere Eindrücke zu machen pflege, als die Schöpfung einer Modekrämerin, welche sie in ihrer Jahrmarktsbude zur Schau ausstellt. Mit holdem Munde erteilte sie dem schmucken Gärtner Befehle, wie er die Blumenpflanzung ordnen sollte, zog dabei sein Gutachten oft zu Rate, und unterhielt sich mit ihm, so lange noch eine Gartenidee ihr zu Gebote stund. Sie verließ endlich den Freund Gärtner, der ihr so wohl behagt hatte; aber kaum war sie fünf Schritte gegangen, so kehrte sie wieder um und gab ihm neue Aufträge, und da sie noch eine Promenade durch die Schlangenwege machte, berief sie ihn von neuem zu sich, bald eine Frage zu tun, bald eine Verbesserung in Vorschlag zu bringen. Wie der Tag sich anfing zu verkühlen, empfand sie das Bedürfnis schon wieder, frische Luft zu schöpfen; und kaum spiegelte sich die Sonne in dem wachsenden Nil, so lockte sie das Verlangen in den Garten, die erwachenden Blumen sich aufschließen zu sehen, wobei sie niemals verfehlte, diejenige Gegend zuerst zu besuchen, wo ihr Gartenfreund arbeitete, um ihm neue Befehle zu erteilen, die er sich beeiferte pünktlich und hurtig auszurichten.

Einsmals suchte ihr Auge den Bostangi* vergebens, gegen welchen ihre Gunst von Tag zu Tag sich mehrete. Sie wandelte die verschlungenen Gänge auf und nieder, ohne auf die Blumen zu achten, die ihr entgegen blüheten, und durch das hohe Kolorit der Farben oder den balsamischen Duft ihrer Gerüche gleichsam mit einander wetteiferten, von ihr bemerkt

* Obergärtner.

zu werden. Sie vermutete ihn hinter jedem Buſche, unterſuchte jedes hochſtaudige Pflanzengewächs, erwartete ſeiner in der Grotte, und da er nicht zum Vorſchein kam, tat ſie eine Wallfahrt zu allen Lauben im Garten, hoffte ihn irgendwo ſchlummernd zu überraſchen, und freute ſich ſeiner Verlegenheit, wenn ſie ihn aufwecken würde. Allein er war nirgends zu finden. Zufälligerweiſe begegnete ihr der ſtoiſche Veit, des Grafen Reiſiger, den er, als ein ganz mechaniſches Geſchöpf, zu nichts anders als zum Waſſerträger brauchen konnte. Sobald er die Prinzeſſin anſichtig wurde, machte er mit ſeiner Waſſerladung linksum, ihr nicht in den Weg zu treten; ſie aber berief ihn zu ſich und frug, wo der Boſtangi anzutreffen ſei. „Wo anders," antwortete er nach ſeiner handfeſten Art, „als in den Klauen des jüdiſchen Quackſalbers, der ihm ohne Verzug die Seele wird ausſchwitzen laſſen?" Darüber erſchrak die reizvolle Tochter des Soldans alſo, daß ihr angſt und wehe ums Herz ward; denn ſie hatte nichts weniger vermutet, als daß ihr Gartengünſtling durch Krankheit verhindert wäre, ſeiner Geſchäfte zu warten. Sie begab ſich alsbald in den Palaſt zurück, wo ihre Frauen mit Beſtürzung wahrnahmen, daß die heitere Stirn ihrer Gebieterin ſich getrübt hatte, wie wenn der feuchte Atem des Südwindes den ſpiegelreinen Horizont anhaucht, daß die ſchwebenden Dünſte zu Wolken gerinnen. Bei der Zurückkehr ins Serail hatte ſie eine Menge Blumen gepflückt, aber lauter traurige, welche ſie mit Zypreſſen und Rosmarin zuſammenband, und wodurch ſich die Stimmung ihrer Seele deutlich zutage legte. Dieſes trieb ſie ſo verſchiedene Tage an, dergeſtalt, daß ihr Frauenzimmer große Betrübnis darüber empfand und unter ſich konſultierte, was die Urſache des ge-

heimen Kummers ihrer Gebieterin sein möchte; aber es kam damit, wie es bei weiblichen Konsultationen zu geschehen pfleget, zu keinem Konklusum, weil bei der Stimmensammlung eine solche Dissonanz der Meinungen sich ergab, daß kein harmonischer Akkord herauszufinden war. In der Tat hatte die Beeiferung des Grafen, jedem Winke der Prinzessin zuvorzukommen und alles, wovon sie nur ein halblautes Wort fallen ließ, ins Werk zu richten, seinen der Arbeit ungewohnten Körper dergestalt angegriffen, daß die Gesundheit darunter litt und er von einem Fieber befallen wurde. Doch der jüdische Zögling des Galens oder vielmehr des Grafen robuste Konstitution überwältigte die Macht der Krankheit, daß er nach einigen Tagen schon wieder seiner Arbeit vorstehen konnte. Sobald ihn die Prinzessin bemerkte, war ihr wieder wohl ums Herz, und der Damensenat, dem die schwermütige Laune derselben ein unauflöslich Rätsel blieb, urteilte nun einmütig, es müsse irgend ein Blumenstock geblieben sein, an dessen Fortkommen sie vor einigen Tagen gezweifelt hätte, und im allegorischen Sinn hatten sie nicht Unrecht.

Fräulein Melechsala war noch so unschuldigen Herzens, wie sie aus der Hand der Natur hervorgegangen war. Sie hatte weder Ahndungen noch Warnungen von Amors Schälkeleien empfangen, die er an unerfahrnen Schönen zu begehen pfleget. Überhaupt hat es von jeher an Winken für Mädchen und Prinzessinnen in bezug auf Liebe gefehlet, obgleich eine Theorie von der Art ungleich mehr nutzen und frommen möchte als Winke für Fürsten und Prinzenerzieher, die sich wenig darum kümmern, ob man ihnen hustet, pfeift oder winket, auch zuzeiten es wohl gar übelnehmen: die Mädchen aber verstehen jeden Wink und achten auch darauf, denn ihr Gefühl ist feiner, und ein verstohlner Wink ist so recht ihre Sache. Das Fräulein stund im ersten Noviziat der Liebe und hatte so wenig Kenntnis davon als eine Klosternovize von den

Ordensgeheimnissen. Sie überließ sich daher ganz unbefangen ihren Gefühlen, ohne den geheimen Divan der drei Vertrauten ihres Herzens, der Vernunft, Klugheit und Überlegung, darüber zu Rate zu ziehen. Denn in diesem Falle würde die lebhafte Teilnehmung an dem Zustande des kranken Bostangi ihr Fingerzeig und Aufschluß gegeben haben, daß der Keim einer ihr unbekannten Leidenschaft schon mächtig in dem Herzen vegetiere, und Vernunft und Überlegung würden ihr sodann zugeflüstert haben, daß diese Leidenschaft Liebe sei. Ob in dem Herzen des Grafen etwas Ähnliches im Hinterhalt lag, davon ist kein diplomatischer Beweis vorhanden: der überverdienstliche Eifer, die Befehle seiner Gebieterin zu vollziehen, könnte auf diese Vermutung führen, und da würde ein allegorischer Strauß von Liebstöckel, mit einem Stengel verwelkter Mannstreue zusammengebunden, für ihn wohl gepaßt haben. Es konnte aber auch nur eine unschuldige Rittersitte die Triebfeder dieses ausgezeichneten Diensteifers sein, ohne daß Liebe einigen Anteil daran hatte, denn es war das unverbrüchlichste Gesetz der Ritter damaliger Zeit, alle dem, was ihnen der Wille der Damen auferlegte, sträcklich nachzuleben. Es verging nun kein Tag mehr, wo nicht die Prinzessin mit ihrem Bostangi trauliche Unterredung pflog. Der sanfte Ton ihrer Stimme entzückte sein Ohr, und jeder Ausdruck schien ihm etwas Schmeichelhaftes zu sagen. Ein zuversichtlicherer Champion als er würde nicht ermangelt haben, eine so günstige Situation zu nutzen, um weitere Progressen zu machen; allein Graf Ernst hielt sich immer innerhalb der Grenzen der Bescheidenheit. Weil nun das Fräulein in dem Kostüm der Koketterie ganz unerfahren war, und nicht wußte, den blöden Schläfer aufzumuntern, den Diebstahl ihres Herzens zu begehen, so drehete sich die ganze Intrike um die Achse des wechselseitigen Wohlwollens und hätte außer Zweifel noch lange keinen andern Schwung be-

kommen, wenn nicht der Zufall, welcher bekanntlich bei jedem Wechsel der Dinge das primum mobile zu sein pfleget, der Szene eine andere Gestalt gegeben hätte.

Gegen Sonnenuntergang eines sehr schönen Tages besuchte die Prinzessin den Garten, und ihre Seele war so heiter wie der Horizont, sie kosete mit ihrem Bostangi gar lieblich von mancherlei gleichgültigen Dingen, um nur mit ihm zu reden, und nachdem er ihr Blumenkörbchen gefüllet hatte, setzte sie sich in eine Laube und band einen Strauß, womit sie ihn beschenkte. Der Graf befestigte denselben als ein Merkmal der Huld seiner schönen Gebieterin mit dem Ausdruck eines überraschenden Entzückens an der Brust seines Wamses, ohne sich einfallen zu lassen, daß diese Blumen einen geheimen Sinn haben könnten, denn diese Hieroglyphen waren seinen Augen verborgen wie den Augen des klügelnden Publikums das geheime Triebwerk des berühmten hölzernen Schachspielers. Und weil auch nachher das Fräulein diesen verborgenen Sinn nicht enträselt hat, so ist er mit den Blumen dahingewelkt, ohne zur Wissenschaft der Nachwelt zu gelangen. Sie hegte indessen die Meinung, die Blumensprache sei allen Menschen so verständlich wie ihre Muttersprache, daher zweifelte sie nicht, ihr Günstling habe alles recht wohl begriffen, und weil er beim Empfang so ehrerbietig sie anblickte, nahm sie diese Miene als eine bescheidene Danksagung für das Lob seiner Tätigkeit und seines Diensteifers an, welches wahrscheinlich der Strauß ihm beilegte. Sie trug nun auch Verlangen, seine Erfindsamkeit zu prüfen, ob er auf ebenso verblümte Art ihr zu danken, was Artiges zu sagen oder, mit einem Wort, den gegenwärtigen Ausdruck seines Gesichts, das die Empfindungen des Herzens verriet, in Blumenschrift zu übersetzen wisse, und begehrte ein Sträußchen von seiner Komposition. Der Graf war gerührt von einer so herablassenden Güte, er flog an das Ende des Gartens in einen abgesonderten Zwin-

ger, wo er ſein Blumendepot hinverleget hatte und woraus er die aufblühenden Gewächſe mit den Scherben in den Garten verſetzte. Es war gerade damals eine gewürzhafte Pflanze zur Blüte gelangt, welche von den Arabern Muſchirumi* genennet wird und die vorher noch nicht im Garten anzutreffen war. Mit dieſer Neuigkeit dachte der Graf der ſchönen Blumenfreundin, die ſeiner harrete, ein unſchuldiges Vergnügen zu machen, er ſervierte ihr die Blume, worunter er anſtatt des Präſentiertellers ein breites Feigenblatt geſchoben hatte, auf den Knien, mit einer demütigen, doch einiges Verdienſt ſich zueignenden Miene, und hoffte, ein kleines Lob dafür einzuernten. Aber mit äußerſter Beſtürzung wurde er gewahr, daß die Prinzeſſin das Geſicht abwendete, die Augen, ſoviel der dünne Schleier ihm zu beobachten geſtattete, beſchämt niederſchlug und vor ſich hin ſahe, ohne ein Wort zu ſprechen. Sie zögerte und ſchien verlegen, die Blume in Empfang zu nehmen, die ſie keines Anblicks würdigte und neben ſich auf die Raſenbank legte. Ihre muntere Laune war verſchwunden, ſie nahm eine majeſtätiſche Stellung an, die ſtolzen Ernſt verkündete, und nach wenig Augenblicken verließ ſie die Laube, ohne von ihrem Günſtling weitere Notiz zu nehmen; doch vergaß ſie beim Weggehen die Muſchirumi nicht, welche ſie aber ſorgfältig unter dem Schleier verbarg.

Der Graf war von dieſer rätſelhaften Kataſtrophe wie betäubt, vermochte nicht zu ergründen, was die Urſache dieſes ſonderbaren Betragens ſei, und blieb in der Stellung eines Büßenden noch lange Zeit auf den Knien liegen, nachdem ihn die Prinzeſſin verlaſſen hatte. Es betrübte ihn in der Seele, dieſe Huldgöttin, die er wegen ihrer herablaſſenden Güte wie eine Heilige des Himmels verehrte, beleidiget und ihren Unwillen verwirkt zu haben. Nachdem er ſich von der erſten Beſtürzung erholet hatte, ſchlich er ſcheu und trübſelig,

* Hyacinthus Muscati.

als wenn er einer schwer verpönten Übeltat sich bewußt wäre, in seine Wohnung. Der flinke Kurt hatte die Abendmahlzeit schon aufgetischt, aber sein Herr wollte nicht anbeißen und gabelte lange in der Schüssel herum, ohne einen Bissen zum Munde zu führen. Daran merkte der getreue Dapifer des Grafen Unmut, schlich flugs abseits zur Tür hinaus, entpfropfte eine Flasche Chierwein, und der griechische Sorgenbrecher tat Wirkung. Der Graf wurde gesprächig und eröffnete seinem lieben Getreuen das Abenteuer im Garten. Es wurde spät in die Nacht darüber spekulieret, ohne auf einen Vermutungsgrund zu stoßen, was den Unwillen der Prinzessin veranlaßt habe, und da mit allem Grübeln nichts ausgemacht wurde, begaben sich Herr und Diener zur Ruhe. Der letzte fand sie ohne Mühe, der erste suchte sie vergebens und durchwachte die harmvolle Nacht, bis ihn die Morgenröte wieder an seine Geschäfte rief.

In der Stunde, wo Melechsala den Garten zu besuchen pflegte, sahe sich der Graf fleißig nach dem Eingang um, allein die Tür vom Serail wurde nicht aufgetan. Er harrete den andern Tag, nachher den dritten: die Serailtür war wie von innen vermauret. Wäre Graf Ernst nicht ein völliger Idiot in der Blumensprache gewesen, so würde er leicht den Schlüssel zu dem auffallenden Benehmen des Fräuleins gefunden haben. Er hatte durch Überreichung der Blume seiner schönen Gebieterin, ohne eine Sylbe davon zu wissen, ein förmliches Liebesgeständnis getan, und noch dazu auf eine ganz unplatonische Art. Wenn ein arabischer Liebhaber seiner Geliebten verstohlnerweise durch die treue Hand einer Vertrauten eine Muschirumi überreichen läßt, so traut er ihr den Scharfsinn zu, den einzigen Reim, den die arabische Sprache darauf hat, zu suchen. Dieses Wort ist Ydskerumi, welches, fein gegeben, soviel als Minnesold andeutet*. Man

* Hasselquists Reise nach Palästina.

muß es dieſer Erfindung laſſen, daß es keine kompendiöſere Liebeserklärung gibt als dieſe, die wohl wert wäre, von den Abendländern nachgeahmet zu werden. All des faden Geſchreibſels der Billets doux, die ihren Verfaſſern oft ſoviel Mühe und Kopfbrechen koſten, oft, wenn ſie in unrechte Hand geraten, von den Spöttern erbärmlich durchgenommen, oft von den Empfängerinnen ſelbſt gemißhandelt oder falſch interpretiert werden, könnte man dadurch überhoben ſein. Weil aber die Muſchirumi oder Muskatenhyazinthe nur ſparſam und kurze Zeit in unſern Gärten blühet, ſo könnte eine Nachbildung derſelben von unſern Pariſer oder vaterländiſchen Blumenſchöpferinnen dem Bedürfnis der Liebhaber zu allen Jahreszeiten zuſtatten kommen, und ein inländiſcher Handel mit dieſer Fabrikware dürfte leicht beſſern Gewinn geben als die mißlichen Handlungsſpekulationen nach Nordamerika. Ein Liebesritter in Europa hat ja ohnehin nicht zu befahren, daß das Geſchenk einer ſolchen redenden Blume ihm zu einem Kapitalverbrechen dürfte angerechnet werden und daß er mit Leib und Leben dafür büßen müßte, wie das im Orient gar leicht der Fall iſt. Wenn Fräulein Melechſala nicht ſo eine gute, ſanfte Seele geweſen wäre, oder wenn die allmächtige Liebe nicht den Stolz der Tochter des Soldans gebändiget hätte: ſo würde der Graf ſeine Blumengalanterie, ſo unſchuldig ſie auch ſeinerſeits war, ohne Gnade mit dem Kopf haben bezahlen müſſen. Allein die Prinzeſſin war im Grunde ſo wenig unwillig über den Empfang der bedeutſamen Blume, daß vielmehr der vermeinte Liebesantrag die Saite ihres Herzens berührte, welche ſchon lange vibrierte, einen harmoniſchen Anklang zu geben. Ihre jungfräuliche Sittſamkeit aber wurde auf eine harte Probe geſtellt, da ihr Günſtling, ſo wie ſie interpretierte, ſie um Liebesgenuß anzuflehen ſich erkühnte. Das war die Urſache, warum ſie ihr Angeſicht bei dem dargebrachten Minneopfer abwendete. Eine

Purpurröte, die der Schleier den Grafen nicht bemerken ließ, überzog ihre zarten Wangen, die Liljenbruſt hob ſich höher und das Herz klopfte ſtärker in der Bruſt. Scham und Zärtlichkeit kämpften darinnen einen ſchweren Kampf, und die Verwirrung des Fräuleins war ſo groß, daß es ihr unmöglich war, den Mund zu öffnen. Eine Zeitlang war ſie zweifelhaft, was ſie mit der verfänglichen Muſchirumi machen ſollte; ſie verſchmähen, hieß den Liebenden aller Hoffnung berauben, und ſie annehmen, galt das Geſtändnis, ihn ſeines Wunſches zu gewähren. Das Zünglein in der Wage der Entſchloſſenheit wankte daher bald auf dieſe, bald auf jene Seite, bis das Übergewicht der Liebe entſchied: ſie nahm die Blume mit ſich, und das aſſekurierte wenigſtens vorläufig des Grafen Kopf. Aber im einſamen Gemach kams ohne Zweifel zu mancherlei wichtigen Konſultationen über die Folgen, die dieſer Entſchluß nach ſich ziehen konnte, und die Lage des Fräuleins war um deswillen deſto bedenklicher, weil ſie bei ihrer Unerfahrenheit in Herzensangelegenheiten ſich ſelbſt nicht zu raten wußte und es nicht wagen durfte, einer Vertrauten ſich zu entdecken, wenn ſie nicht das Leben ihres Geliebten und ihr eignes Schickſal der Willkür einer dritten Perſon überlaſſen wollte.

Eine Göttin im Bade iſt leichter von einem Sterblichen zu belauſchen, als eine orientaliſche Prinzeſſin in der Bettkammer des Serails von ihrem Geſchichtſchreiber, daher läßt ſich ſchwerlich beſtimmen, ob Fräulein Melechſala die in Empfang genommene Muſchirumi auf der Spiegelkonſole dahinwelken laſſen, oder ſie ins friſche Waſſer geſtellt habe, um ſie zur angenehmen Augenweide ſo lang als möglich zu konſervieren. Desgleichen iſt auch nicht leicht auszumachen, ob ſie von lieblichen Träumen umtanzt oder von den böſen Sorgen der Liebe gequält die Nacht ſchlummernd oder ſchlaflos zugebracht habe. Doch iſt das letztere um deswillen glaubhaft,

weil am frühen Morgen groß Jammern und Wehklagen innerhalb der vier Wände des Palaſtes entſtund, als die Prinzeſſin mit abgebleichten Wangen und mattem Blick in den Augen zum Vorſchein kam, alſo, daß ihr Frauenzimmer wähnte, ihr wandele eine ſchwere Krankheit an. Der Hofarzt wurde herbeigerufen, eben der bärtige Jud, welcher dem Grafen das Fieber durchs Schweißbad abgeſchwemmet hatte, um den Puls der erlauchten Kranken zu prüfen. Sie lag

nach Landesſitte auf einem Sofa, vor welches ein großer Blendſchirm geſetzt wurde, mit einer kleinen Öffnung verſehen, durch welche die Prinzeſſin den niedlich gerundeten Arm hervorſtreckte, der aber, um ihn nicht dem profanen Anblick eines männlichen Auges preiszugeben, mit zartem Muſſelin doppelt und dreifach umwunden war. „Soll mir Gott!“ flüſterte der Arzt der Oberkämmerin ins Ohr, „mit Ihr Hoheit ſtehts ſchlecht: der Puls zappelt wie ein Mäuſeſchwanz,“ und ſchüttelte aus praktiſcher Politik, wie ſchlaue Ärzte pflegen, dabei gar bedenklich den Kopf, verordnete

reichlich Kalaf und andere Herzstärkungen und weissagte mit Achselzucken ein abzehrendes Fieber.

Gleichwohl schienen alle diese Symptomen, welche der sorgsame Arzt für Herolde ansahe, die eine bösartige Seuche verkündeten, nichts mehr als die Folgen einer gestörten Nachtruhe zu sein: denn da die Kranke in der Mittagsstunde ihre Siesta gehalten hatte, befand sie sich zur Verwunderung des Israeliten gegen Abend schon außer Gefahr, hatte keine Arzenei mehr nötig und mußte nach der Vorschrift dieses Askulaps nur noch einige Tage der Ruhe pflegen. Diese Zeit wendete sie dazu an, ihre Intrike reiflich zu überlegen, und Projekte auszuklügeln, die Gerechtsame der akzeptierten Muschirumi zu realisieren. Sie war geschäftig zu erfinden, zu prüfen, zu wählen, und zu verwerfen. In einer Stunde ebnete die Phantasie die unübersteiglichsten Berge, in der andern sahe sie nichts als Klüfte und Abgründe, vor welchen sie zurückschauderte, und über die die kühnste Einbildungskraft keinen Steg zu bauen wagte. Demnoch gründete sie auf alle diese Steine des Anstoßes den festen Entschluß, es koste auch was es wolle, den Gefühlen ihres Herzens zu gehorchen. Ein Heroismus, der Mutter Evens Töchtern nicht ungewöhnlich ist; den sie inzwischen oft mit dem Glück und der Zufriedenheit des Lebens bezahlen.

Die verriegelte Pforte des Serails tat sich endlich auf und die schöne Melechsala ging, wie die lichte Sonne durchs Morgentor, durch sie wieder in den Garten. Der Graf bemerkte ihre Ankunft hinter einer Epheulaube; da fings an in seinem Herzen zu arbeiten wie in einer Mühle, es pochte und hämmerte, als wär er Berg an Berg ab gelaufen. Wars Freude, wars Zagheit oder bange Erwartung, was dieser Gartenbesuch ihm ankündigen würde, — Verzeihung oder Ungnade: wer vermag das menschliche Herz so genau zu entfalten, daß er von jedem Ruck und Zuck dieser reizbaren

Muskel Grund und Ursache sollte anzugeben wissen? Gnug, Graf Ernst fühlte Herzklopfen, so bald er die Gartengrazie von weitem erblickte, ohne daß er sich selbst über das woher? und warum? Rechenschaft zu geben vermochte. Sie beurlaubte ihr Gefolge gar bald, und aus allen Umständen war deutlich abzumerken, daß die poetische Blumenlese diesmal nicht ihr Geschäfte sei. Sie machte die Wallfahrt nach den Lauben, und weil er eben nicht geflissentlich Versteckens spielen wollte, mußte sie ihn wohl finden. Da sie noch einige Schritte entfernt war, fiel er mit stummer Beredsamkeit vor ihr auf die Knie, unterstund sich nicht die Augen gegen sie aufzuheben, und sahe so trübselig aus wie ein Delinquent, dem der Richter sein Urteil zu publizieren eben im Begriff ist. Das Fräulein aber redete ihn mit sanfter Stimme und freundlicher Gebärde an: „Bostangi, stehe auf, und folge mir in diese Laube." Bostangi gehorchte schweigend, und nachdem sie Platz genommen hatte, redete sie also: „Der Wille des Propheten geschehe! Ich habe ihn drei Tage und drei Nächte lang angerufen, mir durch ein Anzeichen kund zu machen, wenn mein Wandel zwischen Torheit und Irrtum schwankt. Er schweigt und billiget den Entschluß der Ringeltaube, den sklavischen Hänfling der Kette, woran er kümmerlich Wasser zieht, zu entledigen und mit ihm zu nisten. Die Tochter des Soldans hat die Muschirumi aus deiner Sklavenhand nicht verschmähet: mein Loos ist entschieden! Säume nicht den Iman aufzusuchen, daß er dich in die Moschee einführe, und dir das Siegel der Glaubigen erteile. Dann wird mein Vater, auf meine Vorbitte, dich wachsen lassen wie den Nilstrom, wenn er sein enges Ufer übersteigt und sich in das Tal ergießet. Wenn du nun als Bey eine Provinz regierest, magst du deine Augen kühnlich zum Throne aufheben: der Soldan wird den Eidam nicht verwerfen, welchen der große Prophet seiner Tochter versehen hat."

Wie von dem Zauberſpruch einer mächtigen Fay wurde der Graf durch dieſe Rede einer ſteinernen Bildſäule abermals verähnlichet, er ſtaunte die Prinzeſſin an, ohne Leben und Bewegung. Seine Wangen entfärbten ſich, und ſeine Zunge war gebunden. Im Ganzen begriff er zwar den Sinn der Rede; aber wie er zu der unerwarteten Ehre gelangen ſollte, der Eidam des Soldans von Egypten zu werden, das war ihm unbegreiflich. In dieſer Situation machte er für einen erhörten Liebhaber nun eben nicht die impoſanteſte Figur; jedoch die aufwachende Liebe vergüldet alles wie die aufgehende Sonne. Das Fräulein nahm dieſes hinbrütende Staunen für Übermaß ſeines Entzückens an, und maß die ſichtbare Verwirrung ſeines Geiſtes dem überraſchenden Gefühl ſeines Minneglückes bei. Indeſſen regte ſich in ihrem Herzen eine gewiſſe Empfindung jungfräulicher Bedenklichkeit, daß ſie mit dem Ultimatum ihrer Gegenerklärung zu raſch möchte zu Werke gegangen ſein, und die Erwartung ihres Geliebten übereilet haben, darum nahm ſie das Wort wieder und ſprach: „Du ſchweigſt, Boſtangi? Laß dich nicht befremden, daß der Wohlgeruch deiner Muſchirumi den Geruch meiner Geſinnung auf dich zurück düftet: die Decke der Verſtellung hat nie mein Herz verhüllt. Sollt ich durch ſchwankende Hoffnung dir den ſteilen Pfad erſchweren, den dein Fuß vorher erſteigen muß, ehe ſich die Brautkammer dir öffnet?“

Der Graf hatte während dieſer Rede Zeit gehabt, wieder zur Beſonnenheit zu gelangen, er ermannte ſich wie ein Kriegsmann aus dem Schlafe, wenn im Lager Lärm geblaſen wird. „Glanzvolle Blume des Orients,“ ſprach er, „wie darf ein Stäudlein, das unter den Dornen wächſt, ſich ermächtigen, unter deinem Schatten zu blühen? Würde es nicht die wachſame Hand des Gärtners, als ein mißſtändiges Unkraut, ausjäten und es hinwerfen, daß es im Wege zertreten würde, oder von der Sonnenglut verſchmachtete? Wenn ein

wehendes Lüftlein den Staub erhebt, daß er dein königliches Diadem befleckt, ſind nicht alsbald hundert Hände bereit, es davon zu ſäubern? Wie ſollte ein Sklav auf die Biſangfrucht lüſtern ſein, die in den Gärten des Soldans für den Gaumen eines Fürſten reift? Auf dein Geheiß ſucht ich eine angenehme Blume für dich und fand die Muſchirumi, deren Name mir ſo unbekannt war, als es ihre geheimnisvolle Bedeutung noch iſt. Wähne nicht, daß ich damit etwas anders beabſichtet habe, als dir zu gehorchen."

Dieſe Querantwort verrückte den ſchönen Plan des Fräuleins merklich. Es war ihr unerwartet zu vernehmen, daß es einem Europäer möglich ſei, mit der Muſchirumi nicht gerade den Gedanken zu verbinden, inſofern ſie einem Frauenzimmer dargeboten wird, welchen die zwei übrigen Teile der alten Welt damit zu vereinbaren pflegen. Das Mißverſtändnis lag klar am Tage; jedoch die Liebe, die einmal im Herzen Wurzel gefaßt hatte, wendete und drehete es ſo geſchickt, wie eine Nähterin ein Stück Arbeit, wobei ſie es im Zuſchnitte verſehen hat, daß endlich doch noch alles ſo ziemlich zuſammentreffen muß. Die Prinzeſſin verbarg ihre Verlegenheit durch das Spiel ihrer ſchönen Hände mit dem Saum des Schleiers, und nachdem ſie einige Augenblicke geſchwiegen hatte, ſprach ſie mit zärtlicher Anmut: „Deine Beſcheidenheit gleichet der Nachtviole, die nicht nach dem Schimmer des Sonnenlichts geizet, um hohe Farben zu ſpiegeln, und dennoch ihres aromatiſchen Geruchs wegen geliebt wird. Ein günſtiges Ungefähr iſt alſo der Dolmetſcher deines Herzens worden, und hat die Empfindungen des meinigen hervorgelockt: ſie ſind dir unverborgen. Folge der Lehre des Propheten, und du biſt auf dem Wege, deinen Wunſch zu erreichen."

Der Graf fing an, den Zuſammenhang der Sache immer deutlicher einzuſehen, die Dunkelheiten verſchwanden allge-

mach aus ſeiner Seele, wie die nächtlichen Dämmerungen beim Anbruch der Morgenröte. Jetzt trat der Verſucher, den er im Verlies des Gitterturms, unter der Maske eines gehörnten Satyrs oder eines ſchwarzen Erdgnomens erwartet hatte, in der Geſtalt des geflügelten Amors zu ihm, und brauchte alle verführeriſchen Künſte, ihn zu überreden, den Glauben zu verläugnen, ſeiner zarten Gemahlin treubrüchig zu werden und die Pfänder keuſcher Liebe zu vergeſſen. Es ſteht in deiner Gewalt, ſprach er, die ehernen Sklavenfeſſeln mit den holden Banden der Liebe zu vertauſchen. Die erſte Schönheit eines Weltteils lächelt dir entgegen, und mit ihr der Genuß jedes Erdenglücks! Eine Flamme, rein wie das Feuer der Veſta, lodert für dich in ihrem Buſen, das ſie verzehren würde, wofern Torheit und Eigenſinn deine Seele umnebelten, ihre Gunſt zu verſchmähen. Verbirg deinen Glauben eine kleine Zeit unter dem Turban, Vater Gregor hat Waſſers genug in ſeiner Ablaßziſterne, dich von dieſer Sünde rein zu waſchen. Vielleicht erwirbſt du das Verdienſt, des Fräuleins reine Engelſeele zu gewinnen und ſie dem Himmel zuzuführen, für den ſie beſtimmt iſt. Dieſer trüglichen Oration hätte der Graf noch lange mit Wohlgefallen zugehöret, wenn ihn ſein guter Engel nicht beim Ohr gezupft und gewarnet hätte, der Stimme der Verführung nicht weiter Gehör zu geben. Darum glaubte er, mit Fleiſch und Blut nicht länger ſich beſprechen zu dürfen, ſondern über ſich raſch den Sieg gewinnen zu müſſen. Das Wort erſtarb ihm einigemal im Munde, doch faßte er endlich Mut und gegenredete alſo: „Der Wunſch des verirrten Wanderers in der Lybiſchen Wüſte, aus den Quellen des Nils ſeine trockne Zunge zu laben, mehrt nur die Qualen der durſtigen Leber, wenn er dennoch verſchmachten muß. Darum, o du Holdſeligſte deines Geſchlechts, wähne nicht, daß ein ſolcher Wunſch in meiner Seele erwacht ſei, der als ein nagender Wurm an meinem

Herzen zehren würde, ohne daß ich ihn mit Hoffnung füttern kann. Vernimm, daß ich in meiner Heimat durch das unauflösliche Band der Ehe mit einem tugendsamen Weibe bereits verbunden bin und drei zarte Kindlein den süßen Vaternamen lallen. Wie könnte ein Herz, von Kummer und Sehnsucht zerrissen, der Perl der Schönheit nachstreben, um ihr geteilte Liebe anzubieten?" Diese Erklärung war deutlich, der Graf vermeinte auch, recht rittermäßig und gleichsam mit einem Streiche den Minnekampf entschieden zu haben. Er vermutete, die Prinzessin würde nun ihre Übereilung einsehen und ihren Plan aufgeben; allein hierinne irrete er sich gar sehr. Das Fräulein konnte sich nicht bereden, daß der Graf als ein junger blühender Mann keine Augen für sie haben sollte, sie wußte, daß sie liebenswürdig war, und das freimütige Bekenntnis von der Lage seines Herzens machte gerade auf sie gar keinen Eindruck. Sie dachte nach der Sitte ihres Vaterlandes nicht daran, den alleinigen Besitz sich davon zuzueignen und betrachtete die Zärtlichkeit der Männer als ein teilbares Gut: denn in den sinnreichen Spielen des Serails hatte sie oft gehört, daß die männliche Zärtlichkeit mit einem Faden Seide war verglichen worden, der sich trennen und teilen läßt, so daß jeder Teil dennoch für sich ein Ganzes bleibt. In der Tat, ein sinnreicher Vergleich, worauf der abendländische Witz unsrer Damen noch nie verfallen ist! Der Harem ihres Vaters hatte ihr von Jugend auf auch zahlreiche Beispiele von der Geselligkeit der Liebe dargestellt: die Favoritinnen des Soldans lebten daselbst in traulicher Eintracht beisammen.

„Du nennst mich die Blume der Welt," erwiderte das Fräulein, „aber siehe, in diesem Garten blühen neben mir noch viele Blumen, die Aug und Herz durch Mannigfaltigkeit ihrer Schönheit und Anmut ergötzen, und ich wehre dir nicht, diesen Blumengenuß mit mir zu teilen. Sollt ich von

dir fordern, in deinen eignen Garten nur eine einzige Blume zu pflanzen, an deren beſtändigem Anblick dein Auge ermüden würde? Dein Weib ſoll Teilhaberin ſein des Glückes, das ich dir bereite, du ſollſt ſie in deinen Harem einführen. Sie wird mir willkommen, ſie wird mir die liebſte Geſpielin ſein um deinetwillen, und um deinetwillen wird ſie mich wiederlieben. Auch ihre Kindlein ſollen die meinigen ſein, ich will ihnen Schatten geben, daß ſie luſtig blühen und in fremdem Erdreich wurzeln ſollen.“ Mit der Toleranz der Liebe iſt es in unſerm aufgeklärten Jahrhundert noch lange nicht ſo weit gediehen als mit der Toleranz der Kirche, ſonſt könnte dieſe Erklärung der Prinzeſſin unſeren Leſerinnen unmöglich ſo befremdend auffallen, als ſie aller Wahrſcheinlichkeit nach tun wird; allein Fräulein Melechſala war eine Morgenländerin, und unter dieſem mildern Himmel hat Megäre Eiferſucht über die ſchöne Hälfte der Menſchheit weit weniger Gewalt als über die ſtärkere, welche ſie dagegen auch mit eiſernem Zepter regieret.

Graf Ernſt war von der gutmütigen Denkungsart der Prinzeſſin gerührt, und wer weiß, wozu er ſich möchte entſchloſſen haben, wenn er ſeiner trauten Ottilia daheim gleiche Geſinnung hätte zutrauen können und überdies der Stein des Anſtoßes ihm nicht im Wege gelegen hätte, ſeines Glaubens ſich abzutun. Er verſchwieg der Huldgöttin, die ſo unbefangen um ſein Herz warb, dieſen Gewiſſensſkrupel keineswegs, und ſo leicht es ihr geweſen war, alle übrigen Schwürigkeiten auf die Seite zu räumen, ſo wenig konnte ſie dieſer beikommen. Die trauliche Seſſion wurde aufgehoben, ohne daß in Anſehung des ſtrittigen Punktes etwas entſchieden wurde. Da die Parteien ſich trennten, ſtunden die Traktaten ſo wie bei einer Grenzkonferenz zweier benachbarten Staaten, wo kein Teil ſeinen Gerechtſamen etwas vergeben will und der Austrag der Sache auf einen anderweiten Termin ver-

schoben wird, wo die Kommissarien wieder miteinander in Freuden leben und sichs wohl sein lassen.

Im geheimen Konklave des Grafen hatte der flinke Kurt bekanntlich Sitz und Stimme, sein Herr eröffnete ihm zur Abendzeit den ganzen Vorgang seiner Herzensangelegenheit, denn er war sehr beunruhiget, und es ist leicht möglich, daß ein Liebesfunke aus dem Herzen des Fräuleins in das seinige herübergesprühet war, der sich von der Asche seiner gesetzmäßigen Liebesglut nicht wollte ausdämpfen lassen. Eine siebenjährige Abwesenheit, die aufgegebene Hoffnung der Wiedervereinigung mit der Erstgeliebten, und die dargebotene Gelegenheit, das Herz nach Wunsch zu beschäftigen, sind drei kritische Umstände, wodurch eine so geistige Masse, als die Liebe ist, leicht in eine Gährung kommt, die ihre Substanz verändert. Der weise Knappe spitzte das Ohr bei Anhörung dieser interessanten Ereignisse, und gleichsam als ob die enge Pforte des Gehörnervens die Erzählung des Grafen nicht rasch genug in seine Hirnkammer einpassieren ließ, öffnete er zugleich die weite Torfahrt des Mundes, hörte und schmeckte zugleich die unerwartete Novelle mit großer Inbrunst. Nachdem er alles reiflich erwogen hatte, ging sein unvorgreifliches Gutachten dahin, die anscheinende Hoffnung der Erledigung in beide Hände zu fassen und den Plan der Prinzessin zu realisieren, nichts dazu und nichts davon zu tun, und übrigens den Himmel walten zu lassen. „Ihr seid," sprach er, „aus dem Buche der Lebendigen in Eurem Vaterlande ausgetan; aus dem Abgrunde der Sklaverei ist keine Erlösung, wofern Ihr Euch nicht an den Seilen der Liebe heraushaspelt. Eure Gemahlin, die holde Frau, kehret nie zu Euren Umarmungen zurück. Wenn sie in sieben Jahren der Gram über Euren Verlust nicht überwältiget und aufgerieben hat, so hat die Zeit ihren Gram überwältiget; sie hat Eurer vergessen und erwarmet in dem Bette eines andern.

Aber den Glauben zu verleugnen, das ist traun eine harte Nuß, die Ihr wohl nicht aufknacken möget. Doch auch dafür ist wohl Rat. Unter keinem Volk der Erde ists Brauch, daß das Weib den Mann belehre, welchen Weg zum Himmel er nehmen soll, sondern sie folgt seinem Gange, und läßt sich von ihm leiten und führen, wie die Wolke vom Winde, sieht weder zur Rechten noch zur Linken, auch nicht hinter sich wie Lots Weib, die zur Salzsäule ward: denn wo der Mann hinkommt, da ist ihres Bleibens. Ich hab auch daheim ein Weib; aber wahrlich, Herr, läg ich in der Vorhölle, so würde sie sich nicht entbrechen, mir nachzufahren, um mit ihrem Sonnenwedel meiner armen Seele frische Luft zuzufächeln. Darum beharret fest darauf, daß das Fräulein ihrem Lügenpropheten entsage. Wofern sie Euch mit reiner Liebe beigetan ist, wird sie sicherlich ihr Paradies gegen den Christenhimmel gern vertauschen."

Der flinke Kurt perorierte noch lange, um seinen Herrn zu überreden, die königliche Liebschaft nicht auszuschlagen und aller andern Verbindungen zu vergessen, um seine Fesseln zu zerbrechen. Aber er bedachte nicht, daß er durch das Zutrauen in die Treue seines eignen Weibes den Grafen an die Treue seiner liebevollen Gemahlin erinnert hatte, deren er sich gänzlich zu entschlagen versucht wurde. Sein Herz war eingepreßt als in einer Kelter, er wälzte sich auf seinem Nachtlager rastlos hin und her, und seine Gedanken und Entschlüsse durchkreuzten sich gar sonderbar; dadurch wurde er so abgemattet, daß er gegen den Morgen in einen dumpfen Schlummer fiel. Da träumte ihm, der schönste Schneidzahn aus seinem elfenbeinern Gebiß sei ihm ausgefallen, worüber er groß Herzleid und schweren Kummer empfand; doch als er die Zahnlücke im Spiegel besahe, um zu urteilen, ob sie ihn auch sehr entstelle, war ein neuer Zahn hervorgewachsen, schön und blank wie die übrigen, so daß der Verlust nicht zu

merken war. Sobald er erwachte, trug er Verlangen, die Deutung des Traumes zu erfahren. Der flinke Kurt ermangelte daher nicht, eine wahrsagende Zigeunerin aufzutreiben, die gegen die Gebühr gut Glück aus der Hand und Stirn prophezeihte, auch die Gabe besaß, Träume auszulegen. Der Graf referierte ihr den seinigen der Länge nach, und nachdem die gerunzelte, schwarzbraune Pythia lange darüber simuliert hatte, tat sie ihren wulstigen Mund auf und sprach: „Was dir das Liebste war, hat dir der Tod geraubt; doch den Verlust ersetzt bald das Geschick dir wieder."

Nun lags klar am Tage, daß die Vermutungen des weisen Knappen keine Hirngespinste waren, sondern daß die gute Gräfin Ottilia vor Gram und Harm über den Verlust ihres geliebten Gemahls zu Grabe gegangen sei. Der gebeugte Witwer, der so wenig an diesem Trauerfall zweifelte, als wenn er, durch eine schwarzgeränderte Notifikation, Brief und Siegel darüber empfangen hätte, fühlte alles, was ein Mann, der sein gesundes Gebiß zu schätzen weiß, empfindet, wenn er einen Zahn verliert, welchen die wohltätige Natur durch einen andern zu ersetzen in Begriff ist, und tröstete sich über den erlittenen Verlust mit dem bekannten, trostreichen Witwerspruch: es ist Gottes Schickung, ich muß mich drein ergeben. Da er sich nun für frei und ungebunden hielt, spannte er alle Segel auf, ließ Wimpel und Flagge lustig wehen, um auf den Hafen seines Minneglücks loszusteuern. Bei der nächsten Entrevue fand er die Prinzessin reizender als jemals, seine Blicke schmachteten ihr entgegen; ihr schlanker Wuchs entzückte sein Auge, und ihr leichter, sanfter Gang glich dem Gange einer Göttin, ob sie gleich nach menschlicher Weise einen Fuß vor den andern förder setzte und nicht nach dem Kostüm der Göttinnen mit unbewegten Schenkeln über den buntfarbigen Sandweg daher schwebte. „Bostangi," sprach sie mit melodischer Stimme, „hast du den Iman ge-

sprochen?" Der Graf schwieg einen Augenblick, schlug die lichtvollen Augen nieder, legte bescheiden die Hand auf die Brust und ließ sich auf ein Knie vor ihr nieder. In dieser demutsvollen Stellung antwortete er entschlossen: „Erhabne Tochter des Soldans, mein Leben hängt an deinem Wink; aber nicht mein Glaube. Mit Freuden bin ich bereit, jenes für dich aufzuopfern, nur laß mir diesen, der mit meiner Seele so verwebt ist, daß sie sich leichter vom Leibe scheiden, als vom Glauben trennen läßt." Hieraus merkte die Prinzessin, daß sie mit ihren schönen Entwürfen auf dem Wege war zu scheitern, um deswillen nahm sie zu einem heroischen Mittel ihre Zuflucht, das unstreitig von unfehlbarerer Wirkung ist, als der berufene tierische Magnetismus, und versuchte damit ihren Plan aufrecht zu erhalten: sie entschleierte ihr Angesicht. Im vollen Glanz der Schönheit stund sie da, wie die Sonne am Firmamente, als sie aus dem Chaos hervorging, die dunkle Erde zu bestrahlen. Sanfte Röte überzog ihre Wangen, und hoher Purpur glühete auf den Lippen ihres Mundes; zwei schön gewölbte Bogen, auf welchen Amor scherzte, wie die buntfarbige Iris auf dem Regenbogen, beschatteten die seelevollen Augen, und zwei goldne Locken küßten sich auf ihrer Liljenbrust. Der Graf staunte und schwieg: sie aber nahm das Wort und sprach: „Siehe, Bostangi, ob diese Gestalt deinen Augen gefällt, und ob sie des Opfers wert sei, das ich von dir fordere." — „Sie ist die Gestalt eines Engels," antwortete der Graf mit dem Ausdruck des höchsten Entzückens, „wert, von einem Heiligenschein umflossen in den Vorhöfen des Christenhimmels zu glänzen, gegen welchen die Annehmlichkeiten des Paradieses des Propheten nur leere Schatten sind."

Diese Worte, mit Wärme und anschaulicher Überzeugung ausgesprochen, fanden in dem offnen Herzen des Fräuleins freien Eingang, besonders bedünkte ihr der Heiligenschein

ein Aparatus zu ſein, der ihr nicht übel zu Geſichte ſtehen müßte. Ihre rege Phantaſie blieb auf dieſe Idee geheftet, über welche ſie Erläuterung begehrte, und der Graf ergriff die dargebotene Gelegenheit mit beiden Händen, ihr den Chriſtenhimmel ſo reizend zu ſchildern, als in ſeinem Vermögen war; er wählte die anmutigſten Bilder dazu, die ihm die Einbildungskraft darbot, und ſprach mit ſolcher Zuverſicht, als wenn er gerade aus dem Schoß der Seligkeit herabgekommen wäre, eine Miſſion an ſie auszurichten. Weil es nun dem Propheten beliebt hat, das ſchöne Geſchlecht in jener Welt mit überaus kärglicher Erwartung auszuſteuern, ſo verfehlte der apoſtoliſche Redner ſeine Abſicht deſto weniger, ob ſich gleich nicht behaupten läßt, daß er zum Apoſtelamt eben vorzüglich qualifiziert geweſen wäre. Es ſei nun, daß der Himmel ſelbſt dieſes Bekehrungsgeſchäfte begünſtigte; oder daß der exotiſche Geſchmack der Prinzeſſin ſich bis auf die religiöſen Begriffe der Ausländer ausdehnte; oder daß das Perſonale des Heidenbekehrers mit in Anſchlag kam, gnug, ſie war ganz Ohr, und würde, wenn der herandämmernde Abend die Lektion nicht unterbrochen hätte, ihrem Dozenten noch ſtundenlang mit Vergnügen zugehöret haben. Vor diesmal ließ ſie raſch den Schleier fallen und begab ſich ins Serail.

Es iſt eine bekannte Sache, daß Fürſtenkinder überaus gelehrig ſind und in allen wiſſenswerten Dingen rieſenmäßige Fortſchritte machen, wie unſere Tagebücher das oft laut urkunden, wenn die übrige Weltbürgerſchaft ſich nur mit Zwergſchritten begnügen muß. Es war daher kein Wunder, daß die Tochter des Soldans von Egypten nach kurzem Zeitverlauf den damaligen Lehrbegriff der abendländiſchen Kirche ſo gut inne hatte, als der Lehrer ihr ſolchen mitteilen konnte, einige kleine Ketzereien auf und ab ungerechnet, die ohne Vorſatz ſeine Unkunde in Glaubensſachen mit einlaufen ließ. Dieſe

Erkenntnis blieb nicht toter Buchſtabe bei ihr, ſondern erweckte das eifrige Verlangen, zu proſelytieren. Alſo wurde der Plan der Prinzeſſin nun inſoweit abgeändert, daß ſie nicht mehr darauf beſtund, den Grafen zu bekehren, ſondern ſich von ihm bekehren zu laſſen; doch alles das nicht ſo wohl in Hinſicht einer Glaubenseinigung als in Beziehung des beabſichteten Liebesvereins. Es kam jetzt alles auf die Frage an, wie dieſes Vorhaben ins Werk zu richten ſei. Sie zog den Grafen und dieſer den flinken Kurt in den nächtlichen Konſultationen über dieſe wichtige Angelegenheit zu Rate, und der letztere votierte dahin, das Eiſen zu ſchmieden, dieweil es heiß ſei; der ſchönen Proſelytin des Grafen Stand und Herkunft zu eröffnen, ihr den Vorſchlag zu tun, mit ihm zu entfliehen; behend über Meer ans europäiſche Geſtade zu ſchwimmen, und im Thüringerland mit einander als chriſtliche Eheleute zu leben.

Der Graf klopfte dieſem wohlausgedachten Plane ſeines weiſen Knappen lauten Beifall zu, es war, als hätt er ihn ſeinem Herrn aus den Augen geleſen. Ob die Ausführung mit Schwürigkeiten würde verknüpft ſein oder nicht, das wurde beim erſten Feuer des romantiſchen Entwurfs nicht in Erwägung gezogen: die Liebe trägt alle Berge eben, ſpringt über Mauern und Gräben, hüpft über Abgrund und Schlüfter, und ſetzt über einen Schlagbaum mit eben der Leichtigkeit, als über einen Strohhalm. In der nächſten Lehrſtunde eröffnete der Graf der geliebten Katechumena den gefaßten Anſchlag: „Du Abglanz der heiligen Jungfrau," redete er ſie an, „vom Himmel erkoren aus einem verworfenen Volk, über Irrwahn und Vorurteil zu ſiegen, und Teil und Erbe zu empfahen im Wohnplatz der Wonne, haſt du den Mut, deinem Vaterlande zu entſagen: ſo bereite dich zur ſchnellen Flucht. Ich will dich gen Rom geleiten, wo der Himmelspförtner, Sankt Peters Statthalter hauſet, dem die Schlüſſel

zur Himmelstür anvertrauet ſind, daß er dich aufnehme in den Schoß der Kirche und das Bündnis unſrer Liebe ſegne. Fürchte nicht, daß deines Vaters mächtiger Arm uns erreichen werde; jede Wolke über unſerm Haupte wird ein Schiff ſein mit einer Beſatzung von Engelheerſcharen, mit diamantnen Schildern und feurigen Schwertern bewaffnet, die, ſterblichen Augen zwar unſichtbar, aber mit Kraft und Stärke gerüſtet, zu deiner Hut und Wacht verordnet ſind. Auch will ich dir nicht verhalten, daß ich durch Glück und Geburt das bin, wozu mich die höchſte Gunſt des Sultans erheben könnte: ich bin ein Graf, das iſt ein geborner Bey, der über Land und Leute regieret. Die Grenzen meiner Herrſchaft umſchließen Städte und Flecken, auch Paläſte und feſte Bergſchlöſſer. Mir gehorchen Ritter und Knappen, auch Roß und Wagen ſind zu meinem Dienſt bereit. Du ſollſt in meinem Vaterlande von keinen Mauern eines Serails umſchloſſen, frei herrſchen und regieren als eine Königin."

Dieſe Rede des Grafen dünkte der Prinzeſſin eine Botſchaft vom Himmel zu ſein, ſie ſetzte kein Mißtrauen in die Zuverläſſigkeit ſeiner Worte, und es ſchien ihr zu ſchmeicheln, daß die ſchöne Ringeltaube nicht in einem Hänflingsneſt, ſondern bei einem Gefieder von der Sippſchaft der Adler niſten würde. Ihre warme Phantaſie war mit ſo ſüßen Erwartungen angefüllt, daß ſie ſich mit der Bereitwilligkeit der Kinder Israel zum Ausgang aus Egypten bequemte, gleichſam, als ob ein neues Kanaan in einem andern Weltteile jenſeits des Meeres ihrer wartete. Sie würde im Vertrauen auf den Schutz der ihr verheißenen unſichtbaren Leibwache alsbald ihrem Geleitsmanne außerhalb den Ringmauern des Palaſtes gefolget ſein, wenn dieſer ſie nicht belehret hätte, daß noch mancherlei Zubereitungen erforderlich wären, ehe das große Vorhaben mit Hoffnung eines glücklichen Erfolges könnte ausgeführet werden.

Unter allen Kapereien zu Waſſer und zu Lande iſt keine mißlicher und mit mehreren Schwürigkeiten verbunden, als dem Großherrn ſeine Favoritin aus den Armen wegzuſtehlen; einen ſolchen Meiſterſtreich kann nur die wilde, jährende Einbildungskraft eines W=z=ls träumen, und er kann auch nur einem Kakerlak gelingen. Das Beginnen des Graf Ernſts von Gleichen, des Soldans von Egypten Tochter zu ent=

führen, hatte indeſſen nicht weniger Schwürigkeiten, und weil doch beide Helden gewiſſermaßen in Konkurrenz kommen: ſo ſcheint das Wageſtück des letzteren ungleich dreuſter, weil alles dabei einen natürlichen Gang nahm, und ſich keine dienſtfertige Fay ins Spiel miſchte; gleichwohl lief der Erfolg des ähnlichen Unterfangens bei dem einen ſowie bei dem andern nach Wunſch ab. Die Prinzeſſin füllte ihr Schmuckkäſtlein reichlich mit Juwelen an, vertauſchte ihr königliches

Gewand mit einem Kaftan und ſchlüpfte eines Abends unter der Geleitſchaft ihres Geliebten, ſeines getreuen Knappen und des dämiſchen Waſſerträgers unbemerkt aus dem Palaſte zum Garten hinaus, um die weite Reiſe ins ferne Abendland anzutreten. Des Fräuleins Abweſenheit konnte nicht lange verborgen bleiben, ihr Frauenzimmer ſuchte ſie, nach dem Sprüchwort, wie eine Stecknadel, und da man ſie nicht fand, war die Beſtürzung im Serail allgemein. Es war ſchon dies und das über die geheimen Audienzen des Boſtangi gemunkelt worden, man reihete Vermutung und Tatſache aneinander, und daraus entſtund freilich keine Perlenſchnur, ſondern die ſchauderhafte Entdeckung des eigentlichen Vorganges der Sache. Der Divan der Damen konnte nicht umhin, höhern Orts davon Bericht zu erſtatten. Der Vater Soldan, dem die tugendſame Melechſala, alles wohl erwogen, das Herzleid hätte erſparen können, landflüchtig zu werden, um die Emplette eines Heiligenſcheins zu machen, gebärdete ſich bei dieſem Präadvis wie ein ergrimmter Löwe, der fürchterlich die braune Mähne ſchüttelt, wenn er durch das Getöſe der Jagd und das Gebell der Hunde aus ſeinem Lager aufgeſchreckt wird. Er ſchwur beim Barte des Propheten dem ganzen Serail den Untergang, wenn bei Sonnenaufgang die Prinzeſſin nicht wieder in der väterlichen Gewalt wäre. Die Mammeluckiſche Leibwache mußte aufſitzen, um auf den Landſtraßen von Kairo nach allen vier Himmelsgegenden der Fliehenden nachzueilen, und tauſend Ruder peitſchten den breiten Rücken des Nils, um ſie einzuholen, im Fall ſie den Weg zu Waſſer genommen hätte.

Bei ſolchen Anſtalten wars unmöglich, dem weitreichenden Arm des Soldans zu entrinnen, wenn der Graf nicht das Geheimnis beſaß, ſich nebſt ſeiner Reiſegeſellſchaft verunſichtbaren; oder die Wundergabe, ganz Egypten mit Blindheit zu ſchlagen. Allein von dieſen Talenten war ihm keines ver-

liehen. Nur der flinke Kurt hatte einige Maßregeln genommen, die in Ansehung des Effekts die Stelle der Wunder allenfalls vertreten konnten. Er verunsichtbarte die flüchtige Karawane durch die Finsternis eines dunkeln Kellers in dem Hause des großen Schweißtreibers Abullam. Dieser jüdische Hermes begnügte sich nicht daran, die Heilkunde in gutem Fortgange zu treiben, sondern er wucherte auch mit der Gabe, die er aus der Erbschaft seiner Väter empfangen hatte, und ehrte den Merkur in der Qualität eines Schutzpatrons der Ärzte, der Kaufleute und Diebe. Er trieb einen großen Spezerei- und Kräuterhandel mit den Venedigern, der ihm vielen Reichtum erworben hatte, und verschmähete kein Negoz, wobei etwas zu gewinnen war. Der treue Knappe hatte diesen ehrlichen Israeliten, der sich für Geld und Geldeswert zu jeder Tat bereit finden ließ, ohne ihre Moralität zu untersuchen, durch ein Kleinod aus dem Schmuckkästlein der Prinzessin gewonnen, die Spedition des Grafen, dessen Stand und Vorhaben ihm unverhohlen blieb, nebst dreien von seinen Dienern auf ein venedisches Schiff, das zu Alexandrien in Ladung gelegt hatte, zu übernehmen; doch blieb es ihm weislich verborgen, daß er die Tochter seines Herrn konterband machen, und heimlich aus dem Lande praktizieren sollte. Da er den zu versendenden Warentransport in Augenschein nahm, fiel ihm zwar die Gestalt des schönen Jünglings auf; doch dacht er nichts Arges dabei und hielt ihn für den Pagen des Ritters. Bald darauf verbreitete sich das Gerücht über die Stadt, die Prinzessin sei verschwunden: da gingen ihm die Augen auf, tötliches Schrecken bemächtigte sich seiner Sinnen, also daß ihm der graue Bart anfing zu beben, und er hätte wohl gewünscht, mit diesem gefährlichen Handel unbeworren zu sein. Jetzt wars zu spät, seine eigne Sicherheit erforderte nun alle Schlauheit aufzubieten, das halsbrechende Geschäfte glücklich zu beendigen. Zuvörderst legte er seiner

unterirdischen Hausgenossenschaft eine strenge Quarantäne auf, und nachdem die erste Nachforschung vorüber, die Hoffnung, die Prinzessin wieder ausfündig zu machen, ziemlich verschwunden, und der Eifer, sie aufzusuchen, erkaltet war, packte er die ganze Karawane säuberlich in vier Kräuterballen, lud sie auf ein Nilschiff und schickte sie nebst einem Frachtbrief unter Gottes Geleite sicher und wohlbehalten nach Alexandrien, wo sie, sobald der Venediger die hohe See gewonnen hatte, des engen Gewahrsams in den Kräutersäcken* samt und sonders entlediget wurden.

Ob in einem prächtigen Wolkenzuge die himmlische Trabantengarde mit feurigem Schwert und Schild gerüstet, dem wogenden Schiffe folgte, das läßt sich, wegen ihrer Unsichtbarkeit, zwar nicht augenscheinlich dokumentieren: gleichwohl sind gewisse Anzeichen vorhanden, welche die Sache glaubhaft machen. Alle vier Winde des Himmels schienen sich zu einer glücklichen Seereise vereiniget zu haben; die widrigen hielten den Atem zurück, und die günstigen bliesen so lustig in die Segel, daß das Schiff pfeilgeschwinde die sanftspielenden Wellen furchte. Als der freundliche Mond die wachsenden Silberhörner zum zweiten Male aus den Wolken hervorstreckte, lief der Venediger wohlgemut in dem Hafen seiner Vaterstadt ein.

Der wachsame Lauerer der Gräfin Ottilia befand sich noch immer daselbst, und ließ die fruchtlose Mühe vergebener Nachfrage sich nicht abschrecken, seine Diäten zu mehren und alle Passanten aus der Levante fleißig zu examinieren. Er befand sich gerade auf seinem Posten, da der Graf nebst der

* Die Erfindung, in einem Sacke zu reisen, wurde zu Zeiten der Kreuzzüge mehrmals benutzt. Dietrich der Bedrängte, Markgraf zu Meißen, kehrte unter eben diesem Inkognito aus Palästina in seine Erblande zurück, um den heimlichen Nachstellungen Kaiser Heinrich des sechsten, der eine Absicht auf die ergiebigen freibergischen Bergwerke hatte, zu entgehen.

ſchönen Melechſala ans Land ſtieg. Er hatte die Phyſiognomie ſeines Herrn in ſo gutem Andenken, daß er ſich vermaß, ihn unter tauſend unbekannten Geſichtern herauszufinden. Indeß machte ihn die fremde Tracht und der Finger der Zeit, der in ſieben Jahren an der Geſtalt manches ändert, einige Augenblicke zweifelhaft. Um ſeiner Sache gewiß zu werden, nahete er ſich dem Gefolge des fremden Ankömmlings, trat den getreuen Knappen an und frug:

„Kamerad, woher des Landes?“

Der flinke Kurt freuete ſich, einen Landsmann anzutreffen, der ihn in ſeiner Mutterſprache anredete, fand aber nicht für gut, einem Unbekannten Rede zu ſtehen, und antwortete kurz ab: „Aus der See.“

„Wer iſt der ſtattliche Junker, dem du folgſt?“

„Mein Herr.“

„Aus welcher Gegend kommt ihr?“

„Von Sonnenaufgang.“

„Wo gedenket ihr hin?“

„Nach Sonnenniedergang.“

„In welche Provinz?“

„In unſre Heimat.“

„Wo iſt die?“

„Hundert Meilwegs ins Land hinein.“

„Wie heißeſt du?“

„Spring ins Feld, grüßt mich die Welt. Ehrenwert heißt mein Schwert. Zeitvertreib namt ſich mein Weib. Spät es tagt, ruft ſich die Magd. Schlecht und recht, nennt ſich der Knecht. Sauſewind, tauft ich mein Kind. Knochenfaul, ſchelt ich den Gaul. Sporenklang, heißt ſein Gang. Höllenſchlund, lock ich den Hund. Wettermann, kräht mein Hahn. Hüpf im Stroh, heißt mein Floh. Nun kennſt du mich mit Weib und Kind, und all meinem Hausgeſind.“

„Du ſcheinſt mir ein loſer Geſell zu ſein.“

„Ich bin kein Geſell, denn ich treibe kein Handwerk.“

„Gib Beſcheid auf eine Frage.“

„Laß ſie hören.“

„Haſt du neue Mär von Graf Ernſten von Gleichen aus dem Orient?“

„Warum fragſt du?“

„Darum.“

„Kirum, Karum! warum: darum?“

„Dieweil ich ausgeſandt bin in alle Welt, von der Gräfin Ottilia, ſeiner Gemahlin, ihr zu verkundſchaften, ob ihr Herr noch am Leben und in welchem Winkel der Erde er zu finden ſei.“

Dieſe Antwort ſetzte den flinken Kurt in einige Verwirrung und ſtimmte ihn auf einen ganz andern Ton. „Harre, Landsmann,“ ſprach er, „vielleicht weiß der Junker Beſcheid von der Sache.“ Alsbald ging er zum Grafen, und raunte ihm die neue Zeitung ins Ohr, bei dem ſich eine ſehr komplizierte Empfindung darüber regte, woran Freude und Beſtürzung gleichen Anteil hatte. Er merkte, daß ihn ſein Traum oder die Deutung desſelben betrogen hatte, und daß ihm das Konzept, ſich mit der ſchönen Reiſegefährtin zu vermählen, leicht dürfte verrückt werden. Aus dem Stegreif wußte er nicht gleich, wie er ſich bei dieſem verwirrten Handel nehmen ſollte, doch überwog das Verlangen, zu erfahren, wie es daheim in ſeinem Hauſe ſtund, alle Bedenklichkeiten. Er winkte dem Emiſſarius, und erkannte in ihm ſeinen alten Hofdiener, der mit Freudentränen die Hand ſeines wiedergefundenen Herrn benetzte, und viel Worte machte, was die Gräfin für Jubel anheben würde, wenn ſie die frohe Botſchaft von der Rückkehr ihres geliebten Gemahls aus dem heiligen Lande vernähm. Der Graf ließ ſich von ihm in die Herberge geleiten, wo er die ſonderbare Lage ſeines Herzens in Erwägung

zog, und ernſthafte Betrachtungen darüber anſtellte, welche Wendung der angeſponnene Liebeshandel mit der ſchönen Sarazenin nehmen werde. Darauf wurde unverzüglich der lauerſame Kundſchafter an die Gräfin mit einer Depeſche abgefertiget, welche einen getreuen Bericht von den Schickſalen des Grafen in der Sklaverei, und ſeiner Erledigung durch die Unterſtützung der Tochter des Soldans von Egypten abſtattete; wie ſie dem Grafen zu Liebe Thron und Vaterland verlaſſen unter der Bedingung, daß er ſie heuraten ſollte, welches er ihr auch, durch einen Traum irregeführt, verheißen habe. Dadurch ſuchte er ſeine Gemahlin nicht nur auf eine zweite Teilhaberin am gräflichen Ehebett vorzubereiten, ſondern ſuchte auch unter Anführung vieler triftigen Gründe um ihre Einwilligung hierzu nach.

Frau Ottilia ſtand eben am Fenſter, mit ihrem Witwenſchleier angetan, als der Botſchafter zum letzten Male den atemloſen Gaul anſpornte, den ſteilen Burgweg heran zu traben. Ihr ſcharfes Auge erkannte ihn ſchon in der Ferne, und weil er auch kein Dreiſchrittſeher war, deren es zu Zeiten der Kreuzzüge überhaupt nur wenige gab, ſo erkannte er die Gräfin gleichfalls, hob die Brieftaſche hoch über ſein Haupt, ſchwenkte ſie wie eine Standarte zum Zeichen guter Botſchaft, und ſie verſtund dieſes Signal ſo gut, als wenn der Synthematograph von Hanau dabei im Spiel geweſen wär. „Haſt du ihn funden, den Mann meines Herzens?“ rief ſie dem Kommenden entgegen. „Wo weilt er, daß ich mich aufmache, ihm den Schweiß von der Stirn zu trocknen, und ihn raſten zu laſſen in meinen treuen Armen von der mühſeligen Reiſe?“ — „Glück zu, geſtrenge Frau,“ antwortete der Briefträger, „Euer Gemahl iſt wohlauf. Ich hab ihn funden in der Waſſerſtadt der Venediger, von wannen er mich mit dieſem Brief unter ſeiner Hand und Siegel hat hergeſandt, Euch ſeine Ankunft daſelbſt zu vermelden.“ Die Gräfin

konnte nicht eilig gnug den Brief des Siegels entledigen, und wie sie ihres Herrn Schriftzüge erblickte, war ihr das Odem des Lebens zum Leben. Dreimal drückte sie ihn an die klopfende Brust, und dreimal berührte sie ihn mit schmachtenden Lippen. Darauf strömte ein Platzregen von Freudentränen auf das entfaltete Pergament, wie sie zu lesen anhob; allein je weiter sie las, je sparsamer rannen ihre Zähren, und ehe die Lektüre noch beendiget war, versiegte die Tränenquelle ganz und gar.

Die Kontenta des Briefs konnten die gute Dame freilich nicht alle auf gleiche Weise interessieren; der von ihrem Eheherrn in Vorschlag gebrachte Partagetraktat seines Herzens hatte nicht das Glück, ihren Beifall zu erhalten. So sehr bei der heutigen Welt die Teilungssucht überhand genommen hat, daß geteilte Liebe und geteilte Provinzen das Abzeichen unsers Zeitalters worden sind: so wenig war jene im Geschmack der Vorwelt, wo jedes Herz seinen eignen Schlüssel hatte, und wo ein Kapital, der mehrere schloß, für einen schändlichen Diebsdietrich gehalten wurde. Die Intoleranz der Gräfin in Ansehung dieses Punktes war wenigstens ein redender Beweis ihrer ungefärbten Liebe: „Ach, der verderbliche Kreuzzug!“ rief sie aus, „ist die einzige Ursach all dieses Unheils! Ich habe der heilgen Kirche ein Brod geliehen, von welchem die Heiden gezehret haben, und empfange nun ein Bröcklein davon wieder.“ Eine nächtliche Vision im Traum besänftigte indessen ihr Gemüt, und ihre ganze Denkungsart erhielt dadurch eine andere Richtung. Die Phantasie bildete ihr im Schlafe vor, es zögen zwei Pilger vom heilgen Grabe den gekrümmten Burgweg herauf und begehrten eine Nachtherberge, welche sie ihnen gutmütig verwilligte. Der eine schlug seine Nebelkappe auf und sieh da, es war der Graf, ihr Herr, den sie freundlich umhalsete und große Freude ob seiner Wiederkehr empfand. Die Kindlein traten

herein, welche er in die väterlichen Arme ſchloß, ſie herzte und ſich ihres Wachstums und Gedeihens freuete. Indes tat ſein Gefährte die Reiſetaſche auf, zog daraus hervor goldne Ketten und herrliches Geſchmeide von Edelſteinen und hing ſie den Kleinen um den Hals, die an dieſen glänzenden Geſchenken großen Gefallen trugen. Die Gräfin bewunderte ſelbſt dieſe Freigebigkeit und frug den verkappten Fremdling, wer er ſei. Er antwortete: „Ich bin der Engel Raphael, der Geleitsmann der Liebenden, und habe deinen Gemahl aus fernen Landen wieder zu dir gebracht.“ Das Pilgerkleid verſchwand, und es ſtund vor ihr eine glänzende Engelgeſtalt mit einem himmelblauen Leibrock bekleidet und zwei goldnen Flügeln an den Schultern. Sie erwachte darüber, und in Ermangelung einer egyptiſchen Sibylle erklärte ſie ſich ſelbſt den Traum ſo gut ſie konnte, fand ſoviel Ähnlichkeit zwiſchen dem Engel Raphael und der Prinzeſſin Melechſala, daß ſie nicht zweifelte, die letztere ſei unter der Geſtalt des erſtern ihr im Traum vorgebildet worden; zugleich zog ſie in Erwägung, daß ohne den Beiſtand derſelben ihr Gemahl ſchwerlich jemals der Sklaverei würde entronnen ſein. Weil nun dem Eigentümer eines verlornen Gutes ziemet, mit dem ehrlichen Wiederbringer ſich abzufinden, der es ganz für ſich hätte behalten können, ſo fand ſie keinen Anſtand, zu williger Abtretung der Halbſcheid ihrer ehelichen Gerechtſame ſich zu entſchließen. Unverzüglich wurde der wegen ſeiner Wachſamkeit reichlich belohnte Hafenkapitän nach Welſchland zurückbeordert mit dem förmlichen Konſens der Gräfin für ihren Gemahl, das Kleeblatt ſeiner Ehe vollſtändig zu machen.

Es beruhete nur darauf, ob Vater Gregorius in Rom ſeine Benediktion zu dieſer Matrimonialanomalie zu erteilen und zu Gunſten des Grafen durch einen Machtſpruch Form, Weſen und Geſtalt des Eheſakraments umzuſchmelzen geneigt ſei. Die Wallfahrt ging deshalb von Venedig nach

Rom, woselbst Fräulein Melechsala dem Koran feierlich entsagte und sich in den Schoß der Kirche begab. Der heilige Vater bezeigte über diese geistliche Akquisition so viel Freude, als wenn das gesamte Reich des Antichrists zerstöret oder dem römischen Stuhl unterwürfig gemacht worden wär, und ließ nach der Taufhandlung, bei welcher Gelegenheit sie ihren sarazenischen Namen mit dem orthodoxeren Namen Angelika verwechselte, ein pompöses Tedeum in der St. Peterskirche anstimmen. Diesen günstigen Abspekt vermeinte Graf Ernst zu seiner Absicht benutzen zu müssen, ehe die gute Laune des Papstes verdünstete. Er brachte sein Matrimonialpetitum unverzüglich bei der Behörde an: allein wie gebeten, abgeschlagen. Die Gewissenhaftigkeit des Inhabers von St. Peters Stuhl war so groß, daß er es für eine gröbere Ketzerei hielt, ein eheliches Kleeblatt als den Tritheismus zu proponieren. So viel scheinbare Gründe der Graf für sich anzuführen hatte, um eine Ausnahme von der gewöhnlichen Eheregel dadurch zu bewirken, so wenig vermochten sie den exemplarischen Papst zu bewegen, ein Auge seiner Gewissenhaftigkeit diesmal zuzudrücken, um die begehrte Dispensation zu erteilen, welches dem Grafen großen Kummer und Herzeleid machte. Sein schlauer Anwalt, der flinke Kurt, hatte indessen ein herrliches Expediens ausgedacht, wie sich sein Herr die schöne Neubekehrte könnte ehelich beilegen lassen, ohne daß der Papst oder die ganze werte Christenheit ein Wort dagegen einwenden dürften, nur wagte er nicht, damit laut zu werden, aus Sorge, die Ungnade des Grafen damit zu verwirken. Endlich ersah er doch seine Gelegenheit und rückte mit der Sprache heraus. „Lieber Herr," sprach er, „kümmert Euch nicht so sehr über des Papstes harten Sinn. Wenn ihm auf der einen Seite nichts abzugewinnen ist, so müßt Ihr ihm auf der andern beizukommen suchen: es geht ja mehr als ein Weg ins Holz. Wenn der heilige Vater ein zu zartes

Gewiſſen hat, Euch zu geſtatten zwei Weiber zu nehmen, ſo iſts Euch auch vergönnet, ein zartes Gewiſſen zu haben, ob Ihr ſchon nur ein Laie ſeid. Das Gewiſſen iſt ein Mantel, der jede Blöße deckt, und dabei noch die Bequemlichkeit hat, daß er ſich leicht nach dem Winde drehen läßt; jetzt, da dieſer Euch konträr iſt, müßt Ihr den Mantel auf die andere Seite nehmen. Sehet zu, ob Ihr nicht mit der Gräfin Ottilia in einem verbotnen Grad verwandt ſeid; iſt dem alſo, wie das leicht zu berechnen iſt, wenn Ihr ein zartes Gewiſſen habt, ſo geb ich Euch gewonnen Spiel. Löſet einen Scheidebrief, wer kann Euch dann wehren, das Fräulein zu heuraten?" Der Graf hatte den weiſen Knappen ſo lange angehöret, bis er den Sinn ſeiner Rede wohl begriffen hatte, drauf antwortete er mit zwei Worten kurz und deutlich: „Schurke, ſchweig!" In dem nämlichen Augenblick befand ſich der flinke Kurt ſtreckelang außerhalb der Tür, und ſuchte nach ein Paar Zähnen umher, die ihm bei dieſer ſchnellen Expedition abgegangen waren. „Ach der herrliche Zahn," rief er von außen, „iſt das Opfer worden meiner treuen Dienſtbefliſſenheit!" Dieſer Zahnmonolog führte den Grafen natürlich auf die Zurückerinnerung an ſeinen Traum. „Ach der verwünſchte Zahn," rief er von innen voll Unmut aus, „den ich im Traum verlor, iſt Stifter all meines Ungemachs!" Sein Herz ſchwankte zwiſchen Vorwürfen einer begangenen Untreue an ſeiner liebevollen Gemahlin und einer verpönten Leidenſchaft gegen die reizende Angelika, wie eine Glocke, die von beiden Seiten einen Laut gibt, wenn ſie einmal in Bewegung geſetzt iſt. Mehr als die auflodernde Liebesflamme brannte und nagte ihn noch die Beule des Verdruſſes, daß er die Unmöglichkeit vor Augen ſahe, der Prinzeſſin Wort zu halten und mit ihr das Ehebett zu beſchreiten. Alle dieſe Unannehmlichkeiten führten ihn inzwiſchen auf den richtigen Erfahrungsſatz, daß ein geteiltes Herz nicht eben die wünſchenswerteſte

Sache sei, und daß es unter diesen Umständen einem Liebenden beinahe ebenso zu Mute sei, wie dem Esel Baldewein zwischen den beiden Heubündeln.

In dieser schwermütigen Lage verlor er sein jovialisches Ansehen gänzlich, er glich einem Lebenssatten, den an einem trüben Tage die Atmosphäre drückt, daß ihm der Spleen die Seele aus dem Leibe preßt. Fräulein Angelika vermerkte, daß das Antlitz ihres Geliebten nicht mehr war wie gestern und ehegestern, das betrübte sie innigst und bewegte sie zu dem Entschluß, einen Versuch zu wagen, ob es ihr besser gelingen würde, wenn sie das Dispensationsnegoz in eigner Person betrieb. Sie verlangte bei dem gewissenhaften Gregor Gehör, und hatte nach vaterländischer Sitte ihr Gesicht dicht verschleiert. Kein römisches Auge hatte noch ihre Gestalt erblickt, ausgenommen der Priester Johannes der Täufer während der Amtsverrichtung. Der Papst empfing die neugeborne Tochter der Kirche mit aller gebührenden Achtung, bot ihr die Palme seiner rechten Hand und nicht den parfümierten Pantoffel zu küssen dar. Die schöne Ausländerin hob den Schleier ein wenig, die segnende Hand mit den Lippen zu berühren, dann öffnete sie den Mund und kleidete ihre Bitte in eine rührende Anrede. Doch diese Insinuation durchs päpstliche Ohr schien in der innern Organisation des Oberhauptes der Kirche keinen rechten Bescheid zu wissen, denn anstatt den Weg nach dem Herzen zu nehmen, ging sie zum andern Ohr wieder heraus. Vater Gregor expostulierte lange mit der reizenden Supplikantin und vermeinte einen Ausweg zu finden, wie auf gewisse Art ihrem Verlangen nach der Vereinigung mit einem Geliebten Gnüge geschehen könnte, ohne daß die Kirchenordnung dabei ins Gedränge käm: er proponierte ihr einen Seelenbräutigam, wenn sie zu der kleinen Abänderung des Schleiers sich entschließen wollte, den sarazenischen mit dem klösterlichen zu verwechseln. Dieser

Vorschlag erweckte bei der Prinzessin plötzlich einen solchen Schleierscheu, daß sie den ihrigen alsbald abriß, voller Verzweiflung vor den päpstlichen Fußschemel hinstürzte, und mit aufgehabnen Händen und tränenvollen Augen den ehrwürdigen Vater beim heiligen Pantoffel beschwor, ihrem Herzen keine Gewalt anzutun, und sie zu nötigen, es anderweit zu vergeben.

Der Anblick ihrer Schönheit war beredter als der Mund, setzte alle Anwesenden in Entzücken, und die Träne, die in dem himmlischen Auge perlte, fiel wie ein brennender Naphthatropfen dem heiligen Vater aufs Herz, entzündete den kleinen Überrest von irdischem Zunder, der darinnen verborgen lag, und erwärmte es zum Wohlwollen gegen die Bittende. „Stehe auf, geliebte Tochter," sprach er, „und weine nicht! Was im Himmel beschlossen ist, soll auf Erden an dir in Erfüllung gehen. In drei Tagen sollst du erfahren, ob deine erste Bitte an die heilige Kirche von der huldreichen Mutter zu gewähren stehet oder nicht." Drauf berief er eine Kongregation von allen Kasuisten in Rom zusammen, ließ jedem ein Laiblein Brod und eine Flasche Wein reichen, und sie in die Rotunda einsperren, mit der Verwarnung, daß keiner daraus sollte entlassen werden, bis die Quästion an einmütig von ihnen entschieden sei. So lange der Wein und die Semmeln vorhielten, gabs heftige Debatten, daß alle Heiligen, wenn sie wären beisammen in der Kirche gewesen, schwerlich so laut disputiert hätten. Das pro und contra wogete hin und her, wie das adriatische Meer, wenn der stürmische Südwind darüber wehet. Sobald aber der Magen anfing Worthalter in der Versammlung zu werden, war alles Ohr für ihn, und glücklicherweise schlug er sich auf die Partei des Grafen, der ein großes Gastmahl hatte zurichten lassen, die ganze kasuistische Klerisei damit zu bewirten, wenn das päpstliche Siegel von der Kirchtür würde abgelöset sein.

Die Dispensationsbulle wurde in bester Form Rechtens gegen die Gebühr ausgefertiget, wobei die schöne Angelika einen tiefen Griff, wiewohl mit Freuden, in die Schätze Egypti tat. Vater Gregor gab dem edlen Paar seinen Segen und verabschiedete die Liebenden ehesam. Sie zögerten nicht, das Patrimonium Petri zu verlassen, um die Domäne des Grafen zu erreichen, und daselbst ihre Vermählung zu vollziehen.

Als diesseit der Alpen Graf Ernst wieder vaterländische Luft atmete, tat das ihm sanft und wohl ums Herz, er

schwang sich auf seinen Neapolitaner, trabte, allein von dem dämischen Reisigen begleitet, frisch voran, und ließ das Fräulein, unter der Bedeckung des flinken Kurts, in kleinen Tagereisen gemachsam nachziehen.

Hoch klopfte ihm das Herz im Busen, da er in blauer Ferne die drei gleichischen Schlösser erblickte, er gedachte, die gutmütige Gräfin Ottilia unvermutet zu überraschen; aber das Gerücht von seiner Ankunft war auf Adlersfittichen vor ihm her geflogen; sie zog ihm mit Junker und Fräuleins entgegen und begegnete einen Feldwegs von der Burg ihrem Herrn in einer lustigen Aue, welche von dieser fröhlichen Zu-

ſammenkunft das Freudental heißt, bis auf dieſen Tag. Der Empfang war auf beiden Seiten ſo traulich und zärtlich, als wenn an keinen Partagetraktat jemals wäre gedacht worden, denn Frau Ottilia war ein rechtes Muſter einer frommen Gattin, die dem Ehegebot, daß ihr Wille des Mannes Willen ſollte unterworfen ſein, ohne Auslegung gehorchte. Wenn's ja in ihrem Herzen zuweilen einen kleinen Aufruhr gab, zog ſie nicht flugs die Sturmglocke, ſondern tat Tür und Fenſter zu, daß kein ſterblich Auge hinein ſchauen und ſehen konnte, was drinnen vorging, dann lud ſie die empörte Leidenſchaft vor den Richterſtuhl der Vernunft, nahm ſie unter den Gehorſam der Klugheit gefangen, und legte ſich eine freiwillige Buße auf.

Sie konnte es ihrem Herzen nicht vergeben, daß es über die Nebenſonne, die an ihrem Ehehorizont glänzen ſollte, gemurret hatte; um dafür zu büßen, ließ ſie im Geheim eine dreiſchläfrige Bettſponde zurichten von ſtarken förnen Stollen, mit der Farbe der Hoffnung überzogen, und einer rund gewölbten Decke, in Form eines Kirchhimmels, mit geflügelten pausbäckigen Engelsköpfen gezieret. Auf der ſeidnen Matratze, die zum Prunk über die Flaumenpolſter ausgebreitet war, präſentierte ſich in künſtlicher Stickerei der Engel Raphael, wie er ihr im Traum erſchienen war, nebſt dem Grafen im Pilgerkleide. Dieſer redende Beweis von der zuvorkommenden ehelichen Gefälligkeit ſeiner Gemahlin rührte ihn in der Seele. Er hing an ihrem Halſe und küßte ſie außer Atem, beim Anblick dieſer Anſtalten zur Vervollkommung ſeiner Ehefreuden. „Herrliches Weib!“ rief er mit Entzücken aus, „dieſer Liebestempel erhebt dich über Tauſende deines Geſchlechts, verkündet als ein Ehrendenkmal deinen Namen der Nachwelt, und ſo lange noch ein Span von dieſer Sponde übrig iſt, werden die Männer ihren Gattinnen deine exemplariſche Gefälligkeit anpreiſen.“ Nach wenig Tagen langte

auch Fräulein Angelika glücklich an und wurde wie eine Königsbraut vom Grafen in reicher Hofgala empfangen. Frau Ottilia kam ihr mit offenem Herzen und Armen entgegen und führte sie, als die Mitgenossin aller ihrer Rechte, in das Residenzschloß ein. Der Zwitterbräutigam war unterdessen nach Erfurt zum Weihbischof gezogen, um die Trauung zu bestellen. Dieser fromme Prälat entsetzte sich ob diesem heterodoxen Anmuten nicht wenig, und ließ sich vermerken, daß er solch Ärgernis in seinem Kirchsprengel nicht gestatten werde. Allein da Graf Ernst die päpstliche Dispensation unter dem Fischerring im Original produzierte war ihm das ein Siegel auf den Mund; doch gab seine bedenkliche Miene und sein Kopfschütteln deutlich zu verstehen, der Obersteuermann des Schiffleins der christgläubigen Kirche habe durch diese Vergünstigung geflissentlich ein Loch in den Kiel desselben gebohrt, davon zu befahren stehe, daß es unter Wasser tauchen und zu Trümmern gehen werde.

Die Vermählung wurde mit Prunk und Pracht vollzogen, Frau Ottilia, welche die Stelle der Hochzeitmutter vertrat, hatte reichlich zugeschickt, und alle thüringische Grafen und Ritter kamen weit und breit zusammen, diese ungewöhnliche Hochzeitsfeier mit begehen zu helfen. Ehe der Graf die schöne Braut zum Altare führte, tät sie ihr Schmuckkästchen auf und verehrte ihm den ganzen Schatz der Juwelen, so viel ihr die Dispensationsspesen davon übrig gelassen hatten, zum Heuratsgute, und er beleibzüchtete sie dafür auf Ehrenstein zur Gegensteuer. Die keusche Myrthe schlang sich am Vermählungstage um eine güldne Krone, welchen Hauptschmuck die Tochter des Soldans, als ein Dokument ihrer hohen Geburt, beibehielt auf ihre Lebenszeit, weshalb sie auch von den Untertanen nur die Königin genannt und von ihrem Hofgesinde als eine Königin bedient und geehrt wurde.

Wer für funfzig Guineen die teure Wollust erkauft hat,

eine Nacht in Doktor Grahams himmliſchen Bette in London zu raſten, nur der kann ſich das Entzücken träumen, welches Graf Ernſt von Gleichen empfand, als die dreiſchläfrige Bettſponde ihren elaſtiſchen Rumpf eröffnete, den Verlobten zweier Geliebten nebſt ſeinem Komitat aufzunehmen. Nach ſo vielen kummervollen Nächten drückte ein beſcheidner Schlummer der Gräfin Ottilia an der Seite ihres wiedergefundenen Eheherrn bald die Augen zu und verſtattete ihm die unbeſchränkte Freiheit, mit der zärtlichen Angelika nach aller Bequemlichkeit den Endreim auf Muſchirumi zu ſuchen. Sieben Tage lang dauerte das hochzeitliche Wohlleben, und der Graf geſtund, daß er dadurch reichlichen Erſatz für die ſieben traurigen Jahre, die er im vergitterten Turm zu Großkairo zubringen mußte, erhalten habe, welches kein höfiſches Kompliment zu ſein ſcheint, das er ſeinen beiden getreuen Gattinnen machte, wenn anders der Erfahrungsſatz richtig iſt, daß ein einziger froher Tag den bittern Gram und Harm eines trübſeligen Jahres verſüßet.

Nächſt dem Grafen befand ſich bei dieſem Wonnetaumel niemand beſſer, als ſein getreuer Knappe, der flinke Kurt, der ſichs bei reichbeſtellter Küch und Keller wohl ſein ließ und den Freudenbecher hurtig leerte, welcher unter dem Hofgeſinde fleißig herumging, wobei der volle Tiſch das Ohr ſpitzte, wenn er, ſo bald der Magen befriediget war, anfing ſeine Abenteuer auszuleeren. Da aber die gräfliche Ökonomie wieder in das gewöhnliche frugale Gleis trat, begehrte er Urlaub, nach Ordruff zu wandern, ſeine Hausfrau daſelbſt heimzuſuchen und ihr durch ſeine Heimkehr eine unvermutete Freude zu machen. Er hatte während der langen Abweſenheit ſeine Keuſchheit aufs gewiſſenhafteſte bewahret, und ſehnte ſich nun nach der billigen Belohnung eines ſo exemplariſchen Wandels durch den Genuß erneuerter Liebe. Die Phantaſie malte ihm das Bild ſeiner tugendbelobten Rebekka

mit den lebhafteſten Farben vor Augen, und je näher er den Mauern kam, die ſie umſchloſſen, deſto heller wurde dieſes Kolorit. Er ſahe ſie mit allen den Reizen vor ſich ſtehen, die ihn am Hochzeittage entzückt hatten; er ſahe, wie das Übermaß von Freuden über ſeine glückliche Ankunft ihre Lebensgeiſter überwältigen, und wie ſie, mit ſtummer Betäubung, ihm in die Arme ſinken werde.

Von dieſem ſchönen Schattenſpiel umgaukelt, gelangte er an das Tor ſeiner Vaterſtadt, ohne es zu bemerken, bis der wachthabende Schildbürger den Schlagbaum vorzog und den Fremdling auskundſchaftete, wer er ſei, was für Verrichtungen er in der Stadt habe und ob er in friedlicher Abſicht käme. Der flinke Kurt gab auf alles redlichen Beſcheid und trabte nun gemachſam, damit des Gauls Hufſchlag ihn nicht zu früh verraten möchte, die Straße herauf. Er band das Pferd an den Pfortenring und ſtahl ſich ohne Geräuſch in den Hof ſeiner Wohnung, wo ihn der alte wohlbekannte Kettenhund zuerſt mit freudigem Gebell empfing. Doch wunderte er ſich baß, als er zweier muntern vollwangigen Knaben, wie die Engel geſtaltet am Betthimmel in der gleichiſchen Burg, anſichtig wurde, die auf der Hausdiele herumſprangen. Ehe er Zeit hatte, darüber zu ſpekulieren, trat die Hausfrau züchtiglich aus der Türe, zu ſehen, wer da ſei. Ach, welch ein Abſtand zwiſchen Ideal und Original! Der Zahn der Zeit hatte in den ſieben Jahren unbarmherzig an ihren Reizen genagt; doch waren die Grundzüge der Phyſiognomie inſoweit verſchont geblieben, daß ſie dem Auge des Kenners noch ſo kenntlich waren, wie das vormalige Gepräge einer verblichenen Münze. Die Freude des Wiederſehens verſchleierte leicht die Mängel der Geſtalt, und der Gedanke, daß der Gram über ſeine Abweſenheit das glatte Geſicht des lieben Weibes alſo gefurchet habe, verſetzte den gutmütigen Ehekonſorten in eine empfindſame Stimmung; er umhalſete ſie

mit großer Inbrunſt und ſprach: „Willkommen, trautes Weib, vergiß all deines Herzeleids. Sieh da! ich lebe noch: du haſt mich wieder!“

Die fromme Rebekka erwiderte dieſe Zärtlichkeit mit einem derben Rippenſtoß, daß der flinke Kurt davon bis an die Wand taumelte, erhob groß Geſchrei und rief dem Geſinde, als ſei ihrer Keuſchheit Gewalt geſchehen, ſchalt und ſchmähete und gebärdete ihrer als eine Höllenfurie. Der zärtliche Ehemann entſchuldigte gleichwohl dieſen unzärtlichen Empfang damit, daß er die Urſache davon der beleidigten Delikateſſe ſeiner züchtigen Hausfrau durch den dreuſten Bewillkommungskuß zuſchrieb, er meinte, er werde von ihr verkannt, erſchöpfte ſeine Lunge, ſie aus dieſem ſcheinbaren Irrtum zu ziehen; allein er predigte tauben Ohren, und wurde bald belehrt, daß hier kein Mißverſtand in der Sache obwalte. „Du ſchändlicher Gauch!“ erhob ſie ihre kreiſchende Stimme, „nachdem du dich ſieben lange Jahre in der weiten Welt herumgetrieben und mit fremden Weibern gebuhlt haſt, meinſt du mein keuſches Ehebett wieder zu beſchreiten? Wir ſind geſchiedne Leute! Hab ich dich nicht an drei Kirchtüren öffentlich zitieren laſſen und biſt du nicht deines ungehorſamlichen Ausbleibens halber für mauſetot erklärt? Iſt mir nicht von der Obrigkeit geſtattet worden, meinen Witwenſtuhl zu verrücken und den Burgermeiſter Wipprecht zu heuraten? Wir leben bereits ins ſechſte Jahr als Mann und Frau zuſammen, und dieſe beiden Knaben ſind ein Segen unſerer Ehe. Da kommt der Störenfried, und will mein Haus verwirren! Wo du dich nicht ſtehenden Fußes fortpackſt, ſoll dich der Magiſtrat ſtöcken und pflöcken und an den Pranger ſtellen laſſen, zum Exempel aller ſolcher Irrläufer, die ihre Weiber böslich verlaſſen.“ Dieſer Willkommen ſeiner weiland geliebten Ehehälfte war dem flinken Kurt ein Dolchſtoß ins Herz, die Galle ergoß ſich wie ein Wehr ins Blut. „O du treuloſe

Metze!" entgegnete er, „was hält mich, daß ich dir und deinen Wechſelbälgen nicht Augenblicks den Hals umdrehe? Gedenkeſt du alſo deiner Zuſage und des oft wiederholten Schwurs im traulichen Ehebett, daß dich der Tod nicht von mir ſcheiden ſollte? Verhießeſt du mir nicht, ungefordert, wenn deine Seele gleich vom Mund auf gen Himmel führ und ich im Fegfeuer ſchmachtete, du wollteſt vor der Him=

melstür wieder umkehren und zu mir herabſteigen, mir kühle Luft zuzufächeln, bis ich aus den Flammen der Vorhölle erlöſet wär? Daß dir doch die lügenhafte Zunge verſchwarzte, du Galgenaas!"

Obgleich der Primadonna von Ordruff eine geläufige Zunge verliehen war, die auch keinesweges auf die Verwünſchung des ungeſtümen Eheprätendenten erſchwarzte: ſo fand Dame Rebekka doch nicht gut, ſich mit ihm in weitern Wortwechſel einzulaſſen, ſondern gab dem Hausgeſinde einen bedeutſamen Wink, worauf Knechte und Mägde über den flinken Kurt

herfielen, und ihn brevi manu aus dem Hause warfen, bei welchem Aktus der häuslichen Jurisdiktion sie selbst mit dem Kehrbesen den verabschiedeten Ehegespan zur Tür hinausfächelte. Halb geradebrecht schwang er sich wieder aufs Roß und flog spornstreichs die Straße hinab, die er so bedachtsam vor wenig Minuten heraufgezogen war.

Als sich auf dem Heimwege sein Blut anfing zu verkühlen, berechnete er Gewinn und Verlust und gab sich über den letztern zufrieden: denn er befand, daß er eigentlich nichts eingebüßet hatte, als den Trost, in dem Zustande der Seele nach dem Tode der Kühlung eines Sonnenwedels sich zu erfreuen. Er zog nimmer wieder nach Ordruff, sondern blieb auf dem Schlosse des Grafen von Gleichen seine Lebenszeit und war ein Augenzeuge der unglaublichsten Begebenheit, daß zwei Damen sich in die Liebe eines Mannes teilten, ohne Zwist und Eifersucht und sogar unter einem Betthimmel. Die schöne Sarazenin blieb kinderlos, liebte und pflegte jedoch die Kinder ihrer Mitgenossin als die ihrigen und teilte mit ihr die Sorgen der Erziehung. Sie war von dem dreiblättrigen Kleeblatt dieser glücklichen Ehe das erste, welches im Herbste des Lebens dahinwelkte, ihr folgte die Gräfin Ottilia, und der betrübte Witwer, dems nun im Schlosse und in dem geräumigen Bett zu weit und einsam war, machte nach wenig Monaten den Beschluß. Die von den gräflichen Konsorten bei Lebzeiten festgesetzte Ordnung im Ehebett erlitt auch nach dem Tode keine Veränderung. Sie ruhen alle drei in einem Grabe, vor dem gleichischen Altar in der Sankt Peterskirche zu Erfurt, auf dem Berge, allwo ihr Grabmal noch zu sehen ist, mit einem Steine bedeckt, auf dem die edle Bettgenossenschaft nach dem Leben abgebildet ist. Zur Rechten die Gräfin Ottilia mit einem Spiegel in der Hand, dem Sinnbilde ihrer lobwürdigen Klugheit, zur Linken die Sarazenin mit einer Königskron geschmückt, und in der Mitte der Graf, auf sein

Wappenſchild, den gelöwten Leoparden ſich lehnend *. Die berühmte dreiſchläfrige Sponde wird noch im alten Schloſſe in der ſogenannten Junkernkammer als eine Relique aufbewahrt und ein Span davon, ſtatt des Blankſcheids in dem Schnürleib getragen, ſoll die Kraft haben, alle Regungen von Eiferſucht in dem weiblichen Herzen zu zerſtören.

* Ein Kupferſtich von dieſem Leichenſtein, befindet ſich in Falkenſteins analectis nordgavienſibus.

Der Schatzgräber

Am Dienstage nach Bartholomäi, des Jahrs, als Kaiser Wenzel mit der schönen Bademagd der Prager Haft entfloh, hielt nach altem Herkommen die Schäfergilde zu Rotenburg in Franken, so viel Teilhaber drei Meilweges im Umkreis um diese Reichsstadt weideten, den jährlichen Umgang, und nachdem sie in der Sankt Wolfgangs-Kirche vor dem Klingentor die Messe gehört, zogen sie ins Wirtshaus zum güldnen Lamm, **lebten den ganzen Tag in Saus und Schmaus, flöteten und**

schalmeieten und hielten ihren Schäfertanz auf offnem Markte bis zu Sonnenuntergang. Das junge Volk verlief sich dann wieder aus der Stadt; die alten wohlhabenden Hirten aber saßen beim Zechgelag beisammen um die Weinkanne bis tief in die Nacht, und wenn der Wein das Band der Zunge gelöset hatte, wurden sie laut und koseten von mancherlei Dingen. Einige machten Wetterbeobachtungen trotz unsern luftigen Windspähern, und ihre Prophezeiungen aus der Laune, mit welcher Maria übers Gebürge gegangen war, aus dem heitern oder trüben Adspekt des Siebenschläfers und aus der Blüte des Heidekrauts trafen richtiger zu als der Hahnenruf des schleswiger Wetterpropheten, ob sie gleich nicht begehrten, ihr Licht dem gesamten deutschen Vaterlande aufzustecken, sondern gleichsam nur unter dem Scheffel weissagten. Andere erzählten die Abenteuer ihrer Jugend, wie sie unter dem Beistande des getreuen Phylax den Wolf von der Herde abgewehret und seinen Schreckensbruder, den grimmigen Werwolf, durch den kräftigen Andreassegen weggescheucht hatten, oder wie sie in Wüsten und Wäldern von Hexen und Gespenstern zur Nachtzeit gefoppt und geängstiget worden waren; was sie für Wunderdinge gehört, gesehen und erfahren hatten. Diese Erzählungen waren zum Teil so grausend, daß den städtischen Zuhörern davon die Haut schauerte und die Haare zu Berge stiegen: denn eine löbliche gemeine Bürgerschaft nahm an dem ländlichen Schäferfeste in den Stunden des Feierabends vergnügten Anteil. Viel Zünftler und Handwerker begaben sich in die Trinkstube des Wirtshauses zum goldnen Lamm, zahlten einen Schoppen Wein, hörten diesen Schnack mit an und gaben ihr Wort auch mit dazu.

Am besagten Abend war der silberbehaarte Martin, ein muntrer Greis von achtzig Jahren, der wie der fromme Erzhirte Jakob ein ganzes Schäfergeschlecht aus seinen Lenden

hatte hervorsprossen sehen, über alle Maßen heiter und gesprächig. Er ließ sich, da es schon anfing, in der Trinkstube an Gästen lichte zu werden, noch einen Becher Fernewein zum Schlaftrunk zapfen. Es tat ihm wohl, daß das Geräusch um ihn her sich verminderte, und daß er nun auch zum Worte kommen konnte. „Kameraden," hob er an, „ihr habt viel von euren Abenteuern gekos't, die zum Teil wunderseltsam gnug klingen; doch will mich bedünken, der Wein habe zuweilen mit eingeschwatzt. Ich weiß auch eins, das mir in meiner Jugend begegnet ist und das euch, ob ich gleich nur die reine Wahrheit dabei einschenkte, wunderbarer vorkommen würde als alle die eurigen; aber 's ist schon zu weit in die Nacht, ich kann's nimmer enden." Alles schwieg, da der ehrwürdige Graukopf den Mund auftat, es herrschte solche Stille in der Trinkstube, als wenn der Bischof von Bamberg stille Messe läs; und da der Greis schwieg, wurde alles laut um ihn her, und seine Nachbarn und Gefreundten riefen einmütig: „Vater Martin, laß uns dein Abenteuer hören! Warum hältst du damit hinterm Berge? Giebs uns zum Feierabend." Selbst einige Bürger aus der Stadt, die eben im Begriff waren, heimzugehen, hingen Mantel und Hut wieder an den Haken und ermahnten ihn, zum Valet seine Wundergeschichte mitzuteilen. Altvater Martin konnte dieser dringenden Aufforderung nicht widerstehen und redete also:

Anfangs ging mirs gar kümmerlich in der Welt. Als ein verlassner, elternloser Knabe mußt ich mein Brod vor den Türen suchen, hatte keine Heimat, war aller Orten zu Haus und zog mit meinem Ranzen von Dorf zu Dorf im Lande herum. Wie ich heranwuchs, stark und bengelhaft wurde, verdang ich mich als Bub bei einem Schäfer auf dem Harz und diente ihm bis ins dritte

Jahr bei den Schafen. Zu Anfang des Herbſtes desſelben Jahres fehlten eines Abends beim Heimtreiben zehn Stück von der Herde, da ſchickte mich der Großknecht aus, ſie im Walde zu ſuchen. Der Hund geriet auf eine falſche Spur, ich irrete im Gebüſch umher, die Nacht brach ein, und weil ich der Gegend unkundig war und mich nicht wieder heimfinden konnte, beſchloß ich, unter einem Baum zu übernachten. In der Mitternachtsſtunde wurde der Hund unruhig, fing an zu queulen, zog den Schwanz ein und drückte ſich dicht an mich, da vermerkt ich, daß es hier nicht geheuer ſei, ich ſchauete umher und ſah bei hellem Mondſchein, daß eine Geſtalt mir gegenüber ſtund, als ein Mann mit zottigen Haaren am ganzen Leibe, er hatte einen langen Bart, der ihm bis über den Nabel reichte, um das Haupt trug er einen Kranz, um die Lenden einen Schurz von Eichenlaub und hielt einen ausgewurzelten Tannenbaum in der rechten Hand*. Ich zitterte wie ein Eſpenlaub, daß mir vor Entſetzen die Seele bebte. Das geſpenſtiſche Ungetüm winkte mir mit der Hand, ihm zu folgen, aber ich rührte mich nicht von der Stelle, drauf vernahm ich eine heiſere grölzende Stimme, die ſprach: ‚Feigherz, faſſe Mut, ich bin der Schatzhüter des Harzes. Gehe mit mir, ſo du willſt, ſollſt du einen Schatz heben.‘ Ob mir die Angſt gleich kalten Todesſchweiß austrieb, ſo ermannete ich mich doch endlich, ſchlug ein Kreuz vor mich und ſprach: ‚Hebe dich weg von mir, Satan, ich bedarf deines Schatzes nicht!‘ Da grinſete mir der Geiſt ins Geſicht, ſtach mir den Gecken und rief:

* Das iſt der Wildemann auf dem Harzgelde, welchen einige fälſchlich für den Schildhalter des braunſchweigiſchen Wappens ausgeben. Er iſt der Berggeiſt des Harzes, wie er ſich hier zu erkennen gibt, der einer reichhaltigen Fundgrube daſelbſt den Namen gegeben, wo er oft den Bergleuten erſchienen iſt. So furchtbar übrigens dieſe Geſtalt dem Altvater Martin mag vorgekommen ſein, ſo angenehm fällt ſie, auf den Harzgulden in Zahlung, dem Empfänger ins Auge.

‚Tropf, du verſchmäheſt dein Glück! Nun, ſo bleib ein Lump all dein Lebtag.‘ Er wendete ſich von mir, als wollt er förder gehen; doch kam er bald wieder zurück und ſprach: ‚Beſinn dich, beſinn dich, Schelmendeckel, ich füll’ dir das Ränzel, ich füll’ dir den Säckel.‘ — ‚Es ſtehet geſchrieben,‘ antwortete ich: ‚Laß dich nicht gelüſten, weiche von mir, du Ungetüm, mit dir hab ich nichts zu ſchaffen!‘

Da der Geiſt ſahe, daß ich ihm kein Gehör gab, ließ er ab, in mich zu dringen, und ſprach nur ſo viel: ‚Du wirſts bereuen!‘ ſahe mich dabei trübſelig an, und nachdem er ſich eine Zeitlang bedacht hatte, fuhr er fort: ‚Merke, was ich dir ſage, und nimms wohl zu Herzen, ob dirs einmal frommen möchte, wenn du zu Verſtande kommſt. Es liegt ein ungeheurer Schatz an Gold und Edelſteinen tief unter der Erde im Brocken verwahret, der im Zwielichten verſetzt iſt und darum ſowohl am hellen Tage als zur Mitternachtſtunde gehoben werden kann. Ich hüte ſein ſeit ſiebenhundert Jahren; aber von heut an wird er wieder gemeines Gut, daß ihn nehmen kann, wer ihn findet: meine Zeit iſt um. Darum gedacht’ ich, ihn in deine Hände zu geben, denn ich gewann dich lieb, da du auf dem Brocken weideteſt.‘ Darauf gab mir der Geiſt Kundſchaft von dem Orte, wo der Schatz zu finden ſei, und von der Weiſe, wie ich dazu gelangen ſollte. ’s iſt mir noch, als wenn’s heute geſchähe, ſo gar erinnere ich mich aller ſeiner Worte. ‚Geh nach dem Andreasberg,‘ ſprach er, ‚und frag dort nach dem ſchwarzen Königstale, jetziger Zeit das kleine Morgenbrodstal genannt. Wenn du an ein Bächlein gelangſt, die Duder, Oder, auch Eder benamt, ſo folge demſelben, dem Strom entgegen, bis an die ſteinerne Brücke, an einer Sägemühle gelegen. Gehe nicht über die Brücke, ſondern halte dich rechter Hand längs dem Bächlein hinauf, bis dir eine hohe Steinklippe entgegenſtehet. Einen Bogenſchuß davon wirſt du wahrnehmen eine eingefallene Grube

als ein Grab, wo man einen Toten hineinleget. Wenn du das Grab haſt, ſo räume es getroſt auf; ob du ſaure Arbeit daran tuſt, wirſt du doch vermerken, daß die Erde mit Fleiß dareingeſchüttet ſei. Haſt du nun feſte Steine auf beiden Seiten, ſo fahre mit der Arbeit fort, bald wirſt du eine viereckige Steinplatte eingemauret finden, eine Elle hoch und breit, dieſe zwänge aus der Mauer, ſo biſt du im Eingang des Schatzbehälters. In dieſe Öffnung mußt du auf dem Bauche hineinkriechen, mit dem Grubenlicht im Munde, die Hände frei, daß du nicht mit der Naſe an einen Stein ſtößeſt: es fällt darinne ſehr Tal ein und hat ſcharfes Geſtein. Wenn dir ſchon die Knieſcheiben etwas bluten, ſo acht' es nicht, denn du biſt auf gutem Wege. Raſte nicht, bis du eine breite ſteinerne Treppe erreicheſt, von welcher du auf zweiundſiebenzig Stufen gemächlich in die Tiefe hinabſteigeſt, in eine geräumige Halle mit drei Türen von innen, zwei davon ſtehen offen, die dritte iſt feſte verwahrt mit eiſernem Schloß und Riegel. Gehe nicht ein durch die zur Rechten, daß du nicht verunruhigeſt die Gebeine des ehemaligen Schatzherrn. Gehe auch nicht ein durch die zur Linken: es iſt die Unkenkammer, wo Ottern und Schlangen innen hauſen, ſondern öffne die verſchloſſne Tür mittels der wohlbekannten Springwurzel, welche bei dir zu tragen du nicht vergeſſen darfſt, ſonſt iſt all dein Tun verloren und du endeſt nichts mit Werkzeug und Brecheiſen. Wie du ſie erlangen mögeſt, darum frage einen erfahrnen Weidmann: es iſt eine gemeine Jägerkunſt, und die Wurzel iſt nicht ſchwer zu überkommen. Sei unverzagt, ob die Tür gleich mit großem Krachen und Gepraſſel auffährt wie der Knall einer Donnerbüchſe: es geſchiehet dir kein Leid, und die Kraft kommet aus der Springwurzel. Bedecke nur dein Grubenlicht, daß es nicht verlöſche, ſo wirſt du vermeinen zu erblinden von dem herrlichen Glanz und Schimmer des Goldes und der Edelſteine an den Wänden und

Pfeilern des innern Gewölbes; aber hüte dich, deine Hand darnach auszuſtrecken, es wär, als ob du einen Kirchenraub begingeſt. In der Mitte des Kellers ſtehet eine kupferne Truhe, gleich einem hohen Altar in der Kirche, darinnen findeſt du Goldes und Silbers gnug und magſt daraus nehmen, ſoviel dein Herz begehrt. Wenn du ſoviel haſt, als du tragen kannſt, ſo haſt du gnug auf deine Lebenszeit, auch magſt du dreimal wiederkommen, nur zum viertenmal wär dein Beginnen umſonſt: auch würdeſt du ob deiner Gierigkeit hart geſtraft werden, auf der ſteinernen Stiege ausgleiten und ein Bein brechen. Verabſäume nicht, jedesmal den Schurf wieder zuzuwerfen, wodurch du den Eingang in die Schatzkammer des Königs Bruktorix dir eröffnet haſt*.'

„Als der Geiſt das geſagt hatte, ſpitzte der Hund die Ohren und fing an zu bellen, ich vernahm das Klatſchen von Fuhrmannspeitſchen und das Raſſeln der Räder in der Ferne, und da ich mich umſahe, war das Geſpenſt verſchwunden." Hiermit endigte der graubärtige Geiſterſeher** ſein Abenteuer, das auf die Zuhörer ganz verſchiedenen Eindruck machte. Einige hatten ihren Spott damit und ſprachen: „Alter Vater, das hat dir geträumet!" Andere gaben der Sache guten Glauben; noch andere waren Eiertreter, nahmen eine weiſe Miene an und gingen mit der Sprache nicht heraus. Der Wirt zum

* Dieſe umſtändliche Nachweiſung eines angeblichen Schatzes auf dem Brocken iſt keine Erfindung des Referenten dieſer Geſchichte, ſondern aus einem Manuſkript gezogen, welches die Abſchrift eines ältern Manuſkriptes zu ſein ſcheinet, betitelt: Liber singularis, in quo arcana arcanorum, tanquam de coelo elapsa tractantur. ** Ad vocem Geiſterſeher gedenkt der Verfaſſer an eine im vorgängigen vierten Teil a. d. 100. S. [S. 217] bewirkte Schuld, die er öffentlich abzubüßen ſich verbunden erachtet. Ihm entſchlüpfte dieſer Ausdruck dort gegen einen verdienten Mann, deſſen Andenken damit zu beſchmitzen nicht ſeine Meinung war. Er nimmt daher dieſe Stelle reuig zurück und erſucht die Leſer, ſeine ausführliche Erklärung darüber im 62. Stück der Gothaiſch. gel. Zeit. 1786 nachzuſehen.

goldnen Lamm war ein großer Schlaukopf, ſein unvorgreifliches Ermeſſen der Sache ging dahin, aus dem Erfolg laſſe ſich die Kontrovers am ſicherſten entſcheiden: alles käm darauf an, ob der Altwater die unterirdiſche Wallfahrt begonnen habe und mit vollem Säckel wieder zu Tage ausgefahren ſei oder nicht. Er ſchenkte ihm einen Becher aus der friſchen Flaſche ein, um ſeine geſprächige Laune zu unterhalten, und frug traulich: „Vater Martin, ſag an, biſt du im Berge geweſen und haſt du funden, was dir der Geiſt verheißen hat, oder iſt er an dir zum Lügner worden?“ — „Mit nichten,“

antwortete der ehrliche Weißbart, „ich kann den Geiſt nicht Lügen ſtrafen, denn ich habe nie einen Schritt darum getan, das Grab zu ſuchen oder es aufzuſchürfen.“ — „Und warum nicht?“ — „Um zweierlei Urſach willen, einmal darum, weil mir mein Hals zu lieb war, als daß ich ihn dem Teufelsſpuk hätte preisgeben ſollen, und hernach darum, weil mich kein Menſch jemals hat berichten können, wie die Springwurzel zu erlangen ſtehe, wo ſie wachſe und auf welchen Tag und zu welcher Stunde ſie müſſe gegraben werden, ob ich gleich manchen wackern Weidmann darum befragt habe.“ Der Wirt zum goldnen Lamme war mit ſeiner Unterſuchung nun ſchon zu Ende, ohne daß ihm ein Licht im Verſtande

dadurch angezündet wurde. Dagegen erhob Nachbar Blas, ein bejahrter Hirt, seine Stimme und sprach: „Jammer und Schade, Vater Martin, daß deine Heimlichkeit mit dir veraltet ist. Hättest du vor vierzig Jahren ausgebeichtet, die Springwurzel sollte dir, traun, nicht gefehlet haben. Ob du schon den Brocken nimmer besteigen wirst, so will ich doch Kurzweil halber dir anzeigen, wie sie zu erlangen ist.

„Am leichtesten geht das vonstatten durch Hülfe eines Schwarzspechts. Merke, im Frühling, wo er in einem hohlen Baum nistet, wenn nun die Brutzeit vorbei ist und er ausfleucht, Nahrung zu suchen, so treibe einen harten Quast in die Öffnung des Einflugs. Stelle dich hinter den Baum auf die Lauer, bis der Vogel zurückkommt zur Futterzeit. So er wahrnimmt, daß das Nest wohl verspündet sei, wird er mit ängstlichem Geschrei um den Baum schwirren und seinen Flug plötzlich gegen Sonnenuntergang nehmen. Wenn das geschiehet, so sei bedacht, einen roten scharlaknen Mantel aufzutreiben, oder in dessen Ermanglung geh zum Krämer und kaufe von ihm vier Ellen rotes Tuch, verbirgs unter deinem Kleid und harre beim Baume einen, auch wohl zween Tage lang, bis der Specht wieder zu Neste fleugt, mit der Springwurzel im Schnabel. Sobald er damit den Pfropf berührt, wird dieser aus dem Astloch mit großer Gewalt wie ein Kork aus einer gärenden Flasche fahren. Dann sei behend und breite den roten Mantel oder das Tuch unter den Baum: so meint der Specht, es sei Feuer, erschrickt davor und läßt die Wurzel fallen. Einige zünden auch unter dem Baum wirklich ein zartes Feuerlein an, das nicht viel raucht, und streuen die Blüte von dem Kraut Spickenardi darauf. Aber es ist damit ein mißlich Tun; wenn die Flamme nicht rasch gnug auflodert, entfleugt der Specht und trägt die Wurzel mit sich davon. Hast du sie nun in deiner Gewalt, so unterlaß nicht, jeden Tag ein Stücklein Kreuzdornholz dabei zu binden:

denn wofern du die Wurzel frei aus der Hand legen wollte wär sie ohne Genuß verloren.“ Es wurde über dieſe Prozed noch mancherlei gekannegießert, und es war bereits he Mitternacht, ehe die Zechgäſte auseinander ſchieden.

Von aller menſchlichen Geſellſchaft abgeſondert hatte neb Hund und Katze hinter dem Ofen in des Wirts lederne Polſterſtuhle ein Zechgaſt Poſto gefaßt, der den ganzen Aben ein ſo tiefes Stillſchweigen beobachtete, als wenn er ſich vo bereite, in einem Karthäuſerkloſter Profeß zu tun. So weni Kontemplationsgeiſt er ſonſt beſaß: ſo ſehr war er diesma ganz in ſich gekehrt und in tiefem Nachdenken begriffen, wo zu er durch mehr als eine Urſache Veranlaſſung fand. Wei land eines weiſen Magiſtrats und gemeiner Stadt Garkoc und Weinmeiſter, nachher Brunnenmeiſter und endlich al Privatus Lungerer und Hungerer, war Meiſter Peter Bloch ſeit dem letzten Jahrzehend die große Leiter von Glück und Ehre Sproſſe für Sproſſe immer abwärts geſtiegen, welches der merkliche Abfall vom Weinmeiſter zum Brunnenmeiſter allgnugſam zu erkennen gibt, der dem Abſtand vom Kaiſer zum Küſter wohl wenig nimmt. Er war in ſeinem vormaligen Wohlſtand ein jovialiſcher Mann, recht wie zum Scherz- treiber geboren, der auf Ehrenmahlen, die ihm verdungen wurden, Geiſt und Magen der Gäſte in gleichem Maße wohl zu nähren und zu vergnügen wußte. In der Kochkunſt tat es ihm nicht leicht ein anderer zuvor. Er verſtund, einen Auerhahn mit einem gehemmerten ſüßen Sode herrlich zu- zurichten, auch hohe Gallerte von Fiſchen zu bereiten, des- gleichen köſtliche Synandtfladen, Quittentorten, Kuchen mit Oblaten, und allen Schweinsköpfen übergüldete er die Ohren. Er hatte ſich frühzeitig nach einer Gehülfin umgetan; aber unglücklicherweiſe war ſeine Wahl auf eine Dirne gefallen, die ihrer böſen Zunge halber, womit ſie wie eine Natter ſtach, in der ganzen Stadt verſchrien war. Wer ihr in Wurf kam,

Freund oder Feind, das kümmerte sie nicht, dem wußte sie in einem Atem neunerlei Schande nachzusagen. Sie verschonte selbst die Heiligen im Himmel nicht, und war mit ihrer Lästerchronik so gut bekannt, als Frau Schnips* kurzweiligen Andenkens; nur glückte es ihr nicht wie dieser, von Freund Bürgers fruchtbarer Laune beschwängert, die Lacher auf ihrer Seite zu haben. Vollbrechts Ilse war durchgängig verhaßt, die jungen Gesellen gingen ihr Meilenweit aus dem Wege, denn sie wußte auf jeden einen Ekelnamen. Daher wurde sie überreif, wie eine Hanbutte, die um der Stachel willen am Stocke sitzen bleibt. Endlich ließ sich Meister Peter, dem ihre Anstelligkeit und Häuslichkeit vorgelobt wurden, dennoch bereden, um sie zu werben. Da ging ein Knittelreim n der Stadt herum, der lautete also:

Vollbrechts Ilse,
Niemand will se,
Die böse Hülse:
Da kam der Koch,
Peter Bloch,
Und nahm sie doch.

Das traute Paar war kaum vom Altar zurück, so führte schon die Zwietracht den Hochzeitreihen an. Der Stadt Weinmeister hatte sich in der Fröhlichkeit des Herzens an seinem Ehrentage vom Wein übermeistern lassen, welcher Zufall ihm auch wohl an einem gemeinen Werktage begegnete, und taumelte der Braut in die Arme. Darüber gabs schon einen harten Strauß, und der Ehekalender prophezeite den Brautleuten stürmische, unfreundliche Witterung, schwere Donnerwetter mit Schloßen und Platzregen, wenig Sonnenschein und viel kalte Nächte.

* Göttinger Musenalmanach 1782, 146. S.

Das Prognoſtikon traf auch richtig zu, bis auf den letzten Punkt: denn der reiche Kinderſegen, den dieſe zwieſpältige Liebe in der Folge erntete, ließ wenigſtens mitunter fruchtbares Wetter und lauwarme Nächte vermuten. Demungeachtet hatte Meiſter Peter lange Zeit nicht die Freude, den ſüßen Vaternamen lallen zu hören: ſeine Deszendenz beſtund aus eitel Sterblingen, die ſo hinfällig waren, daß ſie, wenn ſie kaum die vier Wände beſchrieen hatten, an heftigen Zuckungen dahin ſtarben, gleichwie die jungen Zicklein im kalten Winter. Die Zornwut des zänkiſchen Weibes verpeſtete die nahrhaften Säfte der balſamiſchen Muttermilch, und verwandelte ſie in ätzenden Schirlingsſaft, welchen der zarte Säugling aus der Quelle des Lebens trank.

Obgleich Meiſter Peter keine großen Güter zu vererben hatte, ſo war's ihm doch ungemütlich, kinderlos zu bleiben, er beklagte ſich öfter gegen ſeine Nachbarn über dieſen Unſtern, und wenn er ein Kind begraben ließ, ſprach er: „'s hat wieder in die Kirſchblüten geblitzt, daß keine Frucht davon zur Reife kommt." Da eröffnete ihm eine kluge Frau die Urſache ſeiner häuslichen Mortalität, und als ihm ein Sohn geboren ward, legte er ihn einer geſunden Amme an die Bruſt. Der Knabe wuchs und ward ſtark und der Vater hatte große Luſt und Freude an ihm. Er nahm den trauten Görgel ganz allein unter ſeine Zucht und Aufſicht, und nachdem er ihn behof't hatte, führte er ihn in die Küche anſtatt in die Schule ein, verſagte ihm keinen Leckerbiſſen und zog einen kleinen Freſſer aus ihm. Zur Mittagszeit, wenn den Speiſegäſten angerichtet wurde, ſtund er auf der Lauer, gabelte in die Schüſſel nach einem Leberlein oder deutete auf einen Hahnenkamm, und der tätſchelnde Vater reichte ihm alsbald, in ein wenig Salz getaucht, die verlangte Schleckerei. Wenn er aber bei der Mutter ſo ein feines Stücklein praktizieren wollte, gings ihm nicht ungenoſſen aus, ſie ſchalt und kiff ob

dieſer Unart, und ſchlug den kleinen Lecker mit dem Kochlöffel wohl gar auf die Finger. Da weinte das liebe Kind, daß es das väterliche Herz erbarmte, und dem Meiſter Koch die Butter ins Feuer entfiel. Er ſprach ſodann gutmütig bittend zu der ſtürmiſchen Hausehre in ſeiner fränkiſchen Mundart: „Weibelä, gib doch dem Bübelä ä Schlägelä von dem

Hennelä.“ So triebs der gute Vater mit ſeiner Zucht bis ins ſiebente Jahr, da war der traute Görgel zu Tode gefüttert. Es blieb ihm von allen ſeinen Kindern keins übrig, als nur eine einzige Tochter von ſo feſter Maſſe, daß weder die Bilſeneſſenz der Muttermilch noch die Maſt der Vaterliebe ſie vergiften konnte: ſie wurde unter der mütterlichen Strenge und des Vaters Nachſicht groß und ſchön; auch ließ ſich dieſer nie bereden, zu glauben, daß ihm der Teufel ein Ei in die

Wirtschaft gelegt habe, da ihm eine hübsche Tochter war geboren worden.

Unterdessen hatten sich die Glücksumstände der Familie merklich geändert. Meister Peter war in der Jugend in der Rechenschule versäumet, hatte keine Spezies aus dem Grunde begriffen als die Subtraktion, die Addition und Multiplikation wollten ihm nie ein, und mit der Division hatte er sich all sein Lebtag nicht zu befassen gewußt. Es kostete ihm zu viel Anstrengung, Ausgabe und Einnahme in seiner Ökonomie gegen einander abzuwägen; hatte er Geld, so versorgte er Küch und Keller reichlich, gab den Schmarotzern, die seine Speisekunden waren, Kredit soviel sie begehrten, hielt die lustigen Brüder, die gute Schwänke zu erzählen wußten, zechfrei, und füllte allen Hungerleidern, die sich an ihn wandten und sein Mitleid rege zu machen wußten, den Magen. War seine Kasse erschöpft, so borgte er vom Wucherer gegen hohe Zinsen, und weil er das Pantoffelregiment des zänkischen Weibes fürchtete, gab er gegen die strenge Domina vor, es wären eingegangne Schulden. Sein Grundsatz, der sich mit seiner Gemächlichkeit gar wohl vertrug, und nach welchem noch viel bequeme Wirte kalkulieren, war der: am Ende wird sich wohl alles finden. Und es fand sich auch wirklich am Ende, daß Meister Peter in Konkurs verfiel und sich genotdrungen fand, zur allgemeinen Bedauerung aller Gutschmecker und feinen Züngler seiner Vaterstadt, das Küchen- und Kellerschild einzuziehen. Weil er sich aber mit seinen Küchentalenten viel Tischfreunde erworben hatte, versahe ihn ein wohlweiser Magistrat aus Kommiseration mit dem dürftigen Amte eines Brunnenmeisters; denn die Herrn fürchteten eine üble Nachrede, wenns hieß, in der Reichsstadt Rotenburg sei der Garkoch verhungert. Allein auch bei diesem kleinen Amte hatte der Exkoch weder Glück noch Stern. Es entstund ein Gerücht, die Judenschaft habe die Brunnen ver-

giftet, drauf wurden in einem wütigen Auflauf die Juden zum Teil erschlagen, zum Teil aus der Stadt gejagt und ihr Hab und Gut geplündert, darauf wars mit dem Gerede von dem losen Gesindel in der Stadt eigentlich abgesehen; aber Meister Peter verlor unverschuldeter Weise dabei sein Brunnenamt, unter der Anschuldigung, er habe nicht sorgfältig gnug auf die Wasserbehälter invigiliert. Jetzt wußt er weder Rat noch Hülfe: graben mocht er nicht, so schämt' er sich zu betteln. In jenen frugalen Zeiten, wo sich die stattliche Hausfrau nicht scheuete, eigenhändig den schwarzen Topf ans Feuer zu rücken und ihre Küche zu besorgen, war bei den Herrschaften um einen Koch eben keine Nachfrage: die gallische Küche hatte den deutschen Gaumen noch nicht verwöhnt. In diesem trübseligen Zustande mußt er des beißigen Weibes Gnade leben, die sich von einem kleinen Mehlhandel dürftig nährte. Für die Kost leistete er ihr die Dienste eines Esels, welches Haustier bei dem neuen Wirtschaftsgewerbe ohne diesen Stellvertreter ihr unentbehrlich gewesen wär. Sie belud die ungewohnte Schulter des trägen Ehgespans mit manchem schweren Sack Getreide, den er keuchend in die Mühle trug, maß ihm dafür kärglich gnug sein Futter zu, und wenn er sein Tagewerk nicht förderte, schlug ihn der Satansengel wohl gar mit Fäusten.

Das jammerte der weichgeschaffenen Seele der tugendlichen Tochter über alle Maßen und kostete ihr manche stille Träne. Sie war der Augapfel des Vaters, er hatte sie von Jugend auf nach seiner Weise gegängelt, sie erwiderte auch die väterliche Liebe mit kindlicher Zutätigkeit, und das tröstete den guten Vater für alle häuslichen Kalamitäten. Die liebenswürdige Lucine hatte die Nadel zum Nahrungszweig gewählt, ihren Unterhalt damit zu gewinnen, und sie hatte in der Nähterei, und besonders in der Bildnerei mit der Nadel, große Kunstfertigkeit erlangt: was ihre Augen sahen, das

konnten ihre Hände. Sie stickte Meßgewande, Altartücher und köstliche buntfarbige Tischteppiche, die damals im Gebrauch waren, hatte die biblischen Historien des Alten Testamentes, von Erschaffung der Welt an, bis auf die keusche Susanna, von Wolle und Seide hineingewebt, und es ist kein Zweifel, daß sie, wenn sie unsere Zeitgenossin gewesen wär, mit den drei kunstreichen Schwestern in Zelle würde gewetteifert, seidenes Frauenhaar in ihre Nadel eingefädelt und mit täuschender Kunst die Schöpfung des Grabstichels nachgeahmt haben. Ob sie den Gewinn ihrer Arbeit gleich der strengen Mutter genau berechnen mußte, und solchen auch gern und willig zu den gemeinsamen häuslichen Bedürfnissen beitrug: so wußte sie doch zuweilen diese um einen Dreibätzner zu berücken, den sie beiseit legte und dem guten Vater heimlich zusteckte, daß er in ein Weinhaus schleichen und sich gütlich davon tun konnte. Zu dem bevorstehenden Schäferfest hatte sie eine doppelte Zehrung aufgespart, welche sie dem durstigen Vater mit heimlicher Freude verstohlen in die Hand drückte, nachdem er zur Abendzeit aus der Mühle zurückkam und eben einen vollen Mehlsack abgeschultert hatte. Er machte dem lieben Mädchen dafür das freundlichste Gesicht, das ihm zu Gebote stund, wenn er unter den Lasten schier erlag, die ihm sein Hausdrache von Weib aufbürdete, wie er hinter ihrem Rücken die gurrige Ehehälfte aus gerechtem Eifer zu nennen pflegte. Die Gutmütigkeit der liebevollen Lucine griff ihm diesmal in die Seele, und er wurde dadurch so gerührt, daß ihm die Augen wässerten, denn er trug einen Plan mit sich herum, der diesen Abend zur Reife gedeihen sollte, womit er von Seiten der frommen Tochter eben kein Trinkgeld zu verdienen glaubte. In ernstes Nachdenken vertieft, wandelte er die Straße hinab ins Wirtshaus zum güldnen Lamme, drängte sich durch das Getümmel der Zechgäste, forderte einen Schoppen Wein und pflanzte sich damit, ohne

an der Gesellschaft Anteil zu nehmen, hinter den Ofen auf des Wirts ledernen Polsterstuhl, der ungeachtet aller Bequemlichkeit wegen seines ungeselligen Standortes unbesetzt war. Hier gab er, nachdem der Wein die Wirbel der abgespannten Nerven ein wenig zurechte geschraubt und die Lebensgeister aufgefrischt hatte, seinen Gedanken freie Audienz, und zog die kritische Proposition, die ihm in Ansehung der schönen Lucine war gemacht worden, in reife Überlegung.

Ein junges Genie, seiner Profession nach ein Maler, und beinahe ein ebenso aufgedunsener Flachkopf als sein jüngerer Kunstgenoß, der famöse junge Maler am Hofe*, welcher in zwei voluminösen Bänden eine so gar fade Rolle in der Lesewelt spielt, hatte sich in Rotenburg gesetzt, um daselbst seine Kunst zu treiben. Das höchste Ideal der weiblichen Schönheit war sein Hauptstudium. Wo er einer wohlgestalten Dirne ansichtig wurde am Fenster, auf freier Straße oder in der Kirche, da zog er seine Pergamenttafel hervor und konterfeiete sie mit der Bleifeder ab, hernach setzte er das Bild in Ölfarbe, verkauft es in die Klöster für eine heilige Veronika oder Madonna und fand damit guten Vertreib, sonderlich bei jungen Mönchen, die ihre Andacht dabei hatten. Am Fronleichnamsfest war ihm bei der feierlichen Prozession die schöne Lucine in die Augen gefallen, er hatte flugs den Rötelstift zur Hand genommen, die herrliche Physiognomie zu erhaschen; allein sie war kein Alltagsgesichte, das sich mit der Leichtigkeit wie ein Schattenbild an der Wand abnehmen ließ. Die Züge des reizenden Mädchens waren so sanft in einander verschmolzen und die ganze Wohlgestalt so fein abgerundet, daß die Kopei dem Original durchaus nicht entsprach. So sehr der Künstler bemühet war, aus dem ersten Entwurf durch Beihülfe der Einbildungskraft das liebliche

* Eine deutsche Geschichte für Denker und Gefühlvolle. Wien und Leipzig 1785.

Dosenstück herauszupinseln: so wenig wollte es ihm damit glücken, es blieb immer in Vergleich des Urbildes ein steifer Haubenkopf, darum strich er aus Verdruß die unbehülfliche Larve wieder aus.

Bald nachher machte ein reicher Graf zur Ausschmückung seines neuerbauten Schlosses eine Bestellung bei ihm von verschiedenen Gemälden, wozu er die Ideen selbst angab. Das Hauptstück sollte die Geburt der Venus vorstellen, wie sie als Meisterstück der schönen Natur aus dem Schoße des Meeres hervorstieg, von Göttern und Meerwundern angestaunt. Zu dieser Komposition wußte der Maler kein vollkommner Muster, die Liebesgöttin danach zu schildern, als des vormaligen Garkochs, Meister Peter Blochs schöne Tochter; nur war die Frage, ob das züchtige Mädchen die ganze Summe ihrer Reize dem Auge des Künstlers preis geben würde, um in ihre Körperform eine Göttin zu kleiden, die er nach der Natur zu zeichnen vorhatte. Um den geradesten Weg einzuschlagen, der zu dieser Absicht führete, wendete er sich unmittelbar an den Vater, machte sich ein Gewerbe bei ihm, ließ von ihm Farben reiben, und vergalt ihm seine Mühe reichlich. Nach gemachter Bekanntschaft führete er ihn eines Tages ins Weinhaus, ließ ihm wacker einschenken und rückte, da er merkte, daß der Gast bei guter Laune war, mit seiner Petition heraus, nebst angefügter Verheißung eines namhaften Grazials, im Fall zugestandener Verwilligung. Aber Meister Peter nahm das Ding schief, erbosete sich heftig über den unziemlichen Antrag, argwohnte von dem angeblichen Befugnis des Malers, zum Behuf der Kunst die schöne Natur zu entschleiern, unlautere Absichten auf Ehre und Tugend der schönen Lucine, und sprach mit zorniger Gebärde „Wie versteht das der Herr? Ists gekurzweilet oder solls ge ernstet sein? Meint er, daß ich ihm meine Tochter barleibig als ein gerupft Hühnlein, verkaufen soll? Das letzte hab i

wohl vormals als Garkoch getan; aber das erste ziemt keinem rechtschaffenen Reichsbürger." Das Kunstgenie hatte seine ganze Beredsamkeit nötig, um dem Freund Garkoch das eigentliche Verständnis zu eröffnen. Er führete ihm das Beispiel der freien Reichsstadt Kroton in Großgriechenland an, wo weiland eine löbliche Bürgerschaft sich um die Wette beeifert habe, die schönsten Stadtjungfern seinem Kunstverwandten, dem Maler Zeuxis, zu dem nämlichen Behuf vor die Staffelei hinzustellen, und zwar wie sie aus der Hand der Natur hervorgegangen wären, ihrer jungfräulichen Ehre und Reputation unbeschadet. Vielmehr wären die fünf auserwählten Schönheiten, aus welchen der Kunstmeister das Ideal der Liebesgöttin zusammenstudieret habe, allerseits glücklich an den Mann gebracht und überdies noch gar viel zu ihrem Lobe poetisiert worden.

So einleuchtend dieses Exempel war, so wenig machte es auf den ehrbaren Rotenburger Eindruck, der es für unschicklich hielt, mit der sittsamen Lucine eine Prozedur vornehmen zu lassen, für welche in unsern Tagen ein Vizekönig von Indien responsabel gemacht wird, weil er die Grazien von Oude im griechischen Kostüm zur Schau soll ausgestellet haben*. „Freund, ich sehe wohl," sprach der Maler, „daß wir des Handels nicht einig werden, du hast deinen freien Willen. Inzwischen, wenn du deinen Vorteil als ein guter Koch verstanden hättest, so würdest du diese zwanzig Goldgülden, bar aufgezählt, nicht verschmähen, den bildenden Künsten einen Augenschmaus dafür aufzutischen." Der Anblick des Goldes erschlaffte die Strenge der reichsbürgerlichen Tugend dergestalt, daß sie nachgebend und geschmeidig wurde wie sämisches Leder. In den kümmerlichen Umständen, wor-

* Eine bekannte Beschuldigung gegen Herrn Hastings, daß er einige eingeborene Prinzessinnen nackend auf dem Sklavenmarkt zum Verkauf habe ausstellen lassen, um ihren Preis zu erhöhen.

inne sich Meister Peter befand, war diese Summe eine zu süße Lockspeise. Er bedachte, wie gütlich er sich von einem Goldgülden tun könnte, und zwanzig Mal diesen Genuß zu wiederholen, das überwog alle Bedenklichkeiten. Er versprach die Sache in Überlegung zu ziehen, und auf Mittel zu denken, die schöne Lucine dem Künstler in die Hände zu spielen, dem er es überließ, dafür zu sorgen, wie er zum Anschauen ihrer verborgenen Reize gelangen möchte. Selbst zu einer solchen unsittsamen Gefälligkeit sie zu überreden, gestund er frei sein Unvermögen. Der junge Weltmann lachte über diese kleine städtische Delikatesse und nahm es auf sich, diesen Punkt in Richtigkeit zu bringen. „Meinst du, Vater Peter," sprach er, „daß es mir große Schwürigkeit kosten wird, das Mädchen aus dem Ei zu schälen? Ist dir unbekannt der Wettstreit der Sonne und des Sturmwindes um den Reisemantel eines Wanderers? Was der Orkan nicht mit seinem gewaltsamen Sausen vermochte, das wirkte jene mit ihren sanften Strahlen. Von dir würde sich die schöne Lucine freilich nicht überreden lassen, ihr Gewand zu enthüllen: du würdest dem Sturmwind gleichen; aber ich werde ihr Sonnenstrahl sein."

Der Kontrakt mit dem Maler Duns war so gut als geschlossen, es kam nur auf die Lieferung an, und dabei fand Meister Peter noch manchen Skrupel. Er drückte den Polsterstuhl des Wirts zum goldnen Lamm schon stundenlang, ohne daß er es spitzig gnug einzufädeln wußte, wie er mit der angesponnenen Schelmerei zum Zweck gelangen, das Mädchen der Mutter vor den Augen wegstehlen und mit guter Manier an seinen Kundmann liefern sollte. Der Angstschweiß trat ihm an die Stirn, wenn er daran gedachte, was am Ehehorizont sich für ein Ungewitter auftürmen und wie es auf ihn herab blitzen und donnern würde, wenn Eumenide Ilse den väterlichen Hochverrat an der leiblichen Tochter in Erfahrung bringen sollte. Überdies pochte der Gewissensham-

mer hart an seine Herzenskammer, jeder Tropfen Wein, den ihm die kindliche Gutmütigkeit gern in Nektar verwandelt hätte, gewann hinterher einen Gallen- und Wermutgeschmack, wenn er erwog, daß das liebe Mädchen alles bei Heller und Pfennig zusammensparte, ihm einen Labetrunk zu gewähren, und dieser sollte ihn jetzt zu einer Arglist begeistern, ihre Zucht und Scham auf eine harte Probe zu stellen. Alles wohl ponderiert, war es für einen Vater auch eben nicht das löblichste Vorhaben, mit der Frucht seines Leibes unziemlichen Wucher zu treiben, höchstens ließ es sich durch die Entreprise eines poetischen Negerhandels mit den Produkten des Geistes entschuldigen*.

Die gierige Habsucht und der altdeutsche Biedersinn kämpften einen harten Kampf miteinander, und der Sieg war noch zweifelhaft, da der Altvater Martin sein Abenteuer zu erzählen begann. Dieses sonderbare Phänomenon reizte die Aufmerksamkeit des Anachoreten hinter dem Ofen, er gebot den streitenden Parteien Stillstand und postierte Seele und Geist gerade hinter das Trommelfell seiner beiden Ohren, um die Geschichte genau zu vernehmen. Es fehlte ihm nicht ein Wort daran, und je weiter Vater Martin in der Erzählung fortrückte, desto interessanter wurde sie dem stillen Horcher. Bisher hatte die Neugierde nur seine Aufmerksamkeit gespannt; als aber Nachbar Blas mit der Theorie herausrückte, dem Schwarzspecht die Springwurzel, das unumgängliche Erfordernis der Schatzgräberei, abzulocken, glühete auf einmal seine ganze Phantasie. Er stund schon mit Leib und Seele in der Einbildung vor der kupfernen Truhe im Brocken und säckelte Goldstücken ein. Mit Unwillen verwarf er jetzt die dürftige Malerproposition, seine Gewinnsucht labte sich an einem fettern Köder. Zwanzig Goldgülden würde er der Mühe kaum wert geschätzt haben, sich darum zu bücken,

* Leipzig. latein. Zeitung, 32. St. 1786.

wenn sie ihm vor den Füßen gelegen hätten. Das Harzpotosi und der Weindunst hatten ihn so begeistert, daß er den raschen Entschluß faßte, sein Heil auf dem Brocken zu versuchen. Der schwere irdene Kochtopf war gleichsam vergeistiget und in einen Aerostat verwandelt, der, mit entzündbarer Luft gefüllt, hoch in den Lüften schwebte, sichs in diesem ungewohnten Element wohl sein ließ und Schlösser darin erbauete.

Die Wurzel alles Übels, Geldgeiz und Habsucht, waren eigentlich seine Fehler nicht: solange sein Wohlstand dauerte, ging ihm das Geld gar glatt durch die Hand; desto unbehäglicher war es ihm nachher, Dürftigkeit mit Gleichmut zu ertragen. Wenn er sich also goldne Berge wünschte oder träumte, so geschah es bloß darum, das von seiner Hausehre ihm aufgebürdete Eselsvikariat mit Anstand zu resignieren, keine Säcke mehr in die Mühle zu tragen und das liebe Mädchen, seine Tochter, mit einer reichen Mitgift auszusteuern. Wiewohl es auch Zeiten gab, wo er sich hätte bereden lassen, nach Art der Tscheremissen, Zahlung für sie anzunehmen und sie an den Meistbietenden zu verhandeln; doch das waren nur seine Teufelsaugenblicke. Ehe er sich von des Wirts oftbelobtem Polsterstuhle erhob, war der Reiseplan nach dem Harze bis auf eine Kleinigkeit, die Zehrung betreffend, ausgedacht und der nächste Sonntag zu dessen Ausführung anberaumet.

Meister Peter ging so leichten frohen Mutes nach Hause, als wenn er im güldnen Lamme das kolchische güldne Vlies erobert hätte. Auf dem Heimwege aber störte der leidige Einfall, daß er noch nicht im Besitz der magischen Springwurzel sei, schon diese idealische Glückseligkeit, und da er sich zugleich besann, daß auf Egidi zwar der Hirsch auf die Brunst trete, aber nicht der Specht zu Neste trage: so wars auf einmal wieder so finster in seiner Seele, als wenn in einem Hochzeitshause die Lichter ausgetan werden und der Schmaus

zu Ende ist. Er schlich sich ganz trübsinnig in seine Kammer, warf sich auf die harte Strohmatte, konnte aber weder ruhen noch rasten. Da wars, als wenn ihm eine innere Stimme das Sprüchlein zuflüstere: „Aufgeschoben sei drum nicht aufgehoben." Flugs schlug er Licht an, spitzte eine Feder und brachte den ganzen Schatzprozeß von Anfang bis zu Ende treulich zu Papiere, damit ihm kein Titel davon aus dem Gedächtnis entschwinden möchte. Und da es ihm so fein aus der Feder floß und alles dastund, als ob er's vor Augen hätte, tauchte er die spröde Rinde seines Kummers wieder in den Honigtopf süßer Hoffnung ein und tröstete sich damit, wenn er gleich noch einen Winter eseln müsse: so werde er doch die Wallfahrt des Lebens nicht auf dem traurigen Mühlenpfade enden.

Der Tag vertrieb die finstre Nacht, die muntere Hausfrau wurde bereits rege, orgelte bei der Revision ihrer Ökonomie das gewöhnliche Morgenlied aus gellender Kehle, und der niedliche Finger der arbeitsamen Lucine fädelte den seidenen Faden schon wieder in die blanke Nadel ein, ehe der geschäftige Konzipient die Feder niederlegte. Das hastige Weib öffnete rasch die Kammertür und fand den trauten Eheschatz in voller Arbeit. „Du Vollzapf!" war ihr Morgengruß, „hast du die liebe lange Nacht wieder beim Saufgelag gesessen und das Geld verpraßt, das du mir aus der Wirtschaft heimlich stiehlst? Ins Spital mit dir, du Trunkenbold!" Meister Peter, der dieser herzigen Salutation längst gewohnt war, ließ sich dadurch nicht aus der Fassung bringen und wartete, bis der Sturmwind ausgetobt hatte, dann sprach er mit gelaßnem Mute: „Liebes Weib, entrüste dich nicht, ich habe ein gutes Geschäfte vor, das wohl nutzen und frommen mag." — „Du Lungerer," schmähete sie, „du und ein gutes Geschäft! Ja, du siehst mir darnach aus!" — „Weib, laß dir sagen," entgegnete er, „ich mache mein Testament, so mein Stünd-

lein kommt, weiß nicht wie oder wann, daß mein Haus bestellet sei." Der frommen Lucine schnitt diese Rede, die ihr ganz unerwartet kam, durchs Herz, ihre blauen Augen, heiter wie der Morgen, überströmte ein milder Tränenregen, und ihr Mund brach in lauter Lamenten aus. Sie meinte, der gute Vater habe eine böse Ahndung gehabt, die sein baldiges Hinscheiden ihm verkünde, und es fiel ihr dabei ein, daß ihr die vergangne Nacht geträumet hatte, sie sähe ein neues Grab. Hierzu kam, daß es ganz gegen seine Gewohnheit war, an die vier letzten Dinge, Tod und Begräbnis, Auferstehung und Gericht, zu gedenken, wenn er Tages vorher zu Weine gewesen war. Mutter Ilse dagegen achtete auf keine Ahndungen, ihr felsenhartes Herz wurde durch die Vorstellung des vermutbaren Verlustes ihres getreuen Ehekonsorten nicht im geringsten zu einer sanften Empfindung bewegt, welche dieser, allem Anschein nach, durch den schlauen Vorwand einer Testamentsverfügung beabsichtet hatte. Vielmehr führte sie ihr Thema in ebenso rauhen Dissonanzen aus als sie angehoben hatte. „Du Schlemmer!" sprach sie, „hast Hab und Gut vergeudet und willst ein Testament machen? Was hast du denn zu vererben?" Er: „Meinen Leib, meine Seele, mein Weib und mein Kind." Sie: „Ei, da muß ich auch drum wissen! Wen hast du zum Erben eingesetzt?" Er: „Den Himmel und die Erde, das Liebfrauenkloster und die Hölle, jedem Part ist ein Legat vermacht." Sie: „Und welches?" Er: „Mein Leib der Erde, meine Seele dem Himmel, mein Weib der Hölle und mein Kind dem Kloster." Anstatt der Antwort sprang ihm das wütige Weib wie eine wilde Katze an den Hals, zerzauste dem freimütigen Testator den Krausbart und war stark dran her, ihm die Augen auszukratzen, welche wohlmeinende Absicht doch ein kräftiger Bombenwurf seiner geballten Faust in ihr knöchernes Gesicht, der ihr die ganze Physiognomie verschob, noch zum Glück verhinderte, wodurch

der ehelichen Fehde ſogleich ein Ende gemacht wurde. Der häusliche Burgfriedebruch wurde, dem Herkommen nach, nicht weiter geahndet, und unter Verwendung der friedlichen Lucine kams bald zu einem gütlichen Austrag der Sache. Meiſter Peter wandelte wieder auf ſeinem Berufswege nach der Mühle, und alles ging den vorigen Gang.

Funfzigmal hatte er den Storch und die Schwalbe wieder zurückkehren ſehen, ohne darauf acht zu haben, und gar oft hatte er am grünen Donnerstage aus Brunnenkreſſe und acht anderen Kräutern ſeinen Kunden ein Gemüſe als das Neue vom Jahre aufgetragen, ohne ſelbſt davon zu koſten. Aber den magergeſchmelzten Kohl, womit ihn ſeine frugale Speiſewirtin im nächſten Jahre zum erſtenmal beköſtigte, hätte er nicht um die Martinsgans vertauſcht, und als er der erſten Schwalbe anſichtig wurde, feierte er ihre glückliche Wiederkunft mit einem Schoppen Wein im güldnen Lamme. Außerdem ſparte er jede geheime Rente von der fleißigen Hand der Tochter, um davon Kundſchafter zu beſolden, die ihm das Neſt eines Schwarzſpechts ausſpüren ſollten. Er wählte dazu einige müßige Gaſſenbuben und ſchickte ſie aus in Wälder und Felder. Die mutwilligen Knaben trieben jedoch nur ihr Geſpött mit ihm, führten den Gecken in April, jagten ihn meilenweit über Berg und Tal, und an Ort und Stelle fand er Rabenbrut oder ein Gehecke Eichhörnchen in einem hohlen Baume. Wenn er darüber ungehalten war, lachten ſie ihm ins Geſicht und liefen davon. Einer ſeiner Spione, der kein Schalk war, witterte doch in dem Wieſengrunde an der Tauber einsmals einen Schwarzſpecht aus, der auf einem halberſtorbenen Erlenbaum geniſtet hatte, kam außer Atem

und verkündigte seinen Fund. Der unbelehrte Naturforscher ging eilig hinaus, zu untersuchen, was an der Sache sei. Sein Kundschafter führte ihn zu dem Baum, er sahe auch einen Vogel ab- und zufliegen, der daselbst sein Nest zu haben schien; aber weil der Specht nicht zu dem Geflügel gehört, dessen die Küchendynastie sich bemächtiget hat, auch weder so gesellig ist als der Spatz und die Schwalbe, noch so häufig als der Rabe und seine Gefreundin, die Dohle, gefunden wird, so zweifelte er, ob sein Gewährsmann ihn auch recht berichtet habe: denn er hatte einen Schwarzspecht so wenig mit Augen gesehen als den Vogel Phönix. Zum Glück zog ein Jäger vorüber, der den Zweifelsknoten lösete und den Ausspruch tat, wie der Frager wünschte, auch die ganze Naturgeschichte des Vogels ungebeten abhandelte, ob er gleich von der vorzüglichsten Eigenschaft desselben keine Kundschaft zu haben schien.

Der geheimnisvolle Planmacher freuete sich in der Seele über die gemachte Entdeckung, ging tagtäglich die Runde nach dem Baume und las sein angeblich Testament so fleißig als sein Gebetbuch. Als es ihn gerechte Zeit zu sein bedünkte, sein Vorhaben ins Werk zu richten, tat er sich nach einem roten Mantel um. Es war aber in der ganzen Stadt nicht mehr als ein einziges Exemplar vorhanden, und das befand sich in der Garderobe eines Mannes, den man ungern um eine Gefälligkeit anspricht: der Besitzer davon war Meister Hämmerling, der Scharfrichter. Es kostete viel Überwindung, ehe sich der wohlachtbare Reichsbürger entschließen konnte, seine Reputation auf ein so mißliches Spiel zu setzen, wobei er Gefahr lief, daß ihm, wenn die Sache auskäm, keiner seiner Zechbrüder im güldnen Lamm mehr Bescheid tun würde; indessen sah er sich doch gezwungen, in den sauern Apfel zu beißen. Er brachte sein Wort bei dem Freund Rotmantel an, und dieser fand sich auf gewisse Art geehrt dadurch, daß ein

rechtlicher Mann sich seiner Amtskleidung bedienen wollte, und gewährte ihm gern und willig seine Bitte. Mit diesem nötigen Apparatus versehen, machte sich der Wurzelsucher auf, laut Instruktion die Prozedur auf das pünklichste zu beginnen. Er verspündete das Nest, und alles erfolgte, wie Nachbar Blas angegeben hatte. Als der Specht mit der Wurzel im Schnabel angeflogen kam, wischte Meister Peter hurtig hinter dem Baum hervor und machte sein Manöver so gut und behend, daß dem Vogel über den Anblick des feuerroten Mantels vor Schrecken die Wurzel samt einer Beilage entfiel, wodurch der gute Mann leicht hätte um sein Gesicht kommen können wie der Altvater Tobias. Die Jägerkunst war glücklich gelungen, und die magische Wurzel, als der Kapitalschlüssel zu allen verschlossenen Türen, erlangt, welches den Besitzer in unbeschreibliche Wonne versetzte. Er unterließ nicht, sie in eine ganze Reisigwelle von Kreuzdornholz einzuschließen und wanderte damit so vergnügt, als wenn er schon den Schatz gehoben hätte, nach Hause.

Natürlicherweise war nun seines Bleibens nicht länger in seiner Vaterstadt, all sein Dichten und Denken war auf den Brocken gerichtet, darum machte er schleunige Anstalten, in aller Stille zu dekampieren. Seine Reisebedürfnisse waren sehr mäßig, sie bestanden in nichts weiter als in einem handfesten Wanderstabe und einem dichten Wadsack, zu dessen Akquisition unter einem Vorwande die Sparbüchse der gefälligen Lucine ihm willigen Vorschuß leistete. Glücklicherweise fügte sichs, daß an dem zur Emigration bestimmten Tage Mutter und Tochter zu den Ursulinerinnen gegangen waren, wo eine Nonne eingekleidet wurde. Vater Peter nahm dieser guten Gelegenheit wahr, von der Schildwache zu desertieren: denn ihm war die Hut des Hauses während der Abwesenheit der weiblichen Inquilinen anbefohlen.

Als er eben im Begriff war, die Penaten zu gesegnen, fiel

ihm ein, daß es nicht undienlich sein möchte, einige Vorübungen mit der Springwurzel zu versuchen, um sich augenscheinlich von der angepriesenen Wirksamkeit derselben zu überführen. Mutter Ilse hatte ein in die Wand ihrer Kammer eingemauertes Schränkchen, worinnen sie unter sieben Schlössern, als eine kluge Wirtschafterin, ihr Spargut auf den Notfall nebst dem Patengelde ihrer einzigen Leibeserbin verwahrte; die Schlüssel dazu trug sie wie ein Amulett stets mit sich herum. In dem häuslichen Finanzkollegium hatte Vater Peter weder Sitz noch Stimme, folglich waren ihm diese Arcana domus völlig unbekannt, ihm ahndete nur so etwas von einem hier verborgenen Schatze: denn wenn ihm der Schrank in die Augen fiel, schlug ihm das Herz gleich einer Wünschelrute, und dieses Herzklopfen hielt er immer für ein untrügliches Zeichen, daß Geld oder Geldeswert in der Nähe sei. Jetzt kams auf ein Experiment an, zu erfahren, ob sein Wünschelrutengefühl probat sei oder nicht. Er zog gar säuberlich die Wurzel hervor und berührte damit die Schranktür. Zu seinem Erstaunen haspelten sich alsbald die sieben Schlösser auf, die Tür krachte und öffnete sich mit Geräusch. Da funkelte ihm der Mammon der sparsamen Hausfrau nebst dem Patenpfennig der frommen Lucine in die Augen. Er wußte nicht, ob er sich mehr über die Wirksamkeit der magischen Wurzel oder über den gefundenen Schatz freuen sollte und stand voll Verwunderung da wie ein stummer Ölgötz. Endlich dachte er an seinen Schatzgräberberuf und an die vorhabende Wanderschaft, darum eignete er sich den Fund als Viatikum zu. Nachdem er den Schrank rein ausgeleert hatte, schloß er, wie Nikol List, der Dieb der goldnen Tafel in Lüneburg, die Schlösser insgesamt gar bedächtiglich wieder ab und zog frohen Mutes unverweilt, nach wohlverwahrter Haustür, seiner Straße.

Die andächtigen Weiblein, die mit großer Inbrunst dem

klöſterlichen Gepränge beigewohnt hatten, wunderten ſich baß, daß ſie das Haus verſchloſſen und den Hüter desſelben nicht auf ſeinem Poſten fanden, ſie ſchelleten, ſie pochten, ſie riefen: „Vater Peter, tu auf!“ Es regte und rührte ſich nichts von innen, als das zutätige Hausvieh, die miaulende Katze. In Ermanglung der wirkſamen Wurzel wurde der Schloſſer mit ſeinem Bund Dieterichen herbeigerufen, das Haus zu eröffnen. Während der Zeit hatte Mutter Ilſe eine gar emphatiſche Predigt ausgedacht, in welcher die Epanorthoſis nicht geſparet war, die ſie dem faulen Heinz, der ihrer Meinung nach der Ruhe pflegte, zu halten vorhatte, denn ſie ſprach: „Baal ſchläft!“ Das ganze Haus wurde vom Söller bis zum Keller durchſucht; aber Baal war nicht zu finden. Wer weiß, dachte ſie, wo das Ungetüm in einem Weinhauſe ſchon am frühen Morgen ſchwelgt. Urplötzlich durch dieſen Gedanken aufgeſchreckt, fühlte ſie mit der Hand in die Taſche nach dem Schlüſſelbund: denn ſie argwohnte, das Amulet ſei von ihr nicht in Obacht genommen und der Schatz von dem durſtigen Ehekonſorten ſpoliiert worden. Aber das Schlüſſelbund fand ſich an Ort und Stelle, und der Schrank machte die ruhigſte unbefangenſte Miene von der Welt, daß ſie nichts Arges vermutete.

Es wurde Mittag, hernach Abend, und endlich Mitternacht: Vater Peter kam nicht zum Vorſchein. Nun wurde die Sache bedenklich, Mutter und Tochter konſultierten ernſtlich über Urſache und Zweck dieſer ſonderbaren Verſchwindung. Es kamen ſeltſame Vermutungen auf die Bahn, und da die ſchauervolle Mitternachtſtunde leichter mit traurigen und ſchwermütigen als mit heitern und fröhlichen Ideen ſich paaret; auch Mutter Ilſe wohl wußte, daß ſie für ihren Mann ein wahres Plagholz war: ſo brannte ſie dieſe Gewiſſensrüge wie Feuer auf der Seele, und gebar die ſchwärzeſten Vorſtellungen. „Ach,“ rief ſie mit Händeringen aus,

„daß es Gott im Himmel erbarme! Lucine, es ahndet mir, dein Vater hat sich ein Leids getan!“ Das sorgsame Mädchen, der gleichwohl ein solcher schreckbarer Gedanke noch nicht eingefallen war, erbebte vor Entsetzen, tat einen hellen Schrei, alle ihre Sinnen umnebelten sich und sie sank ohnmächtig dahin. Die resolute Hausmutter säumete indessen nicht, mittelst eines brennenden Schwefelfadens ihre erstorbenen Lebensgeister wieder aufzuwecken. Aber nachdem sie sich erholet hatte, schrie sie Ach und Weh! über das vermutbare Unglück, schluchzete und jammerte bis zum Anbruch des Tages.

Alle Winkel des Hauses wurden nochmals durchsucht, jeder Nagel an der Wand und jeder Balken beschauet; jedoch wurde Meister Peter zum Glück an keinem gefunden, und daraus ergab sich denn doch so viel, daß er sich weder erhenkt noch entgurgelt hatte. Drauf wurden Leute mit Störstangen ausgeschickt, die alle Tiefen und Timpfel längs der Tauber untersuchen mußten; allein auch diese Mühe war fruchtlos. Mutter Ilse war schnellen Sinnes, flugs war bei ihr Feuer im Dache, das auch bald wieder verlöschte, daher beruhigte sie sich leicht über den Verlust des abhanden gekommenen Ehekompans und war zufrieden, daß er sich nur mit Leib und Seele zugleich aus der Welt gestohlen, und ihr die Schmach erspart hatte, seinen Leichnam durch Meister Hämmerlings Hausgesinde zur Erde bestatten zu lassen. Nun war sie mit Ernst darauf bedacht, seinen vakanten Platz in der Wirtschaft durch einen rüstigen Esel zu ersetzen, sie traf eine gute Wahl und wurde mit dem Eigentümer des lastbaren Tieres über den Preis desselben einig, beschied ihn des folgenden Tages zu sich, um für den Successor des trauten Ehekonsorten gute Zahlung zu leisten. Sobald sie aus dem Bette fuhr, war ihre erste Sorge, die Kaufsumme zu berichtigen. Sie öffnete die sieben Schlösser des Wandschrankes, ein Darlehen aus dem

Schatzgelde zu diesem Behuf zu erborgen. Ach, wie wurde ihr zu Sinne, als sie alle Fächer leer und ledig fand! Einige Augenblicke stund sie in stiller Betäubung; bald aber ging ihr ein Licht auf, und sie geriet in eine solche Wut über den entlaufnen Hausdieb, daß sie wie Madame la Motte, als diese die Lossprechung des Kardinals vernahm, vor großem Grimm das Nachtgeschirr sich an der Stirn entzwei schlug, und sich mit den Scherben die Haut verletzte. Sie erhob dabei ihre Stimme mit so gräulichen Verwünschungen, daß die schöne Lucine voller Bestürzung herbeieilte, zu sehen, welches Unglück sich begeben habe. Als ihr nun die Mutter der Länge nach die gemachte Entdeckung mitteilte, auch ihr unverhalten ließ, daß der Patenpfennig zugleich mit verschwunden sei, freuete sich die fromme Tochter mehr über den Verlust, als daß sie sich darüber betrübt hätte: sie war nun augenscheinlich überzeugt, daß der liebe Vater sich kein Leids getan habe, sondern in die Welt gegangen sei, sein Glück anderwärts zu versuchen.

Ungefähr einen Monat nach dieser häuslichen Katastrophe schellte jemand an der Tür, Mutter Ilse ging hinaus aufzutun, in der Meinung, es sei eine Mehlkundschaft. Da trat herein ein stattlicher junger Mann, von feinem Ansehen, wohlgekleidet als ein Junker, bezeigte ihr große Reverenz, freuete sich ihres guten Wohlseins, frug nach der schönen Lucine und tat ganz bekannt, ob sich das Weib gleich nicht besann, ihn jemals mit Augen gesehen zu haben. Die Nachfrage nach der Tochter belehrte die Mutter zwar bald, daß der Besuch ihr nicht eigentlich gelte, doch hieß sie den Unbekannten in die Stube treten, rückte ihm einen Schemmel und frug nach seinem Gewerbe. Der Fremdling nahm eine geheimnisvolle Miene an, und begehrte die kunstreiche Nähterin zu sprechen, von der so viel Rühmens gemacht werde, er habe eine Bestellung an sie. Mutter Ilse hatte ihre eignen

Gedanken darüber, was das für eine Bestellung sein möchte, die ein junger Passagier, der in der Stadt fremd war, an ein hübsches Mädchen auszurichten habe. Da indessen alles in ihrer Gegenwart verabhandelt werden sollte, hatte sie nichts dagegen und rief die fleißige Tochter, welche auf das mütterliche Geheiß den Nähramen verließ und herabkam. Die sittsame Lucine errötete, da sie des Fremden ansichtig wurde, und schlug beschämt die Augen nieder. Er faßte traulich ihre Hand, welche sie zurückzog, blickte sie mit innigster Zärtlichkeit an, wodurch sie noch in größere Verlegenheit kam; wollte reden, sie schien ihn nicht anhören zu wollen, sondern brach das Stillschweigen zuerst mit diesen Worten: „Ach Friedlin, wo kommst du hierher? Ich dachte, du wärest hundert Meilen weit von mir. Du kennst meine Gesinnung und kommst, mich von neuem zu quälen!“ — „Nein, liebes Mädchen,“ antwortete er, „ich komme dein und mein Glück zu vollenden. Mein Schicksal hat sich geändert. Ich bin nicht mehr der arme Kunz, der ich vormals war: es ist mir ein reicher Vetter gestorben, ich bin Erbe seines Vermögens und habe Geld und Gut vollauf, darf mich nun ohne Scheu vor deiner Mutter sehen lassen: Daß ich dich liebe, das weiß ich, daß du mich liebest, das hoff ich; das erste ist wahr, drum warb ich um dich; ist das andre wahr, so freist du mich.“

Die blauen Augen der schönen Lucine heiterten sich während dieser Rede auf, und bei den letzten Worten verzog sich ihr kleiner Mund zu einem sanften Lächeln; sie warf einen verstohlnen Blick auf die Mutter, gleichsam ihre Gesinnungen zu erforschen, die in wunderbare Betrachtungen vertieft schien. Es war ihr unbegreiflich, wie die sittsame Dirne einen Liebeshandel, ohne daß sie Notiz davon erhielt, habe anspinnen können. Sie kam nie aus dem Hause, als von der Mutter vergesellschaftet, und im Hause hatte sich, außer dem Vater, nie eine männliche Gestalt blicken lassen. Mutter Ilse hätte

einen körperlichen Eid darauf getan, daß es ein Mädchenspäher künstlicher würde anstellen müssen, sich in das Herz ihrer Tochter zu stehlen, als eine Linse durch ein Nadelöhr zu werfen; gleichwohl bewies die Tatsache, daß der schlaue Friedlin die mütterliche Wachsamkeit beschlichen und dem unbefangenen jungfräulichen Herzen die Liebe eingeimpft habe.

Die große Lehre aus dieser Erfahrung war diese, daß das Herz einer schönen Tochter unter der Hut und Wacht der Mutter für Dieberei so wenig gesichert sei, als ein Sparpfennig unter sieben Schlössern.

Ehe sie noch mit ihren Glossen über diese geheime Intrike zu Ende war, legitimierte der rasche Freiwerber sein Gewerbe auf eine sehr gültige Weise, durch Aufzählung eines ganzen Tisches voll Goldstücken, welche auf der schwarzen Schiefertafel einen solchen Glanz der Mutter ins Gesicht strahlten,

daß sie nicht umhinkonnte, ein Auge über den verborgenen Liebeshandel zuzudrücken, von dem sie ohnehin vermutete, daß er in aller Zucht und Ehrbarkeit sei betrieben worden. Die schlaue Lucine hatte bisher immer einen kräftigen Exorcismus der strengen Domina gefürchtet, welcher den lieben Getreuen aus dem Hause bannen würde: im Grunde liebte sie ihn so herzig und inbrünstig, wie die zärtliche Psyche den Amor, denn es war ihre erste Liebe. Doch diese Sorge war diesmal überflüssig: das stürmische Weib war so fromm wie ein Lamm, sie hegte den gesunden Grundsatz, daß man mit reifen Töchtern nicht lange Markt halten, sondern sie um ein leidliches Gebot losschlagen müsse, über das sei der erste Käufer auch insgemein der beste. Sie hatte daher ihre mütterliche Einwilligung schon in Gedanken zurechte gelegt, damit sie gleich beihanden wäre, wenn der reiche Freier sie darum ansprechen würde.

Sobald er sein Geld aufgezählt hatte, brachte er sein Wort in bester Form Rechtens bei der harrenden Mutter an, und es war bei ihr alles Ja und Amen. Das Heiratsnegoz kam rascher zustande, als der Handelstraktat über das getreue Hausvieh, den Esel. Der deklarierte Bräutigam strich hierauf die Hälfte der Schaumünzen in den Hut und schüttete sie der Braut in die Schürze, zum Mahlschatz; mit der andern überströmte er, als mit einem goldnen Regen, das dürre Land der mütterlichen Habsucht, um davon die Hochzeit auszurichten. Nachher bat er seine Geliebte um eine geheime Audienz, welche ihm nun als ein legales tête à tête unweigerlich zugestanden wurde. Die reizende Lucine kam mit der heitersten Miene nach Verlauf einer Stunde wieder zum Vorschein, und belohnte den aufrichtigen Friedlin für die Auflösung manches Zweifelsknoten, in Ansehung seiner Glücksveränderung, mit dem ersten sanften Kusse von ihrem Rosenmunde. Die geschäftige Mutter hatte indessen vor allererst ihren

Reichtum in Sicherheit gebracht, und solchen, weil sie nicht Zeit hatte, ihn an einen heimlichen Ort im Keller zu vergraben, dem ungetreuen Wandschrank vor der Hand wieder anvertrauet, hierauf das ganze Haus geschmückt und mit Besemen gekehret; auch ließ sie durch eine dienstfertige Nachbarin Küche und Keller wohl bestellen, und schlug in einer ledigen Kammer ein herrliches Gastbett für den neuen Eidam auf, welcher ihrer Meinung nach allzulange zögerte, seiner Geliebten gute Nacht zu sagen und die Federn zu suchen.

Die Neugierde, zu erfahren, wes Standes und Herkommens der Fremdling sei, wie sich die erste Bekanntschaft mit ihm ergeben, wie das geheimnisvolle Minnespiel der Liebenden angehoben habe, und durch welche List ihre Argusaugen wären geblendet worden, setzte die Lebensgeister der lauersamen Mutter in so ungewohnte Bewegung, daß ihr kein Schlaf in die Augen kam, ob sie sonst gleich mit den Hühnern aufzufliegen pflegte, und dabei oft das Sprüchlein anzog: Morgenstunde hat Gold im Munde. Der verschwiegnen Lucine stund in der Mitternachtstunde noch ein scharfes Examen bevor; aber sie hatte entweder gute Ursachen, nicht auszubeichten, oder ihre gesprächige Laune war mit dem trauten Herzgespiel bereits zur Ruhe gegangen. Da Mutter Ilse mit dem artikulierten Verhör herausrückte, rundete sich der kleine Mund der lieblichen Dirne zum Gähnen, sie rieb sich die Augen und vermeldete die Ankunft des Sandmännchens, hatte nicht Lust Rede zu stehen und sprach etwas schlaftrunken: „Liebe Mutter, das alles steht Euch bevor, der Länge nach zu erfahren, nur gönnt mir jetzt die Ruhe, deren ich benötigt bin, daß morgen meine Wangen nicht erbleichen, wenn der junge Gesell seinen Kauf bei frühem Tage besieht.“ Mit dieser Ausflucht mußte sich die weibliche Neugier begnügen, und war wider Gewohnheit so bescheiden, die Decke des Geheimnisses nicht weiter zu betasten.

Es gab nun vielen Wirrwarr im Hause: die Zurüstungen zur Hochzeit wurden mit großem Eifer betrieben. Das Gerücht von Lucinens Heurat lief wie ein Steppenfeuer in der Stadt umher und war die Neuigkeit des Tages. Wo sich der stattliche Freier auf der Straße blicken ließ, da fuhr alles an die Fenster, auch blieben die Leute an den Eckhäusern und an den Kreuzwegen stehen, gafften ihm nach, und beredeten die Freierei. Einige gönnten der wackern Dirne ihr Glück, andere neideten sie deshalb, und obwohl Friedlin ein schöner Mann war, der in ganz Rotenburg seines gleichen suchte, auch sich dabei herrlich kleidete und trug: so fand die Eifersucht der Stadtdirnen doch bald dies bald das an ihm zu meistern: der einen war er zu lang, der andern zu schlank, der dritten zu rund, der vierten zu bunt. Einige nenneten ihn einen Prahler, andere einen Luftling, hofften zu ihrem Troste, die Freude werde nicht lange dauren, verglichen ihn einem Zugvogel, der nur kömmt, im Lande zu nisten und wieder davonfleugt. Indessen mußte Nachbar Neidhard doch eingestehen, daß der fremde Zugvogel fleißig zu Neste trüge. Eines Tages kam ein Nürnberger Fuhrmann, mit einem schwer beladenen Frachtwagen vors Haus gefahren, der schrotete Kisten und Kasten hinein. Mutter Ilse säumte nicht, mit Meißel und Hammer sie zu öffnen, erstaunte über den reichen Segen ihres zukünftigen Tochtermanns, und pries den angeblichen Erblasser desselben einmal über das andere selig.

Der Hochzeittag war anberaumt und die halbe Stadt dazu eingeladen, die Ausrichtung geschahe im Wirtshaus zum goldnen Lamm: das Wohnhaus hatte nicht Raum, alle Gäste zu fassen. Da die Braut den Kranz aufschmückte, sprach sie zur Mutter: „Dieser Kranz würde traun! am Ehrentage mir behagen, wenn Vater Peter mich zur Kirche führte. Ach wär er doch wieder da! Wir haben Gottes Segen vollauf, und er nagt wohl am Hungertuche.“ Dieser Gedanke fiel ihr so

ſchwer aufs Herz, daß ſie darüber anhob zu weinen und zu jammern. Aus Sympathie, oder weil die alte Liebe bei erneuertem Wohlſtand in dem mütterlichen Herzen wieder anfing zu vegetieren, ſtimmte die Hochzeitmutter mit ein und ſprach: „Ich wärs wohl zufrieden, daß er wieder käm, möcht ihn doch der Eidam zu Tode füttern. 'S iſt immer, als wenn was im Hauſe fehlte, ſeitdem der Vater nicht da iſt.“ Daran ſagte ſie auch keine Unwahrheit: im Grunde fehlte in ihrem

Feuerzeug der Stein, woraus ihr ſtählerner Sinn den Funken hervorſprühen ließ, durch welchen der Zunder der Zwietracht entzündet wurde. Seit ſeiner Auswanderung war, zu ihrem größten Leidweſen, beſtändiger Friede im Hauſe, und ihre Gallenblaſe bedurfte doch zuweilen einer Ausleerung.

Was geſchah? Am Polterabend vor der Hochzeit, karrete ein Mann mit einem Schubkarren zum Tore herein, verzollete ein Faß Brettnägel, die er dem Beſchauer vorzeigte,

fuhr mit ſeiner Ladung gerades Weges vors Hochzeithaus und pochte an die Tür. Die Braut ſchob das Lied im Fenſter auf, zu ſehen wer da ſei: da wars Vater Peter. Darüber entſtund großer Jubel im Hauſe, die hocherfreute Lucine ſprang über Tiſch und Bank ihm entgegen, und umhalſete ihn zuerſt, hernach bot ihm Mutter Ilſe die Hand und verzieh ihm den verübten Diebsgriff in ihr Schatzgeld, mit den Worten: „Schelm, beſſre dich!“ Endlich bewillkommete ihn auch Friedlin, der Bräutigam, und Mutter und Tochter waren zugleich

die Dolmetscherinnen aller seiner Freiermeriten: Denn Vater Peter faßte den wildfremden Mann scharf ins Auge, und schien über ihn allerlei Glossen zu machen. Jedoch da er berichtet wurde, wie dieser Fremdling die Gerechtsame der Hausgenossenschaft sich erworben habe, war er wohl mit dem zukünftigen Eidam zufrieden, und tat so vertraut, als wenn er schon lange mit ihm bekannt gewesen wäre. Nachdem Mutter Ilse dem wiedergefundenen Ehemann etwas zum Imbiß aufgetragen hatte, war sie begierig, seine Abenteuer zu vernehmen, und forschte mit Fleiß, wie es ihm in der Fremde ergangen sei. „Gott segne mir meine Vaterstadt!" sprach er, „ich bin das Land durchzogen, hab allerlei Gewerbe versucht und zuletzt einen Eisenhandel getrieben, aber dabei mehr zugesetzt als gewonnen. All mein Reichtum besteht in diesem Fäßlein Brettnägel, die ich den Brautleuten zum Hausrat in die Wirtschaft zu steuren gedenke." Mutter Ilse hatte nun ihren Feuerstein wieder, und ihre Suada sprühete von neuem helle Funken von Vorwürfen und von Schmähungen, daß dem Kleeblatt der Zuhörer davon die Ohren gelleten, bis sich Friedlin ins Mittel schlug und versprach, den Schwiegervater aus der Erbschaftsmasse zu alimentieren und ihn ehrlich zu halten.

Die fromme Lucine erreichte den Wunsch, daß sie Vater Peter folgenden Tages in die Kirche führte, herausgeputzt wie eine Magistratsperson, wenn der neue Rat aufgeführet wird. Die Hochzeit des glücklichen Paares wurde mit großem Gepränge vollzogen. Bald nachher richteten die jungen Leute ihre eigne Wirtschaft an, Friedlin hatte das Bürgerrecht gewonnen, bezog sein neues Haus am Markte neben der Apotheke, kaufte dazu einen Weinberg und Garten, auch Ackerfeld, samt Wiesen und Weihern und trieb bürgerliche Nahrung als ein wohlhabender Mann. Vater Peter aber hatte sich in Ruhe gesetzt, zehrte, wie die ganze Stadt glaubte,

von dem Segen des reichen Schwiegersohnes, und niemand vermutete, daß sein Nägelmagazin das eigentliche Füllhorn sei, aus welchem das Öl des Überflusses träufe.

Er hatte die Wallfahrt nach dem Blocksberg, ohne daß eine lebendige Seele etwas darum wußte, glücklich vollendet, zwar nicht mit der Eile, wie die löbliche Innung der Druden in der Walpurgisnacht auf der Besenpost, aber mit mehrerer Muße und Bequemlichkeit. In jedem Wirtshaus, zwischen dem Fichtelberg und Brocken in gerader Linie gelegen, kehrte er ein und hielt Kellerrevision, befand sich mehr unter als über der Erde auf dieser Ausflucht über die fränkische Grenze und fuhr nicht eher ganz nüchtern wieder zu Tage aus, bis er in blauer Ferne das Harzgebürge vor Augen hatte. Nun fand er mancherlei Schwürigkeiten vor sich, wozu er des freien und ungehinderten Gebrauchs aller obern und untern Fähigkeiten der Seele benötiget war. Darum legte er sich ein strenges Fasten in Speise und Trank auf.

Solange er den Brocken noch nicht erreicht hatte, diente ihm seine Nase zum Reisekompaß, und er ging dieser getreulich nach; aber nun befand er sich gleichsam unter einer Polhöhe, wo diese Magnetnadel keine Direktion mehr anzeigte. Er durchkreuzte den Brocken hin und her, niemand konnte ihm das Morgenbrodstal nachweisen. Zufälligerweise kam er dennoch auf die rechte Spur, fand den Andreasberg, witterte das Flüßchen aus, die Eder genannt, aus welchem er einen frischen Trunk schöpfte, der ihn mehr begeisterte als die Dichter ein idealischer Labetrunk aus der Hippokrene, entdeckte das Grab und war so glücklich, die Streitfrage des Wirtes zum goldnen Lamme zu lösen. Er ging wirklich in den Berg, die Springwurzel leistete ihre guten Dienste; er fand den Schatz und belastete seinen Wadsack mit so vielem Golde, als er zu tragen vermochte, welche Summe er für seine Bedürfnisse auf Lebenszeit und zur Aussteuer der

schönen Lucine hinreichend fand. Obgleich die goldne Bürde, welche er jetzt zu Tage zu fördern bemühet war, seine Schulter so sehr drückte als ehedem ein schwerer Mehlsack: so wurde ihm doch der Weg die zweiundsiebenzig steilen Stufen herauf lange nicht so sauer und beschwerlich als der zur Mühle. Er war jetzt so reich wie Anton Thevenet, der mit seiner Bande den berüchtigten großen Diebstahl an dem Wechsler Fingerlin zu Lyon beging.

Da er auf dem Rückwege wieder das Tageslicht erblickte, war ihm zu Mute wie einem dem Schiffbruch Entronnenen, der lange mit den Schrecken des Todes in den Wogen gekämpft hat, nun unter seinen Füßen festen Grund und Boden fühlt und den Strand freudig hinaufklimmt. Bei aller verheißenen Sicherheit trauete er während der unterirdischen Expedition dem Berggeist nicht allerdings, fürchtete, der schauervolle Schatzhüter werde ihm in Wildermannsgestalt erscheinen, ihm ein tödliches Schrecken einjagen oder die reiche Beute wieder abnehmen. Die Haut schauerte ihm und alle Haare stunden ihm zu Berge, da er die steinerne Treppe hinabstieg. Er hielt sich auch so wenig mit der Betrachtung des Schatzgewölbes auf, daß er sich nachher nicht einmal zu erinnern wußte, ob die Wände und Pfeiler von Gold und Juwelen geflimmert und gefunkelt hatten. Alle seine Gedanken waren nur auf die kupferne Truhe gerichtet, aus welcher er so behend als möglich volle Ladung einnahm. Inzwischen lief alles nach Wunsch ab, es ließ sich kein Berggeist hören noch sehen; nur die eiserne Tür tat sich, sobald er den Fuß aus dem Gewölbe herausgesetzt hatte, mit großem Ungestüm wieder zu. In der Eil hatte der scheue Schatzsucher die köstliche Springwurzel, die er beim Einraffen des Goldes aus der Hand gelegt, mit sich herauszunehmen vergessen, wodurch ihm der zweite Transport unmöglich gemacht wurde, welches jedoch der begnügsame Mann, der soviel Reichtum

in gediegenem Golde beſaß als er fortbringen konnte — und wir wiſſen, daß er ein bengelhafter Laſtträger war —, eben nicht ſehr zu Herzen nahm.

Nachdem er alles getreulich laut Inſtruktion des Altvaters Martin ausgerichtet und das ſcheinbare Grab wieder zugeworfen hatte, zog er in reifliche Überlegung, wie er das erhobene Schatzkapital in Sicherheit bringen und davon in ſeiner Vaterſtadt nach Herzensgelüſten, ohne großes Aufſehen und Maulgeſperre, leben und zehren könnte. Auch lag ihm ſehr daran, daß ſein böſes Weib daheim nichts von der Beerbung des alten Harzkönigs wittern möchte: denn er befürchtete, daß ſie ihn ſo lange auf der ehelichen Folter quälen würde, bis er ihr ſein Hab und Gut ausgeſäckelt hätte. Sie ſollte ſeiner Abſicht nach zwar den Genuß davon haben und aus dem wohltätigen Bächlein ihren Durſt löſchen, aber die Quelle davon nie ausſpähen. Der erſte Punkt war leicht in Richtigkeit gebracht, allein der andere koſtete großes Kopfbrechen, ohne daß Meiſter Peter damit etwas endete. Er trug ſeinen Mammon wohl eingepackt und feſte geſchnürt ins nächſte Dorf, das ihm aufſtieß, kaufte dort beim Rademacher einen Schubkarren, und beim Faßbinder ließ er ſich eine Tonne mit doppeltem Boden zurichten, fuhr damit auf den nächſten Eiſenhammer, füllte ſie oben und unten mit Brettnägeln, und in der Mitte verbarg er gar ſchlau den Schatz. Mit dieſer Ladung machte er ſich allgemachſam auf den Heimweg, hielt, weil er eben keine Eile hatte, bei jedem Krug an und ließ auftragen das Beſte, was der Wirt hatte.

Als er von der Käſtenzeche den Berg hinein nach Ellrich fuhr, in das wohlbekannte Städtlein, obwohl damals Amarant und Nanntchen noch nicht daſelbſt hauſeten, geſellete ſich ein junger Mann zu ihm, von feinem Anſehen, dem aber tiefer Kummer auf dem Geſichte ſaß. Vater Peter, dem's gar wohl und leicht ums Herz und der eben geſprächiger

Laune war, redete ihn an: „Junger Geſell, wo hinaus?“ Er antwortete gar trübſinnig: „In die weite Welt, guter Vater, oder aus der Welt, wohin mich meine Füße tragen.“ — „Warum aus der Welt?“ ſprach Meiſter Peter, „was hat dir die Welt zu Leide getan?“ Der Wandersmann: „Sie hat mir nichts zu Leide getan, ich ihr auch nichts, dennoch ſteht mir's darin nicht länger an.“ Der jovialiſche Karrenſchieber, der, wenns ihm wohl war, jedermann gern froh und heiter um ſich ſah, tat ſein Beſtes, den Kopfhänger aufzumuntern, und weil ſeine Wohlredenheit nichts über ihn vermochte, vermutete er, die böſe Laune möchte wohl unterm Zwerchfell im Oſophagus ihren Sitz haben. Darum lud er ihn zum Abendeſſen im Wirtshaus ein und verſprach, ihn zechfrei zu halten, welches der mißmütige Gefährte nicht ausſchlug. Es war an demſelben Abend ein fröhliches Gelag daſelbſt, wobei viel Scherz und Kurzweil getrieben wurde. Meiſter Peter war recht in ſeinem Elemente und wurde ſo aufgeräumt, daß er auf eigene Koſten für die ganze Geſellſchaft einſchenken ließ. Da gabs Schnacken, Schnurren und Charakterzüge, ſo bunt und kraus als die gedruckten nur immer ſein mögen, und in der Schenke nehmen ſie ſich vortrefflich aus! Der Murrkopf allein fand keinen Geſchmack daran, ſaß in einem Winkel, ſahe vor ſich auf die Erde, aß kaum drei Mundbiſſen und kredenzte den Freudenbecher nur ein wenig mit den Lippen.

Da Meiſter Peter wahrnahm, daß dem milzſüchtigen Gaſte auch auf dieſe Weiſe nicht beizukommen war, vermutete er, daß ſein Kummer tiefe Wurzel in dem Herzen müſſe geſchlagen haben, ließ in einer Kammer eine gute Streu zubereiten und nahm ſich vor, den folgenden Tag ſeinen Gaſt auszuforſchen: denn er wähnte ein ſonderbares Abenteuer und war begierig, es zu vernehmen. Der ſchöne Sommermorgen lockte ihn in die Laube des Hausgartens, er beſtellte das Frühſtück dahin, und ſobald der Grillenfänger wach war,

berief er ihn heraus ins Freie, saß bei ihm in der Laube, munterte ihn auf und sprach: „Lustig, Gesell! Laß deinen Kummer schwinden und sei gutes Mutes. Sieh da! Nach einer trüben Nacht läßt sichs doch zu einem heitern Tage an. Was bangt und quälet dich? Sag an!“ — „Was kanns helfen, guter Vater,“ antwortete gar trübselig der Jüngling, „ob ich dir mein Herz offenbaren wollte, du hast doch weder Rat noch Trost für mich.“ — „Wer weiß,“ versetzte Meister Peter, „ob ich dir nicht helfen kann; singt nicht die christliche Gemeine: Oft kommt der Trost aus Winkeln her, wo man ihn nicht vermutet?“ Er setzte mit so zudringlicher Gutmütigkeit an den Ritter von der traurigen Gestalt, daß dieser nicht umhin konnte, ihm endlich zu Willen zu sein. „Die Ursach meines Kummers,“ sprach er, „ist kein Bubenstück, das mich bangt und nagt, sondern ein Unstern tugendlicher Liebe, darum darf ich mich nicht entblöden, dir mein Anliegen zu entdecken.

Ich bin der Armbrustschütz des Grafen von Ottingen in Frankenland und sein geborner Dienstmann. Ich war bei ihm wie Kind im Hause. Er hat mich auferzogen, und die Leute munkelten, ich sei sein Sohn. Um die Zeit der Mitfasten brachte ihm ein Maler allerlei Gemälde zu Kauf, die der Graf bestellt hatte, sein neues Schloß damit zu zieren. Unter diesen Schildereien befand sich das Konterfei eines wunderschönen Mädchens, die sie eine Göttin nannten und wovon der Meister behauptete, daß er die liebliche Gestalt einer zarten Dirne abgestohlen habe, die an Schönheit die Abkonterfeiung weit überträf, aber zu verschämt gewesen sei, dem Maler zu sitzen. Ich konnte nimmer satt werden, das Bild-

nis anzuschauen, lief zehnmal des Tages in den Saal, wo es aufgestellet war, gaffte es stundenlang an, und je länger ich es betrachtete, desto mehr wurde mein Herz davon entzündet, daß ich keine Ruh noch Rast mehr finden konnte. Eines Tages rief ich den Maler beiseits und beschwor ihn, mir zu sagen, wo die feine Dirne anzutreffen sei, nach der er das Konterfei im Speisesaal abkopeiet habe, und bot ihm großen Lohn, wenn er mit der Sprache frei herausgehen wollte. Der Meister merkte, wo mich der Schuh drückte, lachte über meine Phantasei und offenbarte mir sonder Trug, was ich zu wissen begehrte. Die schöne Dirne, sagt' er, sei in der Reichsstadt Rotenburg an der Tauber seßhaft und des alten Garkochs Tochter; ich könne bei ihr mein Heil versuchen, sie sei jedoch gar stolzen und spröden Sinnes. Alsbald begehrte ich Urlaub vom Grafen, der mir solchen weigerte und mich nicht entlassen wollte; darum entlief ich bei der Nacht und zog gen Rotenburg, wo ich bald das Mägdlein auskundschaftete. Aber sie zu sehen oder zu ihr zu gelangen, war all meine Müh vergebens. Sie lebt unter dem Gewahrsam einer luchsäugigen Mutter, einem Drachen von Weibe, die sie nicht vor die Tür gehen oder zum Fenster ausschauen läßt, verschließt das Haus wie einen Jungfernzwinger, und keine männliche Seele darf hinein.

„Das ängstete und quälte mich gar sehr, darum sann ich auf eine List, zog Frauenkleider an, versteckte das Gesicht unter eine Kappe und schellte an der Tür. Da ward mir aufgetan, ich sah die liebreizende Dirne, und ihr Anblick entzückte mich also, daß ich mich schier vergessen hätte; doch besann ich mich kurz und bestellte einen Teppich mit Bildwerk bei ihr, denn sie ist eine kunstreiche Nähterin, als eine im Lande. Nun ging ich täglich im Hause frei aus und ein unter dem Vorwand, zu sehen, ob die Arbeit fördere, und genoß der Wonne, mein Liebchen vor Augen zu haben und mit ihr freundlich zu kosen,

ſtundenlang. Bald vermerkt' ich, daß mich die Jungfrau liebgewann, denn ich tat ſo ehrbar und ſittſam als eine ernſte Matrone, und ſie iſt ein rechtes Tugendbild. Aber einsmals, als die Mutter außer dem Hauſe Geſchäfte hatte und ich allein bei der holden Dirne ſaß, drängte mich die heiße Liebe, mich ihr zu entdecken. Sie fuhr mit großem Schreck vom Nähtahmen auf und wollte entfliehen. Ich hielt ſie flehentlich zurück, daß ſie nicht Lärm machte und Feuer rief, ſetzte ihr Leib und Seele zum Pfande, daß ich in ehrlicher Abſicht gekommen ſei, mit Zucht und Ehrbarkeit um ihre Gunſt zu werben. Endlich glaubte ſie meinen Worten, und da ſie ruhiger wurde, eröffnete ich ihr den ganzen Handel, wie ſich alles begeben hatte, daß mein Herz in Liebe gegen ſie entbrannt ſei. Sie ſtrafte meinen Leichtſinn mit lieblichen Worten, daß ich Minne halber meinem Brotherrn, dem Grafen, entlaufen ſei und frug, wovon ich denn ein Weib ernähren wollte? Da ſtund ich wie aufs Maul geſchlagen und wußte keine Antwort auf dieſe verfängliche Frage. Ob ich ſchon zwei geſunde Arme habe, ſo wagte ich doch nicht, frei heraus zu ſagen, daß mich ihr zuliebe dieſe ſchon nähren würden, denn ich fürchtete, ein Taglöhner ſei einer ſo rechtlichen Dirne zu ſchlecht.

„Sie blickte mich voll Mitleiden an und fuhr alſo fort: ‚Friedlin, wir müſſen uns ſcheiden, du wirſt mich nimmer unter dieſer trüglichen Geſtalt wiederſehen. Dieſe Tür bleibt dir auf ewig verſchloſſen. Meine Tugend iſt unbeſcholten, aber mein Herz iſt ſchwach! Du haſt mich belehrt, wie leicht die Verführung einen Weg durch verſchloßne Türen zu finden weiß. Mein Vater hat mich fürs Kloſter beſtimmt, und ich eile nun, dieſem Beruf zu folgen; die Nadel ſoll mir erwerben, was ich dem Kloſter ſteuren muß. Gehab dich wohl, auf hundert Meilen weit, daß kein Verdacht mir böſen Leumund mache.‘ Sie trieb mich, ſie zu verlaſſen. Ich mußte ge-

horchen und mich von ihr scheiden. Ach, das war ein bitter Kraut! Ich schlich trübselig in die Herberge, rang mit Kümmernis und Verzweiflung, hatte weder Ruh noch Rast, weinte und jammerte Tag und Nacht. Hundertmal zog ich des Tages die Straße, wo sie wohnte, auf und ab, und wo in eine Kirche zur Messe geläutet wurde, lief ich sporenstreichs hin, ihr aufzulauren, um nur den Trost zu haben, sie noch einmal zu sehen. Umsonst! Sie blieb vor meinen Augen verborgen wie ein Geheimnis. Dreimal verließ ich die Stadt, in die weite Welt zu gehen; ich konnte nicht fort: es war, als wenn ich an den Ort gebannt wäre. Noch einmal versucht ichs eines Morgens, mich, in ein Weib vermummet, ins Haus zu stehlen, um ihr auf ewig Lebwohl zu sagen. Ich schellte an der Tür mit großer Beklommenheit. Die Mutter kam heran, doch als sie mich erblickte, schlug sie das Fenster hastig zu und schalt und schmähete von innen: ‚Du Drude! du Trödlerin! sollst meine Schwelle nimmer betreten! Bist gar eine schlechte Bezahlerin!‘ Aus diesen Worten verstand ich, unter welchem Vorwand die kluge Lucine meine Entdeckung der Mutter verhehlet hatte, die sonst schwerlich eine gute Kundschaft würde verschlagen haben. Nun gab ich alle Hoffnung auf, das herrliche Mädchen jemals wieder mit Augen zu sehen, verließ die Stadt und ziehe als ein herrenloser Knecht im Lande herum, bis mir der Kummer vollends gar das Herz abfrißt.“

Meister Peter hatte mit großer Aufmerksamkeit die offenherzige Erzählung seines Reisegefährten angehöret und freuete sich über den glücklichen Zufall innig, der ihn zu einem Wanderer gesellet hatte, welcher ihm von der geheimen Geschichte seines Hauses während seiner Abwesenheit so authentische Nachricht erteilte. Als Friedlin mit seinem Referat zu Ende war, sprach er: „Deine Geschichte ist sonderbar; aber eins ist mir nicht klar darin, du gedachtest eines Vaters deines Liebchens. Warum vertrautest du dich dem nicht an? Er wäre

wohl Freiersmann worden, und würde einem ſo wackern Ge
ſellen, als du zu ſein ſcheineſt, ſein Kind ſchwerlich verſag
haben.“ — „Ach!“ entgegnete Friedlin, „der Vater iſt ei
Gauch, ein Saufbold, ein Landfahrer, der Weib und Kin
böslich verlaſſen hat, und von dem niemand weiß, wo er ge
blieben iſt. Das knurrige Weib führte oft bittre Klagen übe
ihn, und ſchalt das liebe Mädchen hart aus, wenn ſie des
Vaters Partei nahm, ob er ihr gleich den Patenpfennig zum
Zehrgeld entwendet hat, wofür ich dem Schurken den Bar
ausraufen möchte, wenn er mir in die Hände fiel.“ Vate
Peter horchte hoch auf, da ihm alſo ſein Lob geprieſen wurde,
und wunderte ſich, daß der junge Geſell um alle ſeine Do-
meſtika ſo guten Beſcheid wußte. Der Eifer desſelben be-
leidigte ihn keinesweges. Er fand, daß Friedlin vortrefflich
in ſeinen Plan paſſe, daß er ihn zum Depoſitär ſeiner Reich-
tümer machen, und dadurch alles Aufſehen beim Genuß der-
ſelben in ſeiner Vaterſtadt vermeiden und auch dem gierigen
Weibe ſeinen Fund verbergen könne. „Kompan,“ ſprach er,
„zeig mir deine Hand, ich verſtehe mich aufs Wahrſagen, laß
ſehen was dein Glücksſtern dir verheißt.“ — „Was kann er
mir verheißen,“ antwortete der peregrinierende Liebhaber,
der wieder ganz in ſeine trübſelige Laune verfallen war, „doch
nichts als Unglück.“

Der angebliche Chiromant ließ ſich nicht abweiſen, und da
Friedlin den freundſchaftlichen Gefährten, der ihn zechfrei
hielt, nicht wollte unwillig machen, ſo reichte er ihm die Hand
dar. Meiſter Peter nahm eine bedenkliche Miene an, betrach-
tete alle Lineamente wohl, ſchüttelte zuweilen verwundernd
den Kopf dabei, und da er das Spiel lang gnug getrieben
hatte, ſprach er: „Freund, wer's Glück hat, führt die Braut
heim! Morgen, wenn die Sonne aufgeht, mach dich auf und
ziehe gen Rotenburg in Frankenland: dein Liebchen iſt dir
treu und hold, ſie wird dich wohl empfangen. Es ſteht dir

eine reiche Erbschaft bevor, von einem alten Vetter, den du nicht kennst, bald hast du Geld und Gut im Überfluß, ein Weib davon zu nähren." — „Kamerad," sprach Friedlin mit Unwillen, der den Wahrsager für einen Possenreißer und Scherztreiber hielt, „es ziemet dir nicht, mit einem Unglücklichen Gespött zu treiben, such dir einen, den du foppen kannst, ich bin nicht dein Mann." Er stund hastig auf und wollte davon. Vater Peter erfaßte ihn beim Rockzipfel und sprach: „Bleib, du Murrkopf, ich treibe keinen Scherz und bin bereit, meine Prophezeihung bei Ehren zu erhalten. Ich bin ein wohlhabender Mann, und will dir bar auf einem Brette so viel auf die Erbschaft vorstrecken, als du begehrest. Folge mir in die Kammer, daß ich dich von der Wahrheit meiner Worte durch die Tat überführe." Der junge Gesell machte große Augen, da er den Freund Eisenhändler aus dem Tone reden hörte, seine abgebleichten Wangen röteten Freude und Erstaunen. Er folgte schweigend in einem Zustande, wo ihm unbewußt war, ob er wachte oder träumte, dem rätselhaften Manne, welcher die Tür abschloß und sein Nägelfaß aufspündete.

Hier entdeckte sich Meister Peter dem getreuen Liebhaber der schönen Lucine offenherzig, vertrauete ihm das Schatzgeheimnis und sein Vorhaben, daß Friedlin als Tochtermann den reichen Mann spielen, er aber in der Stille leben und mit ihm des herrlichen Fundes sich freuen wolle. Die tiefe Melancholie des jungen Wichtes war nun mit einem Mal verschwunden; er wußte keine Worte zu finden, dem ehrlichen Vater seine Dankbarkeit zu erkennen zu geben, daß er ihm zum glücklichsten Sterblichen auf Gottes Erdboden machen wolle. Des folgenden Tages verließen beide Reisegefährten mit der besten Laune die Stadt Ellrich am Harze und steuerten frisch auf Nürnberg in Franken zu. Hier staffierte sich Friedlin als ein stattlicher Freier heraus, Vater Peter zahlte

ihm das vorläufige Heuratsgut in die Taſche und nahm den Verlaß mit ihm, wenn ſein Gewerbe glücklich von ſtatten gehen würde, ſollte er durch einen geheimen Boten es ihm zu wiſſen tun, daß er einen Fuhrmann mit allerlei köſtlichem Hausgeräte befrachten könne, damit der reiche Freier in Rotenburg Aufſehen mache.

Als der präſumtive Schwäher und Eidam von einander ſchieden, gab der erſtere dem letztern die Vermahnung mit auf den Weg: „Schweige deine Zunge und bewahre unſer Geheimnis, vertraue keinem Menſchen, was dir wiſſend iſt, als der verſchwiegenen Lucine, wenn ſie deine Braut ſein wird.“ Meiſter Peter genoß die erkleckliche Rente ſeiner Harzreiſe, ob er gleich keine Beſchreibung davon auf Koſten des Publikums ans Licht ſtellete, bis ins ſpäteſte Alter, hatte ſoviel im Vermögen, daß er nicht wußte, wie reich er war; Friedlin aber hatte den Namen des reichen Mannes, lebte mit der ſchönen Lucine, ſeinem tugendſamen Weibe, glücklich und zufrieden. Und wie ein reicher Mann auch leicht ein geehrter Mann ſein kann, wenn er will, ſo bewarb er ſich um eine Stelle im Rat, erſtieg in der Folge die höchſte Stufe reichsſtädtiſcher Glückſeligkeit und wurde regierender Bürgermeiſter. Von ihm geht noch bei den Rotenburgern ein Sprüchwort im Schwange, bis auf den heutigen Tag: wenn ſie einen bemittelten Mann beſchreiben wollen, ſo heißt es, er ſei reich als weiland Peter Blochs des Garkochs Eidam.

Anmerkungen

Die Hauptquellen für das Leben des Musäus sind die „Nachgelassenen Schriften des verstorbenen Professors Musäus", herausgegeben von A. v. Kotzebue (Leipzig 1791) und Moritz Müller, „J. K. A. Musäus" (Jena 1867). Den Quellen und Motiven der „Volksmärchen" des Musäus gehen nach L. Bechstein in „Mythe, Sage, Märe und Fabel im Leben und Bewußtsein des Deutschen Volkes" (sehr oberflächlich), ferner R. Andrae, „Studien zu den Volksmärchen der Deutschen von J. K. A. Musäus" (Marburger Diss. 1897), und E. Bleich in Herrigs Archiv, Bd. 108 u. 109.

Durch eine umfassende Untersuchung über Stoffgeschichte, Quellen und Technik der Märchen des Musäus sollte diese Ausgabe nicht belastet werden; ich werde an anderer Stelle darauf zurückkommen. Hier handelte es sich nur darum, ihr Verhältnis zur deutschen Volksüberlieferung festzustellen. Die Illustrationen dieses Bandes sind von Ludwig Richter.

Vorbericht an Herrn David Runkel

S. XII, Z. 11 v. u. Die erhabene Beherrscherin eines Weltteils, Katharina II., schrieb unter anderm für ihre Enkel: „Das Märchen vom Zarewitsch Chlor" (aus dem Russischen, Berlin 1782); „Das Märchen vom Zarewitsch Fewei" (ebenda 1784).

S. XV, Z. 8 v. u. Märchen meiner Mutter Gans: Perraults „Contes de ma mère l'oye" (Paris 1697).

Legenden von Rübezahl

Die „Legenden von Rübezahl" eröffneten das zweite Bändchen der Originalausgabe (1873). Musäus hat sie in der Hauptsache wohl nicht unmittelbar aus dem Volksmunde; daß er selbst im Riesengebirge war, davon wissen wir nichts; immerhin mag ihm der eine oder andere Zug aus mündlicher Überlieferung durch Reisende zugetragen sein. Im wesentlichen schöpfte er jedenfalls aus literarischen Quellen, ob unmittelbar aus den Rübezahlschriften des Leipziger Magisters Johannes Prätorius: der „Daemonologia Rubinzalii Silesii" (Leipzig 1662—65, 3 Bände), und dem „Satyrus Etymologicus" [1672], oder aus späteren, wie dem oft aufgelegten „Schlesischen Rübezahl" (o. J., sowie Breslau 1728, 30, 39), oder noch anderen, ist noch zu untersuchen.

Die erste Legende geht wahrscheinlich nicht auf volksmäßige Überlieferungen zurück; Musäus scheint es hier ähnlich gemacht zu haben, wie der Leipziger Magister, der ja auch vielfach anderweitige Erzählungen auf seinen Rübezahl übertrug. Der Raub der schönen Emma erinnert an die Sage vom Wassermann, der die Mädchen anlockt und hinabzieht. Überlieferungen der Art können auch Musäus begegnet sein (vgl. Sommer, Sagen u. s. w. aus Sachsen und Thüringen, S 38 ff.; Witzschel, Kleine Beiträge zur Mythologie u. s. w. aus Thüringen Bd. 1,

S. 201, und besonders „Harzmärchenbuch" von Ad. Ey, S. 181). Auch Riesen und Zwerge stellen den Töchtern der Menschen nach: Zwergkönig Laurin entführte die schöne Similt, u. s. f. (vgl. Grimm, d. Myth. S. 435).

Die zweite Legende hängt enger mit der Rübezahl-Tradition zusammen, und geht von einem wesentlichen Charakterzuge des Berggeistes aus, den Prätorius, gestützt auf die Aussagen von Kräuterkrämern aus dem Riesengebirge, besonders unterstreicht; er sagt nämlich, daß „der gröste und gewöhnligste Hohn, welchen Rübezahl nicht verschmertzen kan, seyn solle, so er nur Rübezahl tituliret wird". Die daraus entwickelte Erzählung „Rübezahl straffet seinen Lästerer" hat Prätorius sicher aus mündlicher Überlieferung. Verwandt sind ferner die von Prätorius selbst erfundenen oder in die Rübezahlsage verpflanzten Geschichten: „Rübezahl lest sich enthaupten für einen andern" und „Rübezahl erlöset einen Schuhknecht auß dem Galgen".

Zu der dritten Legende bieten sich als Parallelen bei Prätorius die von diesem selbst als authentisch bezeichneten Erzählungen: „Rübezahl verborget Geld" und „Rübezahl schenket einem Schuldner hundert Reichsthaler"; zu der vierten: „Rübezahl verwandelt Blätter in Ducaten" (von Prätorius ebenfalls nach dem Berichte seines glaubwürdigsten schlesischen Gewährsmannes aufgezeichnet). Zu der fünften Legende, von dem Abenteuer der Breslauer Gräfin, hat man in der Geschichte von der Obristin, die Prätorius im „Satyrus Etymologicus" Nr. 20 erzählt, einen Keim finden wollen. Auf den Trick des Vagabunden, der in Rübezahlmaske die Reisenden erschrecken und ausplündern will, ist Musäus wohl gekommen durch ähnliche Possen, die von Leuten des Grafen Schaffgotsch tatsächlich verübt worden sein sollen. Diese sollen, den fremden Herrschaften zu gefallen, die aus Neugier das Gebiet des Berggeistes betraten, in schreckbaren Vermummungen den Rübezahl nachgeäfft und die Reisenden veriert haben. So erzählt Nic. Henel in seiner „Silesiographia", ed Fiebiger, Bd. 2, S. 156 (1704). — Von gespenstischen Reitern ohne Kopf wird in vielen Gegenden Deutschlands erzählt. Daß endlich der Berggeist als Arzt auftritt, davon wissen schon die Rübezahlschriften vor Prätorius.

S. 5, Z. 2 v. o. Ehrichsstraße. Widukinds „Annalen" 1, 73, berichten, daß die Milchstraße nach dem thüringischen Himmelsheroen Iring Iringsstraße genannt wurde. Außerdem gab es bei den Germanen einen irdischen Helden- und Herrscherweg dieses Namens; der neue König hielt auf ihm beim Regierungsantritt einen Umritt durchs Land (altschwedisch: „Eriksgatu ridha", den Erichsweg reiten). Vgl. Grimm, D. Myth., 2. Aufl. S. 330 ff.

S. 8, Z. 12 v. u. Den inokulierten Berggeist. Anspielung auf M. v. Thümmels poetische Erzählung „Die Inokulation der Liebe" (1771).

S. 10, Z. 6. Mälſtrom, Meeresſtrudel bei der norwegiſchen Inſel Moskerde.

S. 14, Z. 7 v. o. poſtiſch (franz. postiche) falſch, nachgemacht.

S. 14, Z. 12 v. u. Roſaurens Murner (= Kater, Katze), nach Wieland Anſpielung auf Zachariäs komiſches Heldengedicht „Murner in der Hölle".

S. 15, Z. 13 v. o. Dumpf, oder Dampf, Engbrüſtigkeit.

S. 31, Z. 1 v. u. Wadſack (von Wat = Gewand), Mantelſack.

S. 44, Z. 12 v. u. endelich, in Luthers Sprache (z. B. Ev. Lucä 1, 39) einer, „der bald End macht", alſo hurtig iſt.

S. 45. Z. 16. Roſe von guter Vorbedeutung. Eine roſenartige Schnuppe am Docht bedeutet Glück; vgl. Grimm, D. Myth., 2. Aufl., S. 1090. — Z. 6 v. u. Als ob ſich's eignete, aus dem älteren „äugnen, eräugnen" (von Auge) entſtanden: ſich ſehen laſſen, von unheilverkündenden Anzeichen gebraucht.

S. 46, Z. 2 v. u. Helle, die „Hölle" im Schneidertiſche.

S. 51, Z. 14 v. u. Hanns Hubrigs Biograph. Chr. Joſ. Löber, „Leiden und Freuden Hans Hübrigs, eines 112jährigen Greiſes" (Dresden 1783).

S. 52. Z. 5 v. u. Nonens (Non-ens, nicht ſeiend, Nichts), nicht Nonſens, hat die Originalausgabe.

S. 69, Z. 1 v. u. Schreckenberger, alte ſächſiſche Silbermünze, 7 gingen auf 1 Gulden.

S. 75, Z. 1 v. u. Die magiſche Hechtleber. Vgl. das Buch Tobiä, 6, 20; 8, 2.

S. 79, Z. 11 v. o. Das projektemachende Milchmädchen am bekannteſten durch Gleims Gedicht.

S. 81, Z. 2 v. u. Hellbank. Hölle, Stubenwinkel hinterm Ofen.

S. 87, Z. 1 v. o. Mit Hengſcher Weisheit. Joh. Chr. Hennings betätigte ſich als eifriger Laternenanzünder der Aufklärung in Schriften wie: „Von den Ahndungen und Viſionen" (1777); „Viſionen neuerer und der neueſten Zeiten, philoſophiſch ins Licht geſtellt" (1781).

S. 88, Z. 1 v. o. Schiff, Geſchirr. „Schiff (Geſchiff, Scheff, Schaff) und Geſchirr, alle zur Landwirtſchaft oder irgendeinem Gewerbe erforderlichen Werkmittel und Gerätſchaften" (Schmeller, Bayr. Wörterb. 3, 336). — Z. 2 v. u. Tavarro, Mantel.

S. 104, Z. 10. boſelte, kegelte.

S. 111, Z. 9 v. u. „Das Buch Chevilla" erſchien Freiberg 1784. — Z. 8 v. u. Der berüchtigte Seher, Superintendent Ziehen in Zellerfeld, prophezeite für Oſtern 1786 große Erdrevolutionen, in ſeiner „Nachricht von dem bevorſtehenden Erdbeben" (1780).

Richilde

„Richilde", das zweite Märchen des 1782 erſchienenen 1. Bandes, entſpricht unſerm Sneewittchenmärchen; doch macht Muſäus die böſe Stiefmutter zur Hauptperſon. Der in die Vorgeſchichte verflochtene Albertus Magnus begegnet uns in der thüringiſchen Sage wiederholt. Ebenſo erinnert der im Fegefeuer ſchmachtende Teutebald an die Landgrafen Hermann und Ludwig von Thüringen, deren Söhne ſich, wie die Sage meldet, auch das Seelenheil ihrer Väter angelegen ſein *ließen*. (Witzſchel, a. a. O., Bd. 1, S. 46 ff. u. S. 53).

S. 119, Z. 1 v. o. poſtiſche. Vgl. die Anm. zu S. 14, Z. 7. — Z. 7 v. o. Fräſch, bayriſch Frais, Gefrais, fränkiſch Fraiſch, Krampf (bei Kindern); auch Epilepſie; vgl. Grimm, D. Myth., S. 1111.

S. 127, Z. 1 v. o. plantierten, ſitzengelaſſenen (vom franz. planter).

S. 148, Z. 2 v. u. Magſamengeiſt, Extrakt des Gartenmohnſamens.

Stumme Liebe

Erſchien als erſtes Märchen des 4. Bandes 1786. Muſäus verbindet hier eine als Volksmärchen häufig vorkommende Erzählung mit einer andern meiſt als Sage lokaliſierten: 1. Ein Wanderer, der Nachtquartier ſucht, wird in eine Kammer gewieſen, in der es nicht geheuer iſt; ein Geſpenſt erſcheint, das ihn raſiert und ſich dann von ihm raſieren läßt (oder nur erſteres, wie bei Pröhle, „Kinder- und Volksmärchen", Nr. 72) ihm erzählt, warum es verwünſcht war, und ihn durch *einen* Schatz belohnt (Meier, „Volksmärchen aus Schwaben" Nr. 45; Zingerle, „Kinder- und Hausmärchen aus Süddeutſchland" Nr. 17). 2. Ein armer Mann träumt 3 Nächte hintereinander, er ſollte nach der und der Stadt auf die und die Brücke gehen, dort werde er ſein Glück finden. Er folgt dem Traum, und es ergeht ihm dann ähnlich, wie dem Franz Melcherſohn auf der Weſerbrücke (vgl. z. B. „Blätter für Pommerns Volkskunde" Bd. 9, S. 49, „der erträumte Schatz"; Meiche, „Sagenbuch des Königr. Sachſen", S. 682) Abraham a Santa Claras, „Judas der Erzſchelm" (Ausgabe von Bobertag, S. 15) hat folgende Einleitung zu dieſer Geſchichte: Ein junger Geſell zu Dortrecht in Holland hat ſein ganzes Vermögen durchgebracht. Aus Furcht vor ſeinen Gläubigern lebt er ganz einſam, haßt wie die Fledermaus den Tag und wird ein Melancholikus. Ein Traum weiſt ihn nach der Stadt Kempen u. ſ. w. Der Bettler gibt ihm dann die Beſchreibung eines Traumes, in der er ſeines Vaters Garten in Dortrecht wieder erkennt. — Wahrſcheinlich hat Muſäus alſo dieſe Verſion benutzt; die Geſchichte kommt auch ſchon bei Prätorius, in ſeinen „Wünſchelruten", S. 372, vor, dort wiederum nach einer älteren Quelle. Wenn andererſeits auch der „Kloſterbarbier" bei Meier damit beginnt, daß ein junger Verſchwender Haus und Hof verkaufen muß und ſchließlich nur noch einen Schuldſchein von 300 Gulden behält, mit dem er dann auszieht, ſo iſt hier vielleicht ſchon ein Einfluß von

Musäus auf das Volksmärchen zu erkennen. — Die Haupthandlung der „Stummen Liebe" aber, die überaus anmutige Liebesgeschichte, hat Musäus erfunden.

S. 166, Z. 8 v. u. Klostergeschichten: z. B. J. M. Millers von der damaligen Lesewelt in den Himmel gehobener empfindsamer Roman „Siegwart, eine Klostergeschichte" (1774). — „Plimplamplasko, der hohe Geist (heut Genie). Eine Handschrift aus den Zeiten Knipperdollings und Doktor Martin Luthers usw." (1780), eine dramatische Selbstpersiflage von Klinger. — Z. 7 v. u. „Kakerlak oder die Geschichte eines Rosenkreuzers aus dem vorigen Jahrhundert" (1784), von Joh. Karl Wezel (geb. 1747, seit 1786 geisteskrank). — Rosenthalsche Sippschaft, eine Romanhydra von der sentimentalen und „Familien"-Sorte, die unter dem Titel „Neue Original-Romane der Deutschen" 1784 mit „Eduard Rosenthal, eine abenteuerliche Geschichte" (2 Bde.) begann; es folgten ein „Klärchen Rosenthal", eine „Geschichte der Familie Rosenthal" usw.; bis 1786 waren 16 Bde. erschienen.

S. 169, Z. 6 v. u. Die alte Frau C*. usw. bezieht sich auf den damals allbekannten Roman von Joh. Timotheus Hermes, „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen" (1770—73 in 5, 1775 in 6 Bden).

S. 186, Z. 15. Og von Basan, ein Riese der jüdischen Sage. Im Kriege mit dem Volk Israel wollte er einen Berg von 6000 Schritten im Umfang auf das Lager seiner Feinde stürzen, der jedoch durch Jehovahs Schickung von Ameisen ausgehöhlt war und über ihm zusammenbrach; seine Zähne wuchsen hinein, so daß er festsaß und von Moses leicht getötet werden konnte. Vgl. 4. Buch Mose 21, 33; 5. Buch Mose 3, 11; Buch Josua 13, 12.

S. 193, Z. 2 v. o. Podoggen, Prügel (eigentlich russ. das Instrument dazu).

S. 209, Z. 2 v. u. Gespilde, Teilung (juristisch), von spilden = spalten, teilen.

S. 211, Z. 16. einer Ereignis, nach älterem Sprachgebrauch.

S. 212, Z. 10 v. u. genärbten, genarbten.

S. 213, Z. 9 v. u. ff. Bezieht sich auf Joh. Georg Zimmermanns Schrift „Über die Einsamkeit" (1784—85, 4 Teile); schon 1756 und 1773 erschienen von ihm kleinere Schriften über dasselbe Thema.

S. 216, Z. 4 v. o. Capichi Baschi, Kapudschi Baschi, Oberpförtner, niederer türkischer Hofbeamter. — Z. 14 v. o. Das psychologische Journal: „*Γνῶθι σαυτόν* oder Magazin zur Erfahrungsseelenkunde usw., mit Unterstützung mehrerer Wahrheitsfreunde", herausgeg. von Karl Phil. Moritz (1783—92).

S. 217, Z. 13 v. o. Geisterseher Oeder, der braunschweigische Kammerrat und Professor Oeder; vgl. Musäus' eigene Anmerkung, unten, S. 345.

Melechsala

„Melechsala", das erste Märchen des fünften, 1787 erschienenen Bandes, folgt in den Umrissen der Handlung der thüringischen Sage vom Grafen Ernst oder Ludwig von Gleichen. Hinzugetan hat Musäus den flinken Kurt, den Scheich Kiamil und andere Nebenfiguren; ferner die Gartenmarotte des Sultans und die damit zusammenhängende Bestallung des Grafen zum Gärtner; in der Sage heißt es bloß, daß er schwere Garten- und Feldarbeit verrichten muß; ferner stammt von Musäus die orientalische Blumenliebhaberei und Blumensprache der Prinzessin, die Muschirumi, und überhaupt die ganze köstliche farbenreiche, lebendige Ausführung.

S. 252, Z. 12 v. o. eingeflemmt: flemmen wahrscheinlich Nebenform zu flennen, weinen. — Z. 18 ff. v. o. Die jüngste Kreuzfahrt usw., eine Anspielung auf die Teilnahme deutscher Truppen am Kriege zwischen England und den nordamerikanischen Kolonien, wie Bd. 2 S. 203.

S. 262, Z. 16 v. o. laut Hübnern. Joh. Hübner (1688—1731) gab eine Anzahl geographischer, historischer, genealogischer und enzyklopädischer Werke heraus.

S. 266, Z. 11 v. o. Des Zellerfelder Sehers. Vgl. die Anmerkung zu S. 111, Z. 8 v. u.

S. 270, Z. 1 f. v. o. es hatte sich ... nicht geeignet. Vgl. die Anmerkung zu S. 45, Z. 6 v. u. — Z. 6 v. o. Die sächsisch-thüringische Wehklage („Gottes Wehklage") erscheint bei den lausitzer Wenden als schönes weißgekleidetes Kind oder weißgefiedertes Huhn und kündet durch Weinen oder auch durch Gesang Pest, Brand, Überschwemmung, Tod und anderes Unheil an; vgl. Alfred Meiche, „Sagenbuch des Königreichs Sachsen", S. 231. Verwandt ist die Klagmutter, Klagefrau am Oberharz und im Vogtland, die sich als großer weißer Ballen nachts auf der Straße wälzt oder sich auch als gefiedertes Gespenst oder als ein Kalb oder Schaf mit roten Augen zeigt. Das Vöglein Kreideweiß gehört gleichfalls in die Reihe dieser Erscheinungen. Vgl. Grimm, D. Myth., S. 1088; Köhler, „Volksbrauch im Vogtlande", S. 478.

S. 272, Z. 9 v. u. Boselbahn, Kegelbahn.

S. 273, Z. 10 v. o. Abdolonymus, ein König in Sidon.

S. 288, Z. 10 v. u. Pilastre de Rozier hatte damals durch seine etwas großtuerisch in Szene gesetzten aeronautischen Versuche die Aufmerksamkeit Europas auf sich gelenkt. Am 15. Oktober 1783 gelang ihm der erste Aufstieg in einer Montgolfiere. Nach mehreren Erfolgen verunglückte er am 14. Juni 1785 bei einer mit dem Physiker Romain unternommenen Fahrt von Calais nach Dover.

S. 292, Z. 7 v. u. Winke für Fürsten und Prinzenerzieher, nach Wieland eine kleine Schrift, die damals erschien.

S. 304, Z. 6 v. u. Lybiſchen, eine in älteren Werken häufige Schreibweiſe.

S. 308, Z. 6 v. u. Wenn einem Familiengliede träumt von ausfallenden Zähnen, ſo bedeutet das nach thüringiſchem Volksaberglauben einen baldigen Todesfall im Hauſe (Witzſchel, „Kleine Beiträge zur Mythologie u. ſ. w. aus Thüringen," Bd. 2, S. 252).

S. 314, Z. 5 v. o. W=z=ls ... Kakerlak. Vgl. die Anmerkung zu S. 166, Z. 7 v. u.

S. 328, Z. 17 v. o. förnen, lies föhrnen.

Der Schatzgräber

„Der Schatzgräber" folgte im fünften, 1787 erſchienenen Bande der Originalausgabe auf „Melechſala". Daß Muſäus hier, ſoweit es ſich um Schatzgräberei handelt, ſich an Volksüberlieferungen anſchließt, iſt leicht zu erkennen. Bei Sommer, „Sagen u. ſ. w. aus Sachſen und Thüringen", S. 14 ff. finden ſich z. B. hübſche thüringiſche Erzählungen von Geiſtern, die des Nachts einen Schläfer wecken, einem einſam Wachenden erſcheinen und ihm winken; wer ihnen folgt, den führen ſie zu einem Schatz, den zu hüten ſie verwünſcht ſind. Häufig iſt auch in Sagen und Märchen der Zug, daß der Schatz erſt nach Ablauf einer beſtimmten Zeit zugänglich wird. Die umſtändliche Nachweiſung des Schatzes auf dem Brocken hat Muſäus, wie er ſelbſt angibt, aus einem alten Manuſkript, einer Art Walenbuch, in dem die volkstümliche Auffaſſung ſchon mit etwas gelehrter Fabelei verſetzt iſt. Das Rezept, wie die Springwurzel gewonnen wird, iſt weit verbreitet und von Muſäus getreu übernommen. — Eine Geſchichte von einem Koch, der eine böſe Sieben heiratete, muß wohl auch im Volke in Umlauf geweſen ſein, wie man ſchon an dem Spottvers ſieht.

Der Erzählung, die Muſäus aus dieſen Elementen bildete, ſehr ähnlich iſt „das Märchen vom Himphamp" (Ulrich Jahn, „Märchen aus Pommern und Rügen", Nr. 44) in ſeinem letzten Teil: Ein Küſter, der im Dorfe reihum auf den verſchiedenen Höfen zu Mittag eſſen mußte, lud ſich ſehr oft noch außer der Reihe zu Gaſte bei einem Schmied, der eine hübſche Frau hatte; ſo daß der Schmied ſich ſchließlich das verbat. Aus Rache log nun der Küſter dem Edelmann des Dorfes vor, der Schmied hätte geprahlt, er könne alles Korn des Gutsherrn in einer Nacht dreſchen. Der Edelmann verlangte das nun wirklich vom Schmied und drohte, ihn von Haus und Hof zu jagen, wenn er es nicht täte; während aber der Küſter triumphierend zur Schmiedin ſchlich, kam dem ratloſen Schmied beim Dreſchen ein Graumännlein zu Hilfe. Am Morgen iſt die Arbeit getan, und nun bläſt der Küſter dem Edelmann ein, dem Schmied aufzuerlegen, daß er in einer Nacht an Stelle eines Steinhaufens einen Goldfiſchteich anlegt; wieder tut ſich der Küſter bei der Schmiedin bene, und wieder hilft das Graumännlein. Nun ſoll der

Schmied zu guterletzt noch einen Himphamp ſchmieden ohne Stahl und Eiſen, ohne Feuer und Amboß; es hilft ihm nichts, daß er beteuert, er wüßte ja gar nicht was das ſei. Das Graumännlein aber weiß wieder Rat; „nimm deine Ochſenpeitſche", ſpricht es, „verſteck dich zu Hauſe, und ſobald du ſiehſt, was dir nicht gefällt, ſo rufe: Himphamp Kleb an! und vergiß nicht, die Peitſche zu gebrauchen". Bald kommt dann wieder der Küſter zur Schmiedin; als ſie ſich eben küſſen wollen, ruft der Schmied ſein Sprüchlein, die beiden kleben aneinander und werden ſo vom Schmied mit der Peitſche durchs Dorf getrieben; unterwegs bleiben durch das gleiche Zauberwort noch ein paar Ochſen und dann noch ein Fuder Heu an ihnen hängen.

Aber nun kam der Schmied in den Verdacht der Hexerei, wurde doch noch von Haus und Hof gejagt und zog in die Welt hinaus. Wieder begegnete ihm das graue Männlein und riet ihm, er ſolle ſieben Jahre wandern, ſich nicht waſchen, nicht kämmen, nicht ſchnauben, nicht Haar, Bart und Nägel ſchneiden, nicht die Kleider wechſeln. Er kam ſchließlich in eine Stadt, da wohnte ein Mann, der hieß Garkoch. Der hatte die reiche Ilſe genommen, das ſchlimmſte Weib in der ganzen Stadt, und die Leute ſangen darauf den Spottvers:

Vollbrechts Ilſe
Niemand will ſe
Garkoch
Nahm ſie doch.

Aber mit dem Geld hatte er noch nicht genug, er verſchaffte ſich eine Springwurzel (auf die uns bekannte Weiſe) und ging damit in ein altes Schloß, wo er einen Schatz vergraben wußte, und hob ihn. Nun war er reicher als der König. Aber für ſeine drei ſchönen Töchter fand ſich kein Freier, weil ſie von einer ſo böſen Mutter waren; deshalb ließ er bekannt machen, der erſte beſte, der anhielte, ſolle vom Fleck weg eine bekommen, und reiches Heiratsgut dazu. Der Schmied hörte davon und meldete ſich als Freier. Die beiden älteſten Töchter rümpften die Naſe, die Jüngſte aber ſagte ja. Ehe ſie Hochzeit hielten, kam das graue Männchen und ſprach: „Nun ſind die 7 Jahre um, ich will dich waſchen und ſäubern". Und als das geſchehen war, da ſtand der ſchönſte Mann vor der Braut; die beiden älteren Schweſtern aber ärgerten ſich ſo, daß ſie ſich erhängten.

Das Märchen teile ich hier mit, weil es lehrreich iſt für die Frage, wie Muſäus und das Volksmärchen zueinander ſtehen. Man ſieht, dieſe ganze Kompoſition iſt neueren Datums, ſie iſt in der erſten Hälfte eine ganz gelungene Verſchmelzung des Motivs von den drei unmöglichen Aufgaben, die dem Helden von einem Neider aufpraktiziert werden, ſowie des Märchens vom „alten Hildebrand" und des bekannten von der „Goldenen Gans", geht dann mit ziemlich loſer Verknüpfung

in eine Variante vom „Bärenhäuter“ über, und verbindet mit dieſer noch eine Geſchichte vom Garkoch, die ſich wie eine Reminiszenz an unſeren „Schatzgräber“ lieſt. Die Erzählung bei Muſäus wirkt jedenfalls viel einheitlicher und lebendiger. — An ein altes und beliebtes Volksmärchenmotiv erinnert endlich der Zug, daß ſich ein Jüngling zum Sterben in ein Bildnis verliebt und nicht eher raſtet, bis er das lebendige Original beſitzt (vgl. z B. den Anfang des „Treuen Johannes“ bei Grimm); hier iſt das freilich mehr novelliſtiſch ausgeführt.

S. 339, Z. 3 v. u. St. Wolfgang iſt der Schutzpatron der Schäfer.

S. 340, Z. 9 v. o. Wetterregel vom Thüringer Wald für Mariä Heimſuchung: Geht die Maria trocken hinüber, ſo geht ſie naß herüber, und umgekehrt (Haupts Zeitſchr. f. deutſches Altertum, 3, 365).

S. 342, Z. 9 v. o. queulen, heulen, winſeln.

S. 345, Z. 7 v. u. im vorgängigen vierten Teil a. d. 100. S., das heißt S. 217 dieſes Bandes.

S. 355, Z. 11 v. o. „Der junge Maler am Hofe“ iſt, nach Goedeke, Grundr. IV, 227 von Franz Kratter (zuletzt Theaterdirektor in Lemberg, geſt. 1830).

S. 363, Z. 9 v. o. Wer Gründonnerstags nicht neunerlei Kraut ißt, kriegt das Fieber.

S. 369, Z. 6 v. o. Des Kardinals: Rohan, in der bekannten, damals aktuellen Halsbandgeſchichte.

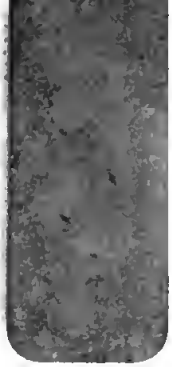
S. 379, Z. 6 v. o. Anton Thevenet uſw. „Eine Geſchichte, von welcher damals eine geraume Zeit lang alle Zeitungen voll waren“ (Wieland).

S. 380, Z. 5 f. v. u. Amarant und Nanntchen, das Liebespaar in den „Liedern zweier Liebenden“ von Göckingk, zugleich alſo dieſer und ſeine Liebſte und ſpätere Frau Ferdinande Vopel. Göckingk war 1770—86 Kanzleidirektor in Ellrich.

S. 381, Z. 15 v. u. „Schnacken, Schnurren und Charakterzüge“ erſchienen Berlin 1783 in 2 Bänden. Der Verfaſſer war J. J. A. v. Hagen.

Druck von Oscar Brandstetter in Leipzig

AUG 1961



DO NOT REMOVE

SLIP FROM POCKET

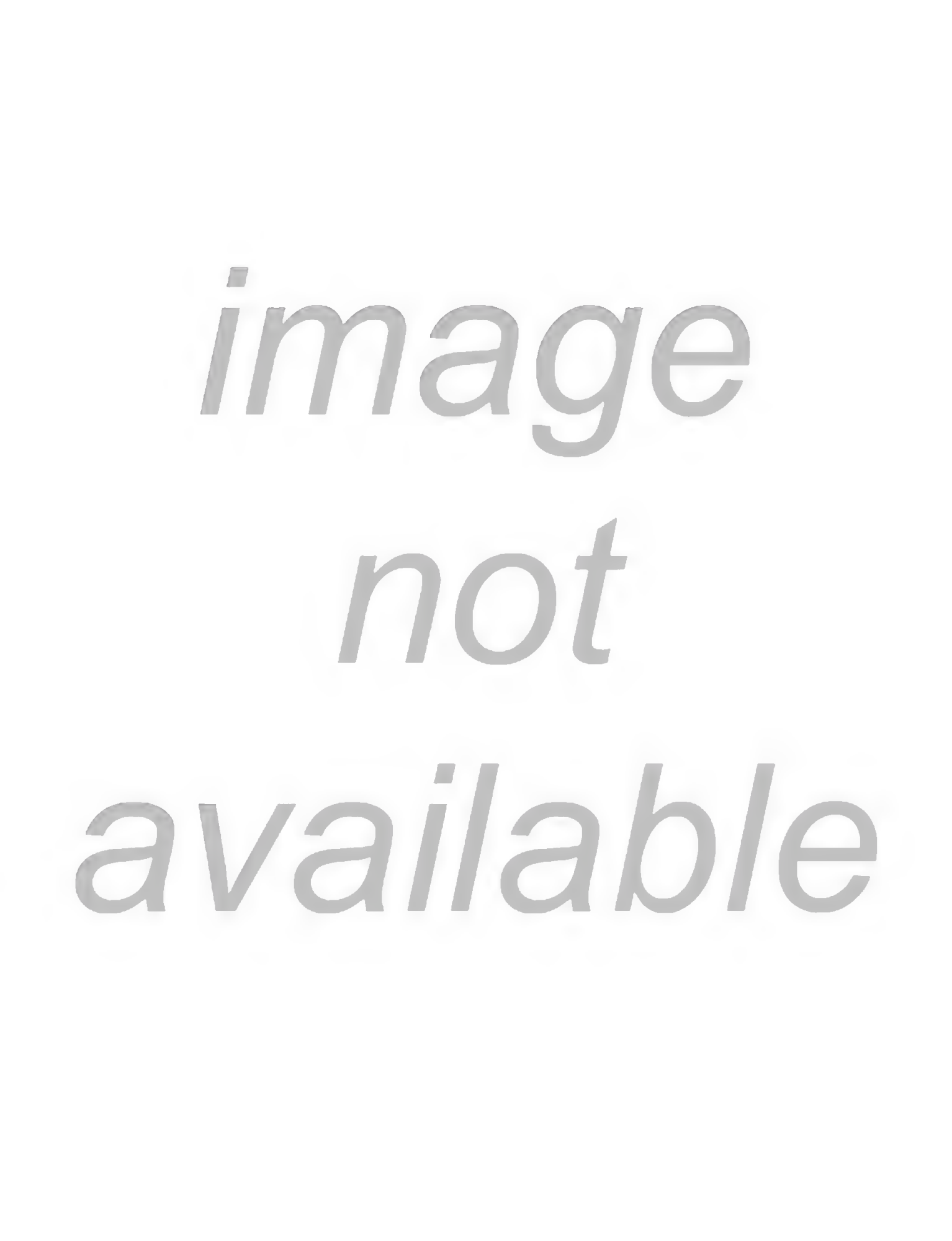


image
not
available